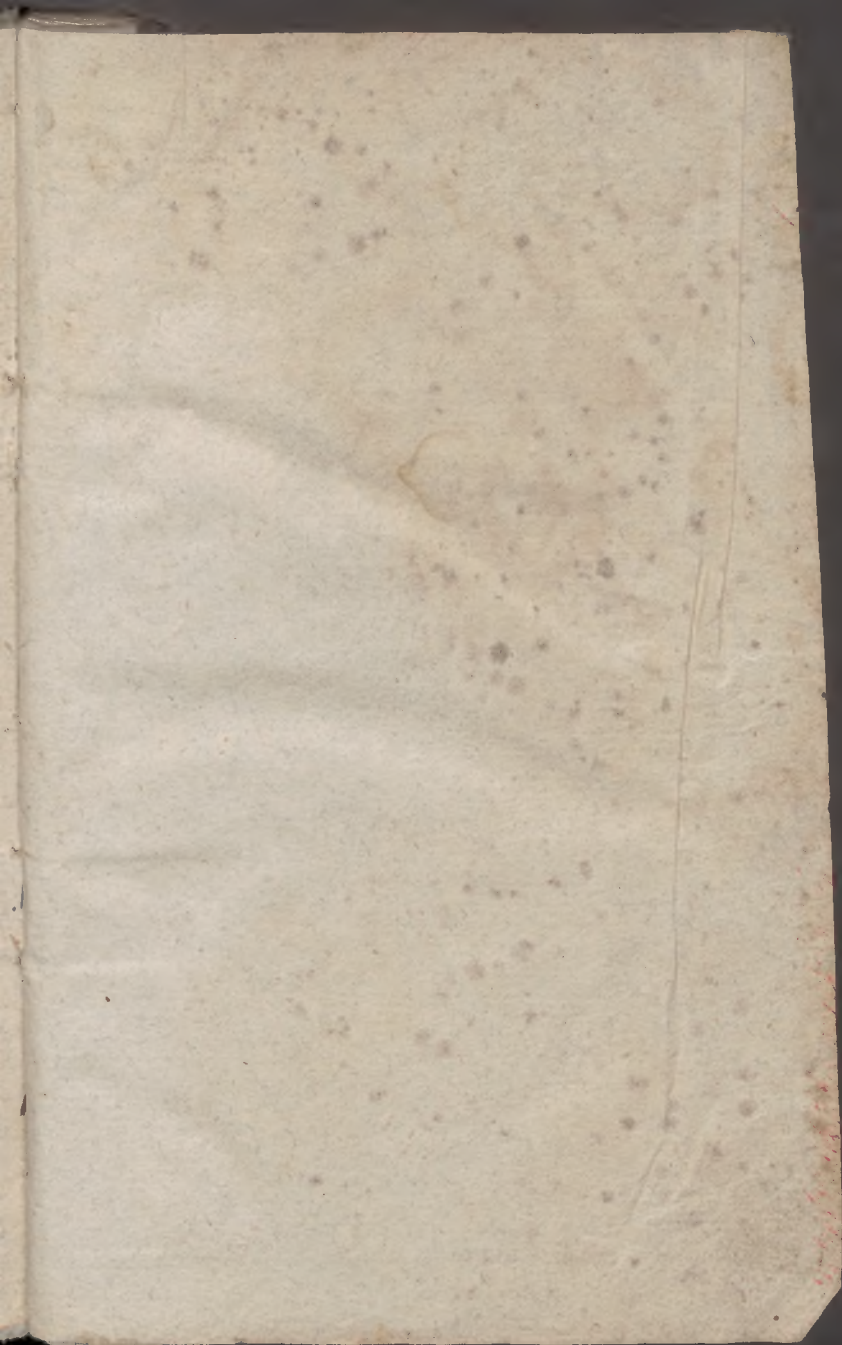
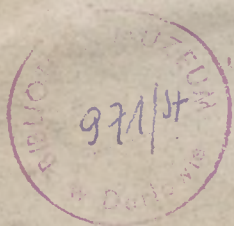




Dem Inspektor n. 1789 f. 18
nach n. Dr. Hans Balgus.



No. 4.
Der
Deutsche Merkur.

April 1789.

Inhalt.

- I. Ueber das bisherige Schicksal der Kantischen
Philosophie. , , , S. 3
- II. Fortsetzung der geheimen Geschichte des Phi-
losophen Peregrinus Proteus. , — 36
- III. Mahomet. Ein Fragment aus Gibbons
Fortsetzung seiner Geschichte vom Verfall
und Untergang des Römischen Reichs. — 70
- IV. Ein paar Goldkörner aus — Makulatur
oder Sechs Antworten auf sechs Fragen. — 94
- V. Musikalische Anekdoten aus einem Schreiben
des Hrn. G****. , , — 105
-

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich
bekantermachen,

- 1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser
Teutschland abonniren; auch ist derselbe
- 2) in allen Buchhandlungen zu finden, für
welche Hr. Buchhändler Götschen zu Leip-
zig die Haupt-Commission und Versendung
besorgt.
- 3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. pri-
vil. Adress- und Zeichungs-Comptoir zu
Hamburg wie bisher unsere Aufträge, und
- 4) für ganz Frankreich, Elsass und die West-
reichischen Niederlande hat die Akademische
Buchhandlung zu Straßburg die Haupts
Commission übernommen.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur ers
gebl. sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen
die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Anzeige.

**Practischer und deutlicher Unterricht Woll-,
Tuche und wollne Zeuche zu färben, für Sa-
brikanten und Färber, herausgegeben von
Ch. St.**

Sellot, Gulich, Pöner und andere große Männer haben vortrefliche Werke über die Färbekunst herausgegeben. So nützlich dieselben für Leute von gelehrten Kenntnissen sind, so wenig können sie von Küssen hern der Fabriken und andern Färbern genutzt werden, weil es diesen gewöhnlich an Kenntniß der Chymie und Physik, und jenen großen Theoretikern oft an practischen Erfahrungen in den Fabriken und Manufakturen Geschäften fehlt. So wird zum Veyispiel in den Werken der genannten Schriftsteller zu wenig Rücksicht auf die erste Regel aller Fabriken auf Ersparniß genommen. Durch diese Gründe ist der Verfasser bewogen worden, folgenden practischen Unterricht, welcher die Erfahrungen enthält, die er während seines Lebens, als Vorsteher einer großen Fabrikanstalt gemacht hat, herauszugeben. Vornehmlich ist seine Absicht, deutlich für Jedermann zu seyn, und sein Grundsatz, den er immer Augen gehabt: wohlfeil und gut.

Die Fabrik, welche nach Gulichs Anweisung mit destillirten Citronensaft und andern kostbaren Essenzen, oder nach Sellot schwarz — zwar schön und haltbar, aber theuer — färben wollte, würde schwerlich ihre
Recht

Rechnung dabey finden. So ist Hellots Art, die Rube anzusehen, nicht so kurz und bestimmt, als die des Verfassers. Auch wird man finden, daß er bey dem Sächsischen Grün und Sächsischen Blau, wie die mehresten Chymiker, vorschlägt, den Indig zu waschen und zu verfeinern; daß aber bey seinem Verfahren nur 2 Procent, statt 20 Procent, Abgang sind, und dens noch die Farben viel lebhafter und feuriger werden. Nicht weniger schmetzelt er sich, daß Andere, so wie er, die Art Scharlach, Eramoisi, und Rosenroth zu färben, nach seiner Anweisung am besten und wohlfeilsten finden werden.

Zuletzt ist ein kleines Wörterbuch der bey der Färberey gebräuchlichen Kunstwörter, wie auch vieler in der Färberey vorkommenden Materialten, ihrer Entstehung und ihres Gebrauchs für ungelehrte Färber beygefügt.

Dieses Buch wird ungefähr 20 bis 24 Bogen stark, und in der Ostermesse 1789 bey mir zu haben seyn.

Georg Joachim Böschel,
Buchhändler in Leipzig.

Von der Emmelina or the Orphan of the castel
wird bey dem nehmlichen Verleger nächstens eine teutsche Uebersetzung erscheinen.

Der
Deutsche Merkur
vom
Jahre 1789.

Ihro Römisch-Kaiserlichen Majestät
zugeeignet.



Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg
gnädigstem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.



Der Deutsche Merkur.

April 1789.

I. Ueber das bisherige Schicksal der Kantischen Philosophie.

Da die Periode, welche in der Geschichte der deutschen Philosophie unmittelbar auf die Leibnizisch-Wolffische folgt, gegenwärtig noch nicht vorüber ist: so darf es um so weniger befremden, daß ihre Vorzüge sehr verschieden beurtheilet werden, und daß man eben so wenig einig ist, ob man ihr den Namen der Erlektischen oder der Empirischen beyzulegen, als ob man ihr bevorstehendes Ende für den Anfang oder das Ende des goldenen Zeitalters der Wissenschaft anzusehen habe. Sonderbarer dürfte es bey dem ersten Anblicke scheinen, daß auch über die vorhergegangene Periode die Meinungen nicht weniger getheilt sind, und daß selbst dasjenige Verdienst ihres Stifters, wodurch derselbe den

A 2

Grund

Grund zu der gegenwärtigen legte, sogar von den Lobrednern und Vertheidigern der letztern, so laut und so allgemein verkannt worden ist.

Wolf hatte dadurch, daß er den Entdeckungen des großen Leibniz wissenschaftliche Form gab, ein vollendetes System dogmatischer Metaphysik aufgestellt; ein System, dem noch kein Dogmatiker bis auf den heutigen Tag etwas Wesentliches zu nehmen oder hinzuzufügen gewußt hat, und von dem die spätern Effektiker nur dann erst abzuweichen anfiengen, als sie beym Vortrag der Metaphysik Ordnung, Zusammenhang und Bestimmtheit aufgaben. Noch nie hat wohl ein philosophisches System eine so schnelle und so allgemeine Aufnahme gefunden als das Leibnizisch-Wolfsche. Unsere philosophischen Schriftsteller, zumal die bestellten Lehrer unter ihnen, die gewissermaßen durch ihren Beruf auf eine einzige Art des Dogmatismus *) eingeschränkt sind, erklärten sich, wenige ausgenommen, für eine Philosophie, in welcher sie mit einer bis dahin noch nie gesehenen Gründlichkeit das Interesse der Religion und der Moral mit den kühnsten Ansprüchen der speculirenden Vernunft vereinigen fanden.

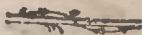
Alein eben darum und eben so schnell verloren die wesentlichen Grundsätze dieser Philosophie den Reiz der Neuheit, nahmen durch ihren vielfältigen Gebrauch die

Popus

*) Des Deistischen nämlich.

Popularität gemeiner und alltäglicher Marimen an, und die Selbstdenker waren bald genug genöthiget, sich an dem Leitsaden jener Grundsätze auf das Feld der Beobachtung hinauszuwagen, nachdem ihnen Wolf auf dem Felde der Speculation so wenig zu thun übrig gelassen hatte. Nichts war natürlicher, als daß der zergliedernde Scharfsinn seine Arbeit an den concreten Erfahrungsbegriffen fortsetzte, nachdem sie an den abstracten Notionen vollendet schien, und daß man zu beobachten anfieng, nachdem man zu definieren aufhören mußte.

Noch vor kurzem hat man das Verdienst dieser neuen beobachtenden Philosophie dadurch in das hellste Licht zu setzen geglaubt, daß man sie mit der herabgewürdigten Wolfischen in den schärfsten Contrast stellte: ohne zu bedenken, daß die Probleme, welche von der ersten der Natur vorgelegt wurden, größtentheils in den nachmals so verschrienen Wolfischen Definitionen entweder zuerst aufgeworfen oder wenigstens näher bestimmt worden; daß das Studium der Erfahrung keineswegs dem gemeinen auch noch so gesunden Menschenverstande, sondern nur der durch Principien geschärften und durch Speculation geübten Vernunft gelingen konnte, und daß die durch planloses Heruntertappen aufgegriffenen und durch bloße Zufälle erworbenen Sachkenntnisse, ohne das wissenschaftliche Gepräge, das ihnen der systematische Geist aufdrückt, rohe und unbrauchbare Schätze bleiben müssen.



Die Schule der neuern Empiriker hat die philosophische Welt mit Compilatoren bevölkert; aber die Wolfische hat ihr die Stifter der eigentlichen Psychologie und Aesthetik auferzogen, durch welche die ältern und neuern Versuche der Engländer in diesen Fächern so schnell und so weit übertroffen wurden. Aus ihr sind die Stifter der gereinigten Theologie und des geläuterten Geschmacks hervorgetreten, philosophische Theologen und philosophische schöne Geister, durch welche die Fackel der Philosophie in Gegenden gebracht wurde, wo sie unter den Deutschen bis dahin noch nie geleuchtet hatte, von dem geheimnißvollen Dunkel des Allerheiligsten bis in die Kabinette der Großen und an die Pustische der Damen.

Ein Zusammenfluß günstiger Umstände, deren Aufzählung nicht hieher gehört, schien den Einsturz der alten leidigen Scheidewand zwischen Welt und Schule vollendet zu haben, und die Wolfischen Grundsätze wirkten ungehindert auf dem neueröffneten unermesslichen Felde fort, während die auf sie gebauten metaphysischen Dogmen der eigentlichen Wolfianer, einerseits über die neuen vielfältigen Anwendungen jener Grundsätze aufs Empirische in Vergessenheit, andererseits aber durch die immer weiter um sich greifende Freyheit des Denkens in Verfall geriethen, und der streng systematische Vortrag in eben dem Verhältnisse sein voriges Ansehen einbüßte, als die Beyspiele seßelfreyer und geschmack-

geschmackvoller Einkleidung philosophischer Untersuchungen unter uns zahlreicher wurden. Es wurde nun über jede menschliche, bürgerliche, häusliche Angelegenheit von der größten bis zur kleinsten in Prosa und in Versen philosophiert. Um die neue Ausbeute aufzunehmen und nur einigermaßen in Ordnung zu bringen, wurden die neuen Fächer vervielfältiget; Anthropologie, Geschichte der Menschheit (des menschlichen Geschlechtes) Philosophie der Geschichte, der Sprache, der Erziehungskunst u. s. w. wurden in den Rang der Wissenschaften und neuerobelter Provinzen der Philosophie eingesetzt.

Was würden Leibniz, Wolf, Baumgarten, von demjenigen gedacht haben, der ihnen vorhergesagt hätte, daß eine Zeit kommen würde, wo die Metaphysik in eben dem Verhältnisse verlieren, als die Philosophie gewinnen müßte? Diese Zeit ist wirklich da gewesen, und sie ist noch lange nicht vorüber. Aber freylich hat sich auch die Bedeutung des Wortes Philosophie während derselben sehr verändert. Das eigentliche Gehalt dieser Wissenschaft wurde immer unbestimmter, je weiter die Philosophen ihre Eroberungen ausbreiteten. Das Ansehen und der Einfluß der ehemaligen Königin aller Wissenschaften sanken um so tiefer, je weniger man ihr und je mehr man der Erfahrung zu verdanken hatte, welcher man endlich auch sogar die unentbehrlichsten Principien zueignete, je mehr diese nach

und nach ihr wissenschaftliches und gelehrtes Gepräge verlohren, und den Namen der Ausprüche des gesunden Menschenverstandes angenommen hatten.

Indessen daß die empirische Seelenlehre von allen Seiten her mit den wichtigsten Aufschlüssen über die verborgensten Eigenschaften des menschlichen Geistes und Herzens bereichert wurde, die Bekanntschaft mit unserm Planeten durch physische Geographie, Länder- und Völkerkunde, außerordentliche Fortschritte that, und die positive Theologie und die Volksreligion durch die merklich gereinigte Mythologie an Sittlichkeit und Vernunftmäßigkeit beträchtlich gewann, wurden die rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie theils vernachlässiget, theils gemißhandelt. Diese Theile der Metaphysik, — die kurz vorher durch das, was Descartes und Leibniz für den Inhalt, Wolf und Baumgarten aber für die Form derselben gethan hatten, auf dem unerschütterlichen Grund einer allgemeingültigen Ontologie für die Ewigkeit gebaut zu seyn, und die vollendete Schutzwehre der Religion und der Moral gegen Aberglauben und Unglauben auszumachen schienen, — wurden nun auf einmal selbst von Vertheidigern der Religion und Moral als unhaltbar und entbehrlich aufgegeben. Es war dem größern Theile des philosophischen Publicums, der mit Auffammeln und Zusammenordnen von Thatsachen alle Hände beschäftigt hatte, um so weniger zu verdenken, daß er das heiligste Interesse

teresse der Menschheit durch sich selbst und den gesunden Menschenverstand eben so sehr gesichert, als durch die Metaphysik gefährdet glaubte, da die letztere auch sogar unter den Händen der Wenigen, die ihr noch aus Veruss oder Neigung oblagen, das Systematische und Allgemeingültige, wodurch sie allein ihre vorigen Aussprüche zu rechtfertigen vermocht hätte, immer mehr und mehr verlor. Auch die Metaphysik sollte nun auf Erfahrung gegründet, und Leibniz durch Locke bereichet, oder vielmehr die Theorien von beyden sollten mit einander vereinigt werden.

Aber die Nothwendigkeit und Allgemeinheit der ontologischen Principien wurde in eben dem Verhältnisse verdächtiger, als der Versuch, sie von der Erfahrung abzuleiten, allgemeinem Beyfall fand. Aus den Grundsätzen waren nun Meynungen geworden; sie erschienen in jedem neuen philosophischen Werke in eine andere Formel eingekleidet; jeder denkende Kopf suchte sie nach seiner Weise zu bestimmen, baute sich ein eigenes System, und benutzte die Bruchstücke älterer, einander entgegengesetzter Systeme, die ihm in das Geheime zu passen schienen.

Man hatte nach und nach alle großen Geister, die sich eigene Bahnen gebrochen hatten, beschworen; allein die Antwort eines jeden war von jedem seiner verschiedenen Beschwörer anders verstanden worden,



den *), weil man über den Sinn der Fraggunkte nicht einig, oder vielmehr, weil derselbe durch nichts allgemeingültiges bestimmt war. Die auf diese Weise entstandenen philosophischen Versuche, von denen manche noch vor zwanzig Jahren das größte Aufsehen gemacht haben würden, fanden jetzt eben so wenige Tadler als Bewunderer. Die Widersprüche, mit welchen jedes der neuen Lehrgebäude behaftet war, konnten bey dem immer mehr überhandnehmenden Ekel an metaphysischen Untersuchungen, bey der Ungewohntheit über anschauungslose Vorstellungen zu philosophieren, und bey der Schwierigkeit sich aus den Labyrinthten so vieler entgegengesetzten und mit gleichem Scharfsinne unterstützten Meinungen herauszufinden, kaum dem kleinsten Theile der kleinen Anzahl von Lesern sichtbar werden, die noch an Schriften dieser Art einiges Interesse fanden. Auch die Scharfsichtigsten unter ihnen mußten nicht selten durch Genieschwünge und schimmernde Diction, am öftersten aber durch die rhapsodische Form der Einkleidung geblendet werden, die eine nothwendige Folge unbestimmter Begriffe und unzusammenhangender Grundsätze ist, Schriftstellern aber, denen sie Bequemlichkeit, und Lesern, denen sie Unterhaltung gewährt, die gesegnete Frucht des ächten philosophischen Geistes und des gebildeten Geschmacks heißt.

In

*) Man vergleiche zum Beispiel was in der neuesten Zeit Mendelssohn, Jakobi, Rehberg und Herder über den Spinozismus geschrieben haben.

In den Lehrbüchern hatte die Philosophie in eben dem Verhältnisse die Form der Geschichte angenommen, als sie sich von der Form der strengen Wissenschaft entfernte. In der Logik wurde überhaupt Vorstellungen haben mit Denken im strengsten Sinne verwechselt, größtentheils nur empirische Psychologie abgehandelt, und der eigentlichen Gesetze des Denkens gemeiniglich nur im Vorbeygehn, nicht selten mit Mißbilligung, unter der Rubrik verjährter Spitzfindigkeiten erwähnt. Der Raum, welcher der Metaphysik bestimmt blieb, wurde zum Theil durch die Aufzählung der berühmtesten metaphysischen Lehrmeinungen, und durch die Beurtheilung derselben nach den sogenannten Aussprüchen des gesunden Verstandes, ausgefüllt.

Man fuhr freylich noch immer fort die Grundwahrheiten der Religion und der Moral zu demonstrieren, aber mit Beweisen, denen kaum mehr der lächerlichste Kathederstolz selbst Allgemeingültigkeit zutraute. Der eine Verfasser stellt ein ganzes Heer von Argumenten auf, deren er jedes schon darum für unüberwindlich hält, weil die Wahrheit, von der die Rede ist, nicht bezweifelt werden darf. Ein anderer, überzeugt daß nur ein einziger Beweis gelten könne, widerlegt alle übrigen, und glaubt dadurch den Seinigen erhärtet zu haben, der aber leider von einem mißgünstigen Collegen als erschlichen und widersprechend befunden wird. Ein Dritter endlich hilft sich aus der Verlegenheit, in welche

ihn



ihn die Collision seines Skepticismus mit seiner Amtspflicht versetzt, dadurch, daß er alle bisher bekannt gewordenen Beweise historisch vorlegt, ohne sich vorher ausschließend für einen derselben oder zusammengenommen für alle zu erklären.

Was Wunder, daß die breite Heerstraße der neuen Schulphilosophie, auf welcher sich die Anführer selbst unaufhörlich einander in den Weg treten, von Selbstdenkern, die durch keinen näheren Beruf auf dieselbe verschlagen werden, immer mehr und mehr verlassen wird! Einige dieser Letztern haben neuerlich mit Spinoza den entgegengesetzten aber viel consequenteren Dogmatismus, andere mit Pascal den Supernaturalismus, andere endlich mit Zume den dogmatischen Skepticismus vorgezogen; während der große Haufen von Halbdenkern, der gleichwohl nicht blöde genug ist das immer zunehmende Schwanken der erschütterten Metaphysik nicht wahrzunehmen, an allem, was sich nicht mit Händen greifen läßt, zu zweifeln anfängt, und auf seine unphilosophische Gleichgültigkeit, die als les, was nicht ohne Schwierigkeit zu erklären ist, das hingestellt seyn läßt, unter dem gemißbrauchten Namen des kritischen Skepticismus stolz thut.

Indessen daß sich der Mangel allgemeingültiger Principien durch die angeführten Erscheinungen in der philosophischen Welt eben so laut ankündigte, als das Bedürfniß derselben bey der übrigens so hoch gestiegenen Cultur

Kultur immer dringender wurde, erschien das größte Werk des Königsbergischen Philosophen, welches nichts geringeres zum Zwecke hat, als jenem Mangel auf immer abzuhelpfen, und welches, wie einige dafür halten, diesen Zweck unmöglich verfehlen kann. Noch nie ist wohl ein Buch, ein einziges ausgenommen, so angestaunt, bewundert, gehaßt, getadelt, verkehrt und mißverstanden worden. Einige Jahre hindurch schien man kaum das Daseyn desselben bemerkt zu haben, und wenn es gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit des philosophischen Publikums beschäftigt, so ist ihm diese Ehre nur sehr allmählig, und nicht so viel durch sich selbst als durch außerordentlich anpreisende und verschreyende Berichte zu Theil geworden.

Bisher haben sich noch sehr wenige Schriftsteller von Bedeutung für das Kantische System erklärt, das sich von allen bisherigen auch dadurch auszeichnet, daß es entweder durchgängig angenommen, oder verworfen werden muß. Aber diese wenigen haben in demselben eine vollendete, völlig befriedigende Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens, die einzig mögliche Quelle allgemeingültiger Grundsätze, und das in der Natur des menschlichen Geistes gegründete System aller Systeme gefunden.

Nichts war natürlicher als daß diese und ähnliche Urtheile, die von den Freunden der Kritik denjenigen die das Werk selbst nicht gelesen oder nicht verstanden hatten

hatten, auch nicht bewiesen werden konnten, von dem größten Theile als stolze Annahmen und lächerliche Uebertreibungen aufgenommen wurden.

Es fehlte nicht an einigen unbärtigen und bärtigen Schriftstellerchen, die theils um etwas neues zu Markte zu bringen, theils um ihren Tiefinn bewundern zu lassen, sich zu Aposteln des alleszermalmenden Kants aufwarfen, und durch die Art wie sie sich dabey benahmten den Unwillen und den Spott wirklich verdienen, gegen den die denkenden Verehrer des Kantischen Verdienstes durch alles, was sie zur Bestätigung ihrer Urtheile vorbringen konnten, kaum gesichert waren.

Eine beträchtliche Anzahl philosophischer Köpfe, auf welche Teutschland mit Recht stolz ist, und unter diesen die Meisten der berühmten akademischen Lehrer, haben sich entweder gegen das ganze neue System, oder, welches in der That eben dasselbe ist, gegen wesentliche Theile desselben erklärt; und die Natur der Sache brachte es mit sich, daß diese Männer die Kritik der Vernunft durch ihre Einwürfe und Bedenklichkeiten um so tiefer herabsenken mußten, je erhabener der Reichthum gewesen wäre, den sie ihr eingestanden haben würden, wenn sie ihre Prüfung ausgehalten hätte.

Die rüstigen Schriftstellerchen ergriffen auch bald bey der Behandlung des neuen Modeartikels meistens lieber die Parthey gegen Kant; denn hier hatten sie
ungleich

angeleich berühmtere Namen auf ihrer Seite, und die gewisse Aussicht, nicht etwa Nachbeter sondern Widersleger und Belehrer des Mannes zu heißen, dem selbst seine angesehensten Gegner ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Sie wiederholten daher die Angriffe ihrer hohen Allirten, oder ahmten dieselben vielmehr mit den von jenen abgeborgten Waffen nach, die das, was sie in ihren Händen an voriger Schärfe verlohren, an dem schweren Nachdruck gewannen, der dem bleyernen Wiße eigenthümlich ist.

Die allgemeinste unter den vielen Klagen, die bisher über die Kritik der Vernunft vorgebracht worden sind, legt ihr Unverständlichkeit zur Last. Diese Klage wird auch sogar von denjenigen geführt, welche das Kantische System widerlegt zu haben glauben, und die sich eben darum billig zutrauen sollten, daß sie es verstanden hätten. Gleichwohl ist noch keiner unter den zahlreichen Gegnern aufgestanden, der behauptet hätte er habe das Werk durchgängig verstanden, keiner, der nicht wenigstens sich selbst gestehen müßte, er habe an vielen Stellen unüberwindliche Dunkelheit gefunden.

Die meisten halten diese Dunkelheit für eine natürliche Folge der offenbaren Widersprüche, die sie an den ihnen verständlichen Stellen gefunden zu haben meynen; während die Anhänger des neuen Systems die Quelle dieser Widersprüche in jener Dunkelheit entdeckt zu haben behaupten, die ihnen wenigstens nicht unüberwindlich



lich gewesen seyn soll, so schwer sie auch ihrem Verständnisse nach zu überwinden war. Ihre Antworten auf alle bisherigen Einwürfe, so wie die Erklärungen, die Herr Kant selbst über einige derselben bekannt gemacht hat, haben keinen andern Inhalt, als daß sie die Gegner über den mißverstandenen Sinn der Kritik der Vernunft zurechtweisen, wodurch sie aber auch gewiß den Vorwurf vielmehr eingestehen und ablehnen, daß eine Schrift, die von so vielen scharfsinnigen Köpfen und so allgemein für competent gehaltenen Richtern mißverstanden wird, äußerst dunkel seyn müsse.

Diese Hauptanklage gegen ein Werk, das wenigstens in Rücksicht auf das, was von ihm verheißen wird, von unbezweifelter Wichtigkeit ist, verdient um so mehr eine nähere Beleuchtung, je mehr es sich in der Folge zeigen wird, daß sie mit dem von mir geschilderten Zustande der herrschenden, sogenannten eklettischen Philosophie, innigst zusammenhängt; daß von ihren eigentlichen Gründen das ganze bisherige Schicksal des Kantischen Systems bestimmt worden ist, und daß sich aus diesen Gründen alle übrigen gegen das letztere lautgewordenen Anklagen, z. B. über Wiederherstellung scholastischer Epikurdingigkeiten, unnütze Sprachneuerungen, Einführung des trostlosen Skepticismus, Aufstellung eines neuen Idealismus, Umsturz der Grundwahrheiten der Religion und der Moral, vollkommen befriedigend erklären lassen.

Gesetzt

Gesetzt also, die Kritik der reinen Vernunft hätte das große Problem der Entdeckung und Festsetzung allgemeingültiger Principien wirklich aufgelöst, sie enthielte bereits das, durch die Natur unsres Erkenntnißvermögens bestimmte und in seinen Gründen bis an die Grenzen alles begreiflichen zurückgeführte, einzig mögliche System aller speculativen Philosophie? —

„O! so müßte ja dieses System selbst von allen
 „Schwierigkeiten frey seyn; alle Irrwege der Specu-
 „lation vermeiden; nicht neue Unbegreiflichkeiten an
 „die Stelle der alten setzen; es müßte höchst faßlich
 „seyn, und durch eine über alle Sophismen spitzfindi-
 „ger Gräbeley siegende Analytik alle Einwürfe zu Bos-
 „den schlagen, und allen unfreywilligen Täuschungen
 „des wahrheitsuchenden Forschens abheifen. — Wie
 „können wir andern, die wir dasselbe kennen oder nicht
 „kennen, uns so große Dinge von einem dogmatischen
 „Systeme versprechen, dessen Beweise äußerst abstrus,
 „und den wenigsten Menschen faßlich sind, und dessen
 „Resultate sich von den Principien der bekannten Me-
 „taphysik, und den simplen Lehren der schlichten Mens-
 „chenvernunft gleich weit entfernen!“ *)

Es

*) Was ich hier aus Herrn Corrodi's Versuch über Gott, die Welt und die menschliche Seele, Berlin bey Nikolai 1788. entlehnt habe, dürfte wohl von den meisten, wo nicht von allen Gegnern des Kantischen Systems



Es würde zu nichts nützen, wenn ich dieser beweislosen Einwendung der Gegner, die eben so beweislosen Urtheile der Bertheidiger der Kritik der Vernunft die in derselben alle die angeführten Forderungen wirklich erfüllt glauben, entgegenstellen wollte. Ich bedarf aber auch

Erstens unterschieden werden. Allein, wenn eben derselbe Verfasser S. 401 schreibt: „die Kritik der Vernunft stelle ein neues metaphysisches System auf, das der unmetaphysische Denker so wohl als die übrigen für ein fein gesponnenes Gewebe von Sophistereien halten muß, das dahin abzielt uns alle Erkenntniß von wirklichen Dingen zu entreißen, und allen Zusammenhang zwischen Wahrheit und Erkenntniß zu vernichten.“ so dürfte wohl ein beträchtlicher Theil jener Gegner mir bestimmen, wenn ich behaupte (was ich zu seiner Zeit beweisen werde) daß Herr Corrodi, was er hier so hart und so entscheidend beurtheilt, in der That nicht verstanden habe. Hat er doch den so bestimmt angegebenen und leichtfaßlichen Sinn verfehlt, in welchem ich in meinem zweiten und dritten Briefe über die Kantische Philosophie behauptete „die Kritik der Vernunft habe den alten Streit zwischen Metaphysik und Hyperphysik auf immer beigelegt.“ Er meint S. 418 „Selbst Kant würde über diese meine Behauptung — lächeln müssen.“ Nach Hin. Kants Erklärung im teutschen Merkur Jenner und Februar 1788 kann es wohl nicht zweifelhaft seyn, über wen von uns beiden Herr Kant gelächelt haben würde, wenn hier etwas zu belächeln wäre.

auch um meine Betrachtungen, jener Einwendung ungeachtet, fortsetzen zu können, keines günstigen Vorurtheils für die Parthey zu der ich mich bekenne. Es ist genug, wenn mir meine Leser, wie ich wohl annehmen darf, einräumen: es finde keine absolute Unmöglichkeit statt, daß die Kritik der Vernunft eben so wohl von ihren Gegnern als von ihren Vertheidigern mißverstanden sey, ungeachtet bisher die erstern so wohl an Zahl als an Celebrität den letztern überlegen waren. Es war nicht nur der größere, sondern auch sogar der bessere Theil von Newtons gelehrten Zeitgenossen, der (zumal in den erstern Jahrzehenden nach der Bekanntmachung der neuen Entdeckungen desselben) in der nunmehr allgemein geltenden Theorie dieses großen Mannes, Entfernung von allen bis dahin bekannten Principien der Physik sowohl als der simplen Lehren des schlichten Menschenverständes, Widersprüche, Unbegreiflichkeiten, und vor allen Dingen unüberwindliche Dunkelheit in den Beweisen gefunden hat. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch, würde man in Frankreich über den Newtonianer gelächelt, und (vielleicht mit eben so viel Bitterkeit, aber nur mit etwas mehr Feinheit als unsre gegenwärtigen Popularphilosophen über die kritischen) gespottet haben, der seinen Zeitgenossen vorhergesagt hätte, die Attractionslehre würde von ihren Nachkommen eben so allgemein angenommen und bewundert werden, als sie ein Menschenalter vorher verworfen und herabgesetzt wurde? Was würde man

vollends in Rom über die Behauptung geurtheilt haben: Newton habe Mittel gefunden, die von der täglichen Erfahrung widerlegte, der heiligen Schrift widersprechende, vom apostolischen Stuhle verdamnte Lehre von der Bewegung der Erde zu einer so unwidersprechlichen Gewißheit zu erheben, daß sie einige Jahrzehende nachher auf allen philosophischen Kathedern dieses Hauptfizes der Rechtgläubigkeit, mit Vorwissen und guter Verwilligung des obersten Glaubensregenten selbst, gelehrt und vertheidiget werden würde?

„Das Newtonische System hat diesen Triumph
„seiner mathematischen Evidenz zu verdanken, auf
„welche doch wohl das Kantische keinen Anspruch zu
„machen hat.“

Gleichwohl hat selbst durch diese mathematische Evidenz die beynahe allgemeine Empörung der gleichzeitigen Philosophen gegen Newton, welche mit der gegenwärtigen gegen Kant eine so auffallende Aehnlichkeit hat, nicht verhindert werden können. Denn auch diese Evidenz hieng von Beweisen ab, die selbst für den größten Theil der damaligen Mathematiker unverständlich waren, oder wenigstens von ihnen dafür erklärt wurden. Wie? wenn nun die Kantischen Beweise für die Wenigen, welche sie bisher verstanden haben, eine logische Evidenz hätten, die in Rücksicht auf ihre überzeugende Kraft der mathematischen, die anfangs auch nur von einigen wenigen an den Newtonischen

nischen wahrgenommen wurde, wirklich zur Seite stünde? — Welcher Philosoph ist nicht gegenwärtig von der falschen Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren und der sechzehn Schlussformeln überzeugt? Allein, wer erinnert sich nicht der Zeit, wo man die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser logischen Spielwerke mit eben der logischen Evidenz einzusehen wähnte, wosmit man gegenwärtig das Gegentheil wirklich einsieht? Den vielen und berühmten Vertheidigern jener vier syllogistischen Figuren mußte die gegenwärtige Uebereinstimmung über die Nichtigkeit derselben eben so unmöglich vorkommen, als den heutigen Vertheidigern der vier metaphysischen Systeme (des Spiritualismus, Materialismus, dogmatischen Scepticismus, und Supernaturalismus) der unvermeidliche Umsturz dieser einants der entgegengesetzten Systeme, und der dadurch erhaltene Friede auf dem Gebiete der speculativen Philosophie, unbegreiflich und ungereimt scheinen muß.

Gesetzt also daß in der Kritik der Vernunft vorhandene System der Principien der eigentlichen Philosophie wäre wirklich allgemeingültig, es wäre so ganz in der Natur des menschlichen Geistes gegründet, daß es von jedem, der dasselbe durchgängig verstanden, als wahr befunden werden müßte; (eine Voraussetzung von der ich hier nichts weiter behaupte, als daß sie keine absolute Unmöglichkeit habe) so behaupte ich: „daß erstens in der Natur eines solchen Systemes zus-

sammengenommen mit dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie, zweytens in der Art, wie dieses System in dem Kantischen Werke vorgetragen ist, und vorgetragen werden mußte, Gründe vorhanden sind, aus welchen sich vollkommen begreifen läßt, warum die Kritik der Vernunft nicht nur von dem größten, sondern auch von dem bessern Theile gleichzeitiger Philosophen mißverstanden werden mußte; Gründe, aus welchen sich (wie ich hoffen darf) das bisherige Schicksal der Kantischen Philosophie auf eine Art erklären läßt, die eben so wenig etwas der Ehre ihres Stifters vergiebt, als dem Ruhme ihrer verdienstvollen Gegner zu nahe tritt.

Sollten die neuen Principien wahrhaft allgemeinsgütig, und ihrer Natur nach dazu gemacht seyn allgemeingeltend zu werden, so müßten sie jeder bisherigen philosophischen Sekte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit der größten Bestimmtheit das Wahre, das in den respectiven Grundsätzen jeglichen Systemes enthalten ist, in sich fassen, das Falsche ausschließen, und dadurch ein System aufstellen, welches jeden Selbstdenker das, was er aus seinem Gesichtspuncte richtig gesehen hatte, wiederfinden ließe. Indem nun zu diesem Behufe bey der Entwicklung der neuen Principien manche der paradoxesten Behauptungen hervorgesucht und in Schutz genommen, manche der ausgemachtesten hingegen bezweifelt und widerlegt werden müßten: so
ist

ist nichts natürlicher, als daß es der erste Versuch dieses Art, und wäre er auch noch so meisterhaft ausgefallen, sowohl mit denen, welche dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie seine Form gegeben, als auch mit den übrigen, welche von ihm die Form ihres Philosophierens erhalten haben, verderben, und daß er sowohl von den unter sich einigen Popular-Philosophen, als von den untereinander streitenden Metaphysikern mißverstanden und --- widerlegt werden müßte.

Um zu seinem erhabenen Ziele zu gelangen, müßte der neue Versuch einen Weg einschlagen, der demjenigen gerade entgegengesetzt ist, auf welchem der große Haufe der Popularphilosophen bequem und unbesorgt fortzuschlendern gewohnt ist. Anstatt des leichten und unterhaltenden Herabsteigens vom Allgemeinen zum Besondern, vom Abstracten zum Concreten, von ununtersuchten für ausgemacht angenommenen Grundsätzen zu Thatfachen, müßte er nicht nur das mühsamere und langweiligere Hinaufsteigen wählen, sondern, sollte anders etwas auf immer entscheidendes bewirkt werden, dasselbe bis zu einer Höhe fortsetzen, die noch von keinem der tief sinnigsten Forscher erreicht wurde. Um seine aufzufindenden Principien mit dem Wahren an allen bisherigen Systemen zu vereinigen, müßte er von Behauptungen, welche von keiner Secte bezweifelt worden sind, ausgehen, das heißt, das allgemeinste was die bisherige Philosophie aufzuweisen hat, müßte

ihm das Besondere werden, von dem er sich zu dem Allgemeinen bis an die Gränze alles Begeistlichen erheben müßte, von der er alsdann zu erweisen hätte, daß sie wirklich die Gränze alles Begreiflichen wäre. Wie sollte ihm der Populärphilosoph ohne Schwindel folgen können? —

Was sollte aber auch den Populärphilosophen bewegen können, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, die eine Untersuchung dieser Art für ihn haben muß? Ihm kann es nicht einmal im Traume einfallen, daß es der Philosophie an unentbehrlichen Principien mangeln sollte. Die Seinige ist auf Formeln gebaut, die, durch die für sich feststehenden praktischen Grundwahrheiten, zu deren Beweis sie auf allen Akas demien gebraucht werden, geheiligt und bewährt, aus der Schule ins gemeine Leben übergegangen sind, und nun, als Aussprüche des allgemeinen Menschen sinnes gestempelt, aus dem gemeinen Leben wieder in die Schule aufgenommen werden; Formeln, die niemand in Anspruch nehmen darf, ohne seinen Antheil an den Sensus communis, und mit demselben sein Dacht an den Namen eines Philosophen einzubüßen. Wie abgeschmackt muß ihm nun jeder Versuch vorkommen, den Sinn jener Formeln zu prüfen, die er für unerklärbar hält, weil sie, seiner Meynung nach, jeder Erklärung — für uns erweislich, weil sie jedem Beweise zum Grunde liegen müssen? Trift er endlich gar auf Resultate, die sich mit diesen

diesen für ihn ewigen Wahrheiten, oder vielmehr mit dem Sinne, in welchem er die Formeln derselben genommen hat, nicht vereinigen lassen: o! so muß ihm schon dieser Umstand allein für die gründlichste Widerlegung des neuen Versuches gelten. Er muß es für die leichteste Sache von der Welt halten, solche ausgemachte und nur durch seine Sophisterei unterstützte Ungereimtheiten vor den Augen des Publikums in ihrer ganzen Blöße darzustellen. Er hält dieß für seine heiligste Pflicht, da er überzeugt ist, daß mit jenen Formeln zugleich die Fundamente der Religion und Moralität erschüttert, und durch die ungeheure Anmaßung Verstand und Vernunft selbst zu kritisieren eine bisher unerhörte Zweifelsucht eingeführt werden müsse. In dieser Meynung wird er gerade durch den Umstand bestärkt, der das vornehmste Kriterium für die Richtigkeit des neuen Versuches ist: daß dieser nämlich Etwas von jedem Systeme aufnimmt, und die eigenthümlichen Entdeckungen, die der dogmatische Skepticismus, der Materialismus, und der Supernaturalismus aus ihren einseitigen Gesichtspuncten gemacht haben, wieder aufstellt und bestätigt. In den Augen des Populärphilosophen ist dieses das gewisste Merkmal der Verwerflichkeit der neuen Principien. Er ist gewohnt jene drey Systeme für längst widerlegte Irrthümer, für unglückliche Folgen der leidigen Abweichung vom gesunden Menscheninn und der Verirrung in das bodenlose Land der Schimären zu halten. Die neue Philosophie

B 5

wird

wird ihm nun für die ganze Summe der Reflexionen und des Unheils verantwortlich, wodurch ihm jedes dieser einzelnen Systeme verabscheuungs- oder bedauerenswürdig geworden ist.

Noch schlimmer, wo möglich, müßte die Aufnahme ausfallen, welche unsren allgemeingültigen Principien von den Metaphysikern, oder (weil doch die meisten unter ihnen gegen diesen Namen protestieren dürften) von selbstdenkenden Philosophen, die sich mit Auflösung spekulativer Probleme beschäftigen, bevorzöünde. Die bisherige Ontologie, welche den Materialisten wie den Spiritualisten, den Spinozisten wie den Theisten, den Fatalisten wie den Deterministen, bisher mit Grundsätzen versehen hat, und eben darum auf den Schutz von allen zusammengenommen sicher zählen kann, müßte durch den neuen Versuch von dem Range der Wissenschaft der ersten Erkenntnißgründe entsezt, und in ihren ausgemachtesten Grundsätzen als die Quelle eines gemeinschaftlichen Mißverständnisses der Vernunft an gegeben und überführt werden. Wie sollte dieses durch ein einziges Buch einem Manne begreiflich gemacht werden, der von den Principien seiner bisherigen Vorstellungsart um so lebendiger überzeugt ist, je mehr ihm die letztere Zeit und Mühe gekostet, und je mehr er sie durch die Gründlichkeit und dem Reichthum seines Talenten zu unterstützen und auszuschnücken gewußt hat? Seine Grundsätze haben ihm ihre Festigkeit schon

schon dadurch genugsam bewährt, daß sie sein Lehrgebäude schon so lange Zeit getragen haben. Ihre Unumstößlichkeit kann ihm um so weniger verdächtig gemacht werden, je weniger sie ihm entweder bey dem Ueberblick des vollendeten Gebäudes als die Grundfeste desselben sichtbar sind, oder auch jemehr er sich bewußt ist, daß sie bey der Grundlegung selbst durch seinen Scharfsinn und Fleiß eigenthümliche Bestimmungen erhalten haben, durch welche sie gegen die gewöhnlichen Einwürfe, welche sonst die Grundsätze seiner Parthey treffen, gesichert wären.

Je mehr der geübte Denker für die Metaphysik und je mehr sie für ihn gethan hat, desto unmöglicher wird es ihm werden, dieselbe neben dem neuen Versuche vor dem Richterstuhle seiner Vernunft als bloße Parthey aufzutreten zu lassen. Er hat diesen Richterstuhl seiner Metaphysik eingeräumt, das heißt einem Richter, vor welchem nothwendigerweise jede Parthey, die sein richterliches Befugniß in Anspruch nimmt, vor aller Untersuchung schon verlohren haben muß. Hiernach wird unsrem Philosophen alle unpartheyische Prüfung der neuen Lehre unmöglich, und es ist im Grunde nicht viel mehr als eine leere Formalität, wenn er ihre Rechtfertigung über eine Behauptung die seinen Grundsätzen widerspricht, vernimmt, und gegen alle Partheylichkeit protestiert. Denn er versteht diese Rechtfertigung nicht, und er lernt sie um so weniger verstehen,

je



je mehr er überzeugt ist, daß, was irgend einem Menschen verständlich ist, auch Ihm verständlich seyn müsse. Die Gründe seines Gegners müssen ihm ungereimt vorkommen, weil sie auf das, was er für ausgemacht hält, auf seine Principien, die er alle Augenblicke (auch dort, wo er von ihnen abstrahieren sollte und wollte) unvermerkt unterschiebt, zurückgeführt, wirklich einen ganz andern Sinn erhalten müssen, als sie in der That haben, und weil er diesen Sinn nur dann rein und unverfälscht auffassen könnte, wenn er sein Urtheil über einzelne Theile so lange aufzuschieben vermöchte, bis er das Ganze, in welchem allein jeder Theil seine eigentliche Bedeutung und Bestimmung erhält, überschauen hätte. Diese Uebersicht wird aber in demselben Augenblicke unmöglich, wo das Vorurtheil auch nur in einen einzigen der Hauptsätze einen fremden Sinn hineingetragen hat. Wer z. B. der Behauptung: „Die Grundwahrheiten der Religion und der Moral lassen sich nicht demonstrieren,“ den Sinn unterlegt: es gäbe keine allgemeingültige Gründe für sie; — den Satz: „Raum und Zeit, rein vorgestellt, sind „bloße Formen der Anschauung,“ für gleichlautend hält „mit: „Raum und Zeit sind nichts als leere Vorstellungen; „Die Dinge außer uns können nur als Erscheinungen erkannt werden,“ mit: „Die Dinge an sich selbst sind nichts als Erscheinungen, u. d. m. der kann freylich ein System das aus solchen Hauptsätzen besteht, nicht anders als höchst abgeschmackt, abentheuerlich

theuerlich, und wenn man will, auch sogar gefährlich finden. Aber er hat das was er beurtheilt nicht verstanden; und wenn er dem Systeme auch nur einen einzigen ungereimten Bestandtheil auf diese Weise aufgebürdet hätte, so mag er bey der darauf folgenden Prüfung noch so unpartheyisch, arglos, sorgfältig, zu Werke gehen, das Verstehen des Ganzen wird ihm gleichwohl schlechterdings unmöglich bleiben.

Man vergesse nicht, daß die neuen allgemeingültigen Principien sich mit keiner Metaphysik, sie mag in ihrer eigenthümlichen Gestalt vorgetragen oder durch eine poetische Imagination in schöne Bilder eingehüllt werden, vertragen könne; daß aber auch durch sie jedes metaphysische System auf eine bisher unerhörte Art gerwürdiget, und gegen die Angriffe von jeder metaphysischen Sekte geschätzt werden müsse. Der neue Versuch wird also jeden offenbaren und maskirten Metaphysiker überzeugen müssen, daß seine Philosophie nur halb wahr, die Philosophie seiner Gegner aber nur halb falsch, und folglich — nichts besser, als die Seinige wäre. Sey auch hier seine Vernunft über allen Einfluß empörter Selbstliebe erhaben; wird er auch bey dem besten Willen seiner langgewohnten mühsam erworbenen Vorstellungsart auf einmal entsagen können? So lange aber diese auf das Studium des neuen Versuches einwirkt, so lange wird unser Philosoph dasjenige, was in demselben gegen das versteckte Falsche seiner

ner

ner Grundsätze vorgebracht wird, für eine Vertheidigung des offenbaren Falschen an den Grundsätzen seiner Gegner, und was zur Rechtfertigung des versteckten Wahren an den Grundsätzen seiner Gegner gesagt wird, für eine Verstreitung des Unstreitigen an den Seinigen halten müssen. Ist er daher ein Dogmatiker, so wird er die neue Philosophie für den Versuch eines Skeptikers halten, der die Gewisheit alles Wissens untergraben will; ist er ein Skeptiker — für eine stolze Annahme, auf den Trümmern der bisher einander entgegengesetzten dogmatischen Systeme einen neuen und alleinherrschenden Dogmatismus einzuführen; ist er ein Supernaturalist — für einen fein angelegten Kunstgriff, die Unentbehrlichkeit historischer Urkunden der Religion zu verdrängen, und den Naturalismus ohne Polemik zu begründen; ist er ein Naturalist, — für eine neue Stütze der sinkenden Glaubensphilosophie; ist er ein Materialist — für eine idealistische Widerlegung der Realität der Materie; ist er endlich ein Spirituallist — für eine unverantwortliche Beschränkung alles Wirklichen auf die unter dem Namen des Gebiethes der Erfahrung versteckte Körperwelt. *) Und nun lasse man diese Beurtheiler ihre Berichte an das philosophische Publikum abstatzen, so wird ein beträchtlicher Theil

*) Lauter wirklich über die Kritik der Vernunft von ihren berühmten Gegnern in öffentlichen Druckschriften gesällte Urtheile.

Theil desselben in seinen Meinungen über das neue sonderbare Werk in eben so viele Parthenen zerfallen, als dasselbe berühmte Gegner gefunden hat: in Parthenen, die theils durch das Urtheil ihres Anführers abgehalten werden das Werk selbst zu lesen; theils durch dasselbe bestimmt worden sind, darin zu finden, was jener gefunden hat. Ein kleinerer Theil, dem das Widersprechende in den verschiedenen Aussprüchen gleich competenten Richter auffällt, hütet sich seine Zeit und seinen Verstand an ein Buch zu wagen, aus welchem selbst die Philosophen von Profession nicht klug werden können. Aber nur der aller kleinste Theil ist scharfsichtig und gerecht genug, um die Widersprüche in den beschuldigenden Aussagen der Zeugen als eine günstige Vorbeudeutung für die Unschuld der angeklagten neuen Philosophie anzusehen.

Den heftigsten und hartnäckigsten Widerstand werden die allgemeingültigen Principien auf Universitäten erfahren müssen. Der größte Theil unsrer lebenden Zeitgenossen hat noch kein Beispiel einer Reformation der Philosophie erlebt, die den ganzen Lehrbegriff betroffen hätte; sonst dürfte hier die Erinnerung wohl überflüssig seyn, daß auch die philosophische Innung eben so gut ihre Orthodorie als die theologische, eben so gut ihren Schlandrian als die juristische, eben so gut ihren Empirismus als die medicinische habe: ein Uebel, das jeder Reformation in eben dem Verhältnisse den

den Eingang erschwert, als es das Bedürfniß derselben unaufhörlich herbeigeführt. Wer die Geschichte der Cartesischen, und der Leibnizisch Wolfischen Revolution auch nur oberflächlich kennt, der wird nicht leicht eine gleichzeitige Universität angeben können, auf welcher nicht die neuen Lehren anfangs eben so unbedingt verworfen, als nachmals aufgenommen und befördert worden wären. Die Namen Des Cartes, Leibniz, Wolf, welche in der Folge im Munde so manches akademischen Lehrers die Stelle der Beweise vertreten mußten, waren auf einem und eben demselben Rathes der von seinen Vorfahren nie ausgesprochen worden, als wenn es ihm darum zu thun war, irgend eine Behauptung als eine grundlose und gefährliche Neuerung zu verschreyen. Wie weit das Mißverstehen und Mißhandeln von Lehrsätzen, deren Gründlichkeit gegenwärtig allgemein anerkannt ist, von den akademischen Anticartesianern und Antivolfsianern getrieben wurde, muß jedem unglaublich vorkommen, der nicht Gelegenheit und Muße hatte, sich durch den Augenschein an den zahllosen widerlegenden Dissertationen, Diatriben, Disputationen u. s. w. zu überzeugen, die damals die philosophische Welt überschwemmten, gegenwärtig aber freylich, nur noch in Winkeln öffentlicher Bibliotheken aufgeschichtet, in der Ausfüllung des leeren Raums ihre letzte Bestimmung gefunden haben. Gleichwohl war durch die Cartesischen, Leibnizischen und Wolfischen Bemühungen eigentlich mehr ein in der philosophischen Welt

Welt längst angelegtes System ausgeführt, und zur Vollkommenheit gebracht, als ein ganz neues eingeführt. Die neuen Entdeckungen und Verbesserungen gereichten alle zum Vortheil derjenigen, unter den philosophischen Secten, die ihrer Natur nach dazu gemacht war auf Akademien zu herrschen, nicht nur darum, weil sie sich so entscheidend für die Grundwahrheiten der Religion und der Moral erklärt, sondern weil sie für dieselben diejenige Form der Ueberzeugung aufstellt, welche die menschliche Wißbegierde am meisten zu befriedigen scheint, wenigstens dem menschlichen Stolze unter allen am meisten schmeichelt; eine Secte, welche von einem Professor der Philosophie, der den entgegengesetzten Dogmatismus der Materialisten und Spinozisten, den dogmatischen Skepticismus, und den Supernaturalismus so oft aus dem Gebiete seiner Wißenschaft förmlich und feyerlich verbannt hat, für das einzig ächte philosophische Publikum, so wie ihr System für die einzig wahre unfehlbare Philosophie gehalten wird.

Man denke sich nun eine Reformation, die dieser Secte mit nichts geringern als dem gänzlichen Untergange droht; die nicht anders als durch diesen Untergang durchgesetzt werden kann, und die daher keineswegs auf den Beystand der übrigen Secten zählen kann, weil sie jeder derselben ein gleiches Schicksal bereitet; — eine Reformation, durch welche das von
L. M. April 1789. E Gen

den Philosophen von Profession angenommene System zu dem in den Augen seiner Verfechter so niedrigen Ränge einer bloßen Vorübung des menschlichen Geistes und eines einseitigen Behelfes herabgewürdigt wird; — eine Reformation endlich, welche dem Lehrer der Metaphysik sogar das Daseyn der alten Wissenschaft, durch welche er sich so viel Verdienste und Ruhm erworben hat, streift, und ihm das Studium einer neuen, deren Möglichkeit ihm ganz unbegreiflich ist, zur Pflicht macht! So sehr mich auch die bloße Idee einer solchen Reformation vor dem größten Theile meines Leser lächerlich machen muß, so ist doch nichts gewisser, als daß diese so abentheuerlich scheinende Idee aufhören müßte eine bloße Idee zu seyn, wenn die speculative Philosophie Principien erhalten sollte, die ihre Allgemeingültigkeit dadurch bewährten, daß sie wirklich allgemeingeltend würden.

Man lasse hier die Leidenschaften des akademischen Lehrers ganz aus dem Spiele; kein Ehrgeiz blende ihn durch die falsche Vorspiegung, daß sein wohlgegründeter Ruhm mit seinem bisherigen Systeme das Hinstürzen müsse; kein heimlicher Neid erschwere es ihm, einer Erfindung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die nicht die Seintge ist; keine Eifersucht über einen jüngern Collegem, dem es natürlicher Weise leichter werden muß eine ganz neue Vorstellungsart anzunehmen, reize ihn an demselben nichts als schwache

Setzen aufzusuchen: und gleichwohl wird das Studium der neuen Philosophie noch immer Schwierigkeiten für ihn haben, die sich selbst auf seine unstreitigsten Verdienste gründen, und nur sehr wenigen in seiner Lage überwindlich seyn können. Je öfter und je besser er sein bisheriges System mündlich und schriftlich vortragen hat, desto einleuchtender, geläufiger, theurer hat ihm dasselbe werden müssen. Er besitzt eine große Fertigkeit die Beweise für dasselbe zu erhärten, und die Einwürfe dagegen zu widerlegen; denn beides ist das Hauptgeschäft seines Lebens gewesen; und da er sich bewußt ist, alles was von seinen Gegnern bis dahin eingewendet worden ist, abgefertiget zu haben: so ist er um so geneigter anzunehmen, daß auch überhaupt nichts dagegen eingewendet werden könne, was sich nicht auf ein Mißverständnis seines Systems, das nur sehr wenige so genau wie er kennen gelernt haben, zurückführen lasse. Je mehrere Felder der Philosophie er bearbeitet hat, desto mehr haben seine Principien ihre Fruchtbarkeit und Harmonie vor seinen Augen gerechtfertiget, desto inniger sind sie mit seiner gesammten Ideenmasse verwebt worden, desto mehr sind sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, in die Natur seiner Vernunft übergegangen. Ich glaube daher eben nichts Paradoxes zu behaupten, wenn ich es wie ausgemacht halte, daß das Studium, oder vielmehr das Verstehen des neuen kritischen Versuches nicht nur bey den meisten, sondern auch wohl bey manchen der



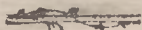
verdienstvollsten akademischen Philosophen mehr Eifer, Anstrengung und Zeitaufwand voraussetze, als bey bloßen Liebhabern der Wissenschaft, ja auch nur bey manchem talentvollem jungen Anfänger. Woher sollte bey gewissen älteren Lehrern der Eifer kommen, sich in eine neue Untersuchung über ihr längst vollendetes bewährtes System einzulassen, und bey dieser Untersuchung einem Führer zu folgen, von dem sie gehört haben, daß er auch ihre gewissten Ueberzeugungen verworfe? Die Anstrengung so vieler Jüngern gehört ihren überhäuften Amtsgeschäften, zahlreichen Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten, die durch keine fremde Ideenreihe unterbrochen werden dürfen. Bey vielen endlich sind es auch höchste einzelne abgerissene Stunden der Erholung, die sie mit eingenommenen Kopfe und zerstreuter Aufmerksamkeit einem Studium widmen, dem kaum der volle Aufwand eines geschäftsfreien Jahres gewachsen wäre. Andere mögen endlich allen Eifer, alle Anstrengung, und alle Zeit die auch nur eine einzige tägliche Vorlesung übrig läßt, darauf verwenden, und sie werden wider ihren Willen genöthiget seyn, das in den Stunden der Meditation mühsam verfertigte Gewebe neuer Ueberzeugungen in der jedeimaligen Vorlesungsstunde wieder aufzulösen. Das System, das sie vom Katheder herab erklären und beweisen müssen, steht im Widerspruche mit den neuen Principien, die nothwendig in ihren Augen den Kürzern ziehen müssen, sobald sie vor der völligen Entwicklung

wirkung und durchgängigen Bestimmung mit den bewährten Lehrsätzen eines längst angenommenen Systemes verglichen werden; und so zerdrückt auch der subtilste Metaphysiker die zarten Keime des künftigen Baumes allgemeingültiger Erkenntnisse, durch die schweren Grundsteine seines alten Lehrgebäudes.

Wer die Betrachtungen, die ich hier mehr durch Winke veranlassen als ausführen konnte, mit kaltem Blute verfolgt, der dürfte sich wohl mit mir in dem Resultate vereinigen, daß der erste auch noch so wohl gelungene Versuch allgemeingültige Principien aller speculativen Philosophie aufzustellen, nicht nur von dem großen Haufen, sondern auch von vielen des bessern Theiles des philosophischen Publikums eine geraume Zeit hindurch mißverstanden werden müsse. Daß die Kritik der reinen Vernunft wirklich diese Principien enthalte, behaupte ich um so weniger, da ich es weder hier beweisen, noch weniger aber erwarten kann, daß mir auf mein Wort geglaubt werde. Aber daß die Kritik d. v. V. wirklich jenes Schicksal bisher erfahren habe, welches sie erfahren mußte, wenn sie zuerst allgemeingültige Principien aufgestellt hätte, ist eine Thatfache, die dem ganzen philosophischen Publikum vor Augen liegt.

K.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

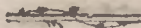


II.

Fortsetzung
 der
 geheimen Geschichte
 des
 Philosophen Peregrinus Proteus.

Peregrin. Nachdem ich mich in der heiligen Quelle, die aus einem Felsen des Hayns hervorsprudelte, dreymal gewaschen, und ein schneeweißes, noch nie getragenes Kleid angezogen hatte, begab ich mich an den bestimmten Ort, und wartete mit klopfendem Herzen bis die Pforte sich öffnen würde. Sie öffnete sich endlich, und schloß sich sogleich wieder hinter mir zu. Ich befand mich zwischen zweyen mehr als mannshohen Myrtenwänden, in einem sehr langen Gang, der mich zu einem Rosenhayn führte, wo die schönsten Rosen, die ich jemals sah, in unendlicher Menge und Mannichfaltigkeit der Formen an hoch aufgeschossenen und zierlich in einander geschlungenen Büschen in voller Blüthe standen, und, im Glanze des beynahe vollen Mondes, durch die anmuthigste Vermischung von Licht und Dämmerung, und den Abstich starker Schlaglichter mit schwarzen Schatten eine beynahe magische Wirkung

fung auf mich thaten. Ich schien mir in die Sphäre verückt zu seyn, die der eigene Wohnsitz der Göttin der Schönheit und Liebe ist; der Glanz, der mich umfloß, war der Widerschein ihres Lächelns, und die Lust, die ich einzog, der Rosenathem ihres himmlischen Mundes. Das Wonnegefühl, wovon mein ganzes Wesen durchdrungen war, befreite mich von aller Bangigkeit; mir war als ob ich keinen Körper mehr hätte, ich fühlte mich lauter Seele, und noch nie war ich mir so lebhaft und innig meiner dämonischen Natur bewußt gewesen. In diesem Zustande irrte oder schwebte ich vielmehr unter diesen zauberischen Rosengerbüschen umher, als eine ehrwürdige Gestalt langsam auf mich zu kam, in welcher ich, so wie sie sich näherte, (es sey nun daß es Täuschung oder Wahrheit war) immer mehr und mehr die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Bilde des Apollonius, und der sehr genauen Abschilderung, die mir der alte Menipp von ihm gemacht hatte, entdeckte. Es war eine Frau von hohem schlankem Wuchs und feiner Gestalt, dem Ansehn nach zwischen vierzig und fünfzig Jahren, aber wohl genug erhalten, um den Gedanken zu erwecken daß sie vor zwanzig Jahren sehr schön gewesen seyn müsse, und von einer Gesichtsbildung, worin gerade so viel Weiblichkeit war, als erfordert wurde, den Ernst ihrer edeln aber beynahe männlichen Züge angenehm zu machen. Sie war, unter einer langen weißen schmalfaltenen Tunica, die ein breiter funkelnder Gürtel unter ihrem



Busen zusammenhielt, in ein himmelblaues, mit kleinen silbernen Sternen durchwirktes Gewand gekleidet, dessen weite Ärmel bis auf die halbe Hand herabhingen. Ihre schwarzen Haare, um die Stirne mit einer weißen priesterlichen Binde umschlungen, wallten in langen Locken um ihren Schultern den Rücken hinab. Ich blieb stehen, indem sie mit Grazie und Würde langsam auf mich zuging, und da sie, in einer Entfernung von drey oder vier Schritten still hielt, näherte ich mich ihr mit Ehrerbietung, und sagte ihr: ich glaubte mich nicht irren zu können, wenn ich die Tochter des großen Apollonius und die Erbin seiner erhabenen Weisheit in ihr verehrte; wer ich selbst wäre, hätte ich nicht nöthig derjenigen zu sagen, die mich, in diesem Lande wie überall unbekannten, sogar ungesehen schon gekannt hätte. Sie erwiderte: „ich würde mich nicht mehr hierüber verwundern, wenn sie mir sagte, daß ihr, in der ersten Nacht meiner Ankunft zu Halikarnas, Apollonius im Traum erschienen sey, sie mit dem Zweck meiner Reise bekannt gemacht und angewiesen habe, mir zur Befriedigung meiner Wünsche behülflich zu seyn.“ — Ich gestehe dir, daß sich meine Eigentliebe durch diese Eröffnung nicht wenig geschmeichelt fand; denn sie versicherte mich der Wahrheit meiner Meynung von mir selbst und aller meiner Lieblingsideen, und ich schien mir nun mit meinen stolzesten Ansprüchen nach nichts zu streben, als wozu ich gleichsam durch meine Geburt berechtigt war. Theoklea führte

führte mich hierauf aus dem Rosenwäldchen in einen Gang, der mit einer doppelten Reihe hoher Pomeranzenbäume besetzt war, und auf einer sanftemporsteigenden Anhöhe zu einem marmornen Tempel führte. Wir setzten uns unter dem vordern Säulengang auf eine Bank, und sie wußte mich, wiewohl sie selbst wenig sprach, unvermerkt dahin zu bringen, daß ich ihr eine umständliche Erzählung von der ganzen Geschichte meines Lebens machte. Sie schien alles außerordentliche darin sehr natürlich zu finden, und bemerkte, im Vorübergehen, die unvermuthete Katastrophe meines Verhältnisses mit der schönen Heuchlerin, (wie sie Kallippen nannte) sey ein augenscheinliches Zeichen, daß mir mein glückliches Gestirn ein großes, und selbst in dem goldenen Alter der Welt nur wenigen ausgewählten Sterblichen zugesallnes Loos vorbehalten habe. Bald darauf, als ich mit meiner Erzählung fertig war, stand sie auf, nahm mich bey der Hand, führte mich an der linken Seite der Anhöhe auf einem durch Gebüsche sich windenden Pfade herab, und, indem sie mich mit einem leisen Druck der Hand versicherte daß ich bald wieder von ihr hören würde, befand ich mich unversehens vor der Pforte durch die ich hereingekommen war. Sie öffnete sich, wie das erstemal, von sich selbst, Theoklea war verschwunden, die Pforte, sobald ich über die Schwelle geschritten war, schloß sich wieder, und ich befand mich, in der Verfassung eines Menschen, der aus einem schönen Traum erwacht, in dem äussern Bezirk des Hays.

Lucian. Deine Theotlea konnte ein wenig hören, wie ich sehe, und legitimiert sich dadurch als eine ächte Tochter des großen Apollonius. Ich gestehe dir, daß du meine Neugier gewaltig rege gemacht hast.

Peregrin. Du wirst dich nicht betrogen finden, wenn du von einem solchen Anfang nichts alltägliches erwartest. Die Morgenröthe war im Aufgehen als ich mich wieder allein befand, und die Sonne hatte die Hälfte ihres Laufs zurückgelegt, als ich, nach einem leichten Mahl, unter dem angenehmen Gewirre der Gedanken, Ahnungen und Träumereyen, die das Abenteuer der vergangnen Nacht in meiner Seele theils zurückgelassen, theils erweckt hatte, einschlummerte, und nicht eher wieder erwachte, als nachdem die Sonne bereits untergegangen war. Wie ich die Augen aufschlug sah ich einen nackten Knaben von neun bis zehn Jahren vor mir stehen, dessen Schönheit mir mehr als menschlich schien. Er war mit Rosen bekränzt, hatte einen Lilienstengel in der Hand, der mich an Anakreons Amor erinnerte, und winkte mir schweigend, mit einem lieblich unschuldigen Lächeln, ihm zu folgen. Er gieng vor mir her, und führte mich durch ein Gewinde unbekannter Büsche, auf einem durch Kunst geebneten schneckenförmig steigenden Pfad an einem Felsen hinauf. Auf einmal standen wir am Eingang einer hohen gewölbten Grotte, die von einer einzigen Lampe erleuchtet war; und in
ihrer

ihrer Vertiefung mit jedem Schritte niedriger und enger wurde. Mein kleiner Führer öfnete eine Thür, und ich befand mich in einem mit Marmor zierlich ausgelegten Vorfaale, durch dessen innere Oefnung ich in einem größern schön erleuchteten Gemach eine kleine Tafel gedeckt sah.

Indem ich mich nach meinem verschwundenen Führer umseh, kam mir die Tochter des Apollonius entgegen. Du bist mir zu gut empfohlen worden, Proteus — sagte sie mit einem leisen Lächeln, das den Ernst ihrer Züge sehr angenehm erheiterte und ihrer Miene etwas einladendes gab — als daß es mir erlaubt seyn könnte, dich nicht als einen Gast anzusehen, den mir Apollonius zugeschiekt hat. Und hie mit nahm sie mich bey der Hand und führte mich zu einem vergoldeten Stuhl, wo ich mich an der kleinen Tafel ihr gegenüber setzen mußte. Sie war leichter und einfacher als gestern, aber äußerst edel angezogen, und hatte, mit ihrer priesterlichen Binde um die Stirne, das Ansehen einer Vestalin in ihrer häußlichen Kleidung. Die kleine Tafel war geschmackvoll und niedlich besetzt, und eine einzige junge Nymphe, lieblich und unentfaltet wie eine Rosenknospe, verrichtete den Dienst, der dabey nöthig war. Während ich mit aller Eblust eines Menschen von meinem damaligen Alter, der seit etlichen Tagen nur sehr leichte Mahzeiten gethan hatte, dem Gastmahl meiner gütigen Wirthin Ehre machte, sprach sie

sie mit mir von meiner Kette, von den Schönheiten der Stadt Smyrna, und von den Dianentempel zu Ephesus; und es sichten ihren Beyfall zu haben, daß ich, vor lauter Verlangen bald zu Halikarnas zu seyn, keine Zeit gehabt hatte, dieses Wunder der Welt in Augenschein zu nehmen. Als die Tafel abgetragen war, goß sie etwas Wein in eine goldene Schale, machte der Göttin eine Libation damit, und, nachdem sie die Schale wieder gefüllt hatte, brachte sie mir den gewöhnlichen Gast: und Freundschaftstrunk in einem Weine zu, der nur dem Nektar der Götter weichen konnte. Wir standen endlich auf, und während uns die junge Nymphe Wasser die Hände zu waschen in einem vergoldeten Becken reichete, verschwand die Tafel, ohne daß ich sah wohin sie gekommen war. Eine Reflexion, die ich aber erst lange hernach machte, war, daß Theoklea bey diesem und andern wunderwürdigen gerade so aussah, als ob nichts alltäglichers seyn könnte als diese Dinge, und daß sie meine wenige Befremdung darüber eben so wenig zu bemerken schien. Bald nach dem wir von Tische aufgestanden waren, öffnete sie eine Thür, die auf eine kleine Terrasse führte, von der man über einen Theil dieser anmuthigen Wildniß, und weiterhin durch eine Oefnung des Waldes in die See, wie ins Unendliche, hinausah. Hier setzten wir uns wieder, und die junge Nymphe brachte ihr eine Laute. Theoklea präladirte etnige sanfte melodische Stücke, und endigte mit einem Gesang an Venus Urania, der
meine

meine ganze Seele mit heiligen Gefühlen durchdrang; ich glaubte, die hohe Throno oder ihre Tochter Nyx dem still horchenden Pythagoras und seinen Freunden himmlische Nähe zuzingen zu hören. Nach dieser pythagorischen Vorbereitung zum Schlafengehen gab sie die Laute zurück, führte mich in ein kleines nur vom Mondschein schwach erhelltes Schlafgemach, das für mich zubereitet war, wünschte mir mit feyerlicher Mine einen gesunden und heiligen Schlummer, und entfernte sich.

Was dir vielleicht sonderbarer als alle diese Feerey vorkommen wird, ist diß, daß ich das Alles, wie ges sagt, ohne Erstaunen oder Verwunderung, als etwas das meine Erwartung nicht übertraf, kurz als die natürlichste und schicklichste Sache von der Welt aufnahm. Die ganze Wirkung, die es auf mich that, war, mich gleichsam unter Gewährleistung aller meiner Sinne gewiß zu machen, daß ich wirklich bey der Tochter des Apollonius, der Erbin seiner Weisheit und erhabenen Geheimnisse, sey. Diß vorausgesetzt, hätte alles noch außerordentlicher bey ihr seyn können, ohne daß ich einen Augenblick stüßig darüber geworden wäre. Meine Einbildungskraft war von früher Jugend an mit allen Arten des Wunderbaren vertraut, und was in dem gemeinen Laufe der Dinge wunderbar heißt, war, nach meiner Vorstellungsart, in dem höhern Kreise, zu welchem Theoklea gehörte, natürlich. Ich

über:

überließ mich also mit dem ruhigsten Zutrauen der Freude über eine Aufnahme, die alles was ich erwarten konnte übertraf, und schloß in Hoffnungen ein, die der Traumgott selbst, mit aller seiner grenzenlosen Macht nicht hätte übertreffen können.

Als ich mit dem Tag erwachte, war das erste was mir in die Augen fiel, ein wunderschönes Gemälde, welches in einem prächtigen Rahmen von vergoldetem Schnitzwerk, eine ganze Wand meines Schlafgemachs einnahm. Es stellte Venus und Adonis vor: jene, in dem Augenblicke, wie sie von einer rosenfarbenen Wolke umgeben auf einer Anhöhe des italischen Hains aus ihrem Schwanenwagen steigt, indem eine von ihren Grazien die Zügel hält, und die beyden andern, die mit der Göttin die schönste Gruppe machen, ihr im aussteigen behülflich sind; diesen, wie er zu ihren Füßen liegend, mit dem wärmsten Ausdruck der anbetenden Liebe zu ihr emporschaut, in einer Stellung als ob er die Arme gegen sie ausbreiten wollte, aber mitten in dieser Bewegung von einem heiligen Schauer zurückgehalten würde.

Ich versuche es nicht, die Bewegungen zu beschreiben, die dieser unerwartete und mir meinen eigenen innern Zustande so lebhaft vor die Augen stellende Anblick in meinem ganzen Wesen hervorbrachte. Genug, dieses Gemälde beschäftigte mich einige Stunden lang um so angenehmer, da ich es als ein Unterpfand betrachtete,

trachtete, daß ich auf dem Wege sey zum Ziel meiner Wünsche zu gelangen. Indessen, wie groß und blendend mir auch die Schönheit der Göttin anfangs vorkam, so verlorh sie bey so oft wiederhohlttem Anschauen und Betrachten unvermerkt, und schien mir zuletzt doch weit unter dem Ideal zu bleiben das ich in meiner Seele trug: nicht als ob ich mir wirklich schönere Formen, oder im Ganzen ein vollkommneres Bild von ihr hätte einbilden können, sondern weil ihm die Glorie, worin ich sie mir dachte, alles das unaussprechliche, himmlische und göttliche, was sich nicht mahlen läßt, fehlte, — oder, weil das gemahlte Bild die ganze Wirkung nicht auf mich that, die ich von einer Erscheinung der Göttin selbst erwartete. Ich ließ also endlich von dem Gemälde ab, woran ich mich anfangs nicht satt sehen konnte, kam aber von Zeit zu Zeit wieder zu ihm zurück, um den Gedanken an ihm zu nähern, was Adonis beyim Anschauen der gegenwärtigen Göttin empfunden haben müsse, da der bloße gefärbte Schatten des Bildes, das ein Maler sich von ihr vorstellen konnte, schon so viel anziehendes und liebeathmendes hatte.

Lucian. Wie sehr, guter Peregrin, bekräftigt dein Beispiel die große Wahrheit, daß es nicht die Dinge selbst, sondern unsre durch die Individualität bestimmte Vorstellungen von ihnen sind, was die Wirkung auf uns macht, die wir den Dingen selbst zuschreiben,
weil



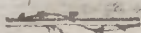
weil wir sie unaufhörlich mit unsern Vorstellungen wechseln.

Peregrin. Ich sollte an diesem Morgen auf mehr als eine Art überrascht werden. Indem ich verschiedene schöne Stücke, womit dieses Gemach möblirt war, durchgieng, ward ich auf einem kleinen Eckische von Ebenholz eines elfenbeinernen mit Gold ausgelegten Kästchens gewahr, worin ein goldner Schlüssel steckte. Da ich dieß für eine Erlaubniß ansah es zu öffnen, so schloß ich es auf, und fand, o welche Freude! eine mit goldnen Buchstaben beschriebene Rolle von purpurschwarzem Pergament darin, welche die Ueberschrift hatte: Apollonius der Tyanenser von Theophanien. Du kannst dir leicht vorstellen, mit welchem Entzücken, und zugleich mit wieviel Ehrerbietung und Glauben ich diesen kostbaren Schatz in die Hand nahm, und wie begierig ich zu lesen anfieng. Ich war noch nicht weit gekommen, als mir Theoklea durch die junge Nymphe wissen ließ, sie wäre verhindert mich diesen Morgen zu sehen; ich würde aber etwas gefunden haben das meine Muße hinlänglich beschäftigen könnte, und ich möchte es übrigens in allen Stücken so halten, als ob ich in meinem eigenen Hause wäre. Ich steckte also die Rolle in meinen Busen, und begab mich damit in eine Laube des Rosenhayns, der ganz nahe an Theokleas Felsenwohnung lag. Bald darauf erschien der schöne Knabe, der gestern mein Führer gewesen war,

setzte

setzte ein aus Goldbraht geflochtenes Körbchen, worin mein Frühstück war, auf einen kleinen Marmortisch, und schwand wieder aus meinen Augen, ohne ein Wort zu sagen. Ich brachte den ganzen Morgen mit Lesen und Wiederlesen der gefundenen Handschrift zu, die mir zwar in der bildervollen mystischen Sprache, worin sie geschrieben war, nicht viel deutliches offenbarte, aber eben darum mein Gemüth nur desto lebhafter in Bewegung setzte. Unvermerkt überschlich mich die Mittagshize bey dieser für mich so süßen Beschäftigung, und ich schlummerte unter den seltsamsten Träumereyen ein.

Als die heissesten Stunden des Tages vorüber waren, ließ sich mein stummer Aufwarter wieder sehen, um mich in ein äusserst zierliches marmornes Bad zu führen, wo er mich stillschweigend mit allem bediente was man in einem Bade verlangen kann; denn bey Theokleen schien alles auf Vollkommenheit angelegt zu seyn. Wie endlich der Tag sich zu neigen anfieng, ließ sie mir sagen, sie erwarte mich in der Grotte, wo sie in der heissen Jahreszeit den Abend zuzubringen pflegte. Sie empfing mich mit einem Ausdruck von Wohlwollen, der den Ernst ihrer Mine unvermerkt erheiterte. Das Buch des Apollonius von Theophanien wurde bald der Gegenstand unsers Gesprächs; und da ich ihn auf die Frage, „ob ich alles darin verstanden hätte?“ mit einem zögernden Nein antwortete, nahm sie das



von Gelegenheit, mir über das, was mir (wie sie sagte) nothwendig darin dunkel seyn müßte, soviel Licht zu geben, als ich dormalen ertragen könnte. Sie unterschied zweyerley Arten von Theophanten. Die Götter, sagte sie, sind von jeher einigen besonders von ihnen geliebten Menschen sichtbar worden: zuweilen ohne Zuthun der letztern, aus bloßem Antrieb ihres eignen freyen Wohlwollens; zuweilen aber auch auf Veranlassung der Menschen, und durch die Mittel dazu bewogen, welche die hohe theurgische Magie in ihrer Gewalt hat. Nicht als ob es nicht immer von den Göttern abhänge, sich mehr oder weniger, oder gar nicht mitzutheilen: sondern weil es möglich ist auf die Neigung ihres Willens selbst zu wirken, und sie durch die Allgewalt der Liebe zur Gegenliebe zu nöthigen. In jedem Fall aber ist es unmöglich anders zu dieser Mittheilung zu gelangen, als stufenweise, und durch Mittel, wodurch sie selbst, in eben dem Maasse wie wir uns zu ihnen erheben, sich zu uns herablassen. Die höchsten und wohlthätigsten Götter haben sich daher immer in menschlicher Gestalt gezeigt, und bloß hierauf gründet sich die Verehrung, die wir ihren Bildern, sowohl als Denkmälern ehemaliger Theophanten, als in sofern die Götter diese Gestalt gewissermaßen zu ihrer eigenen gemacht haben, schuldig sind. Nicht selten sind diese Bilder, — nach Maafgabe der Stärke, womit die Seele durch ihr unverwandtes Anschauen sich von allen andern Bildern und Gedanken abzur-

abzuscheiden, und in einem einzigen reinen Gedanken des Herzens sich die unsichtbare Gottheit selbst gegenwärtig und anschaulich zu machen fähig ist, — Canäle außerordentlicher Gnaden der Götter gewesen; und es ist daher immer wohl gerhan sich dieses Mittels zu bedienen, was auch der Erfolg seyn mag; der zwar immer von der Willkühr der Gottheit, aber gewiß sehr viel von der Beschaffenheit des Subjects und der Energie der Empfindungen abhängt, wodurch wir uns zu ihnen aufschwingen, und sie zu uns herunter ziehen.

Diese Theorie, von welcher ich dir hier bloß einen leichten Umriß mache, hatte desto mehr einleuchtendes für mich, da sie mit meinen eigenen Vorstellungen sehr gut zusammenstimmte, und mir zu einer vollgültigen Bestätigung derselben dienen konnte. Theoklea setzte noch verschiedenes hinzu, das mir einen hohen Begriff von ihren Einsichten in die göttliche Magie gab, und sprach unter andern mit Verachtung von gewissen Mitteln, wodurch manche angebliche Theurgen die Götter zum Erscheinen nöthigen zu können vorgaben. Es sey zwar nicht zu läugnen, sagte sie, daß es (zum Beispiel) gewisse auserlesene Wohlgerüche gebe, die ihnen angenehm seyen; denn sie liebten das reinste und vollkommenste in jeder Art: aber sie durch Räucherungen oder Zauberlieder anziehen zu wollen, sey ein kindischer Gedanke, und es werde nie ein anderes Mittel, sie zu

D 2

uns



uns zu ziehen, geben, als eben das wodurch wir uns zu ihnen aufschwüngen, nemlich das heisseste Verlangen einer von jeder andern Begierde und Leidenschaft gereinigten Seele. Vielleicht hätten jene vermeynten Theurgen gehört, die Götter pflegten ihre Gegenwart zuweilen durch himmlische Wohlgerüche oder Harmonien oder ein überirdisches Licht anzukündigen, und hätten hieraus, ohne Grund, den Schluß gezogen, daß man sie durch Sumigationen und Epoden herbeylocken könne; immer sey gewiß, daß die goetische Magie sich solcher Behelfe zu Bewirkung betrüglicher Theophanien und Geistererscheinungen bediene, und eben darum enthielten sich die wahren Theurgen dieser zweydeutigen Mittel gänzlich.

Als sie zu reden aufgehört hatte, bat ich sie sehr inständig, mir, wosfern sie mich dessen nicht unwürdig hielt, das Heiligthum der Göttin, an dessen Schwelle sie mich vermuthlich bey unsrer ersten Zusammenkunft geführt hätte, nicht länger zu verschließen. Sie antwortete: daß dieser Tempel allen Profanen unzugänglich sey, mir aber, wie billig, noch in dieser Nacht geöffnet werden sollte. Bald darauf befahl sie unsre Abendmahlzeit zu bringen, welche, ganz nach Pythagorischer Weise, bloß aus einigen leichten Speisen und auserlesenen Früchten bestand; auch wurde bloßes Wasser aus krystallinen Bechern dazu getrunken, aber das reinste, leichteste und frischeste, das ich je getrunken hatte.

hatte. Nach der Mahlzeit hörten wir in einiger Entfernung eine äußerst sanfte und herzerhöbende Musik von Instrumenten und Stimmen, ohne zu sehen wo sie herkam. Wir setzten uns auf eine Bank im Rosenhayn, und hörten ihr eine gute Weile zu. Endlich wurde sie immer schwächer und schwächer, bis sie ganz in die Lüste zu zerfließen schien. Wie wir nichts mehr hörten, stand Theoklea auf: es ist nun Zeit, sagte sie, dein Verlangen zu befriedigen — du wirst das heilige Bild der Göttin sehen, und auf sie allein wird es ankommen, wie viel oder wenig sie dir durch dieses Medium von Sich Selbst erblicken lassen will. Von nun bis zum Aufgang der Sonne versiegelt das heilige Schweigen unsre Lippen!

Ich bückte ihr meinen Dank und meinen Gehorsam zu, und wir giengen mit langsamen Schritten den Pommeranzengang zum Tempel hinauf. Als wir ankamen, fanden wir unter dem Säulengang auf der rechten Seite drey junge Nymphen in langem weissem Gewande, und auf der linken drey zwölfjährige Knaben, ebenfalls weiß gekleidet, auf uns warten. Theoklea schloß die äussere Pforte auf, und wir befanden uns in einer Halle, in deren Mitte eine vergoldete Thür unmittelbar in den Tempel führte. Zu beyden Seiten befand sich ein Gemach, das zum Ankleiden der Personen, die in den Tempel eingehen durften, bestimmt war. Theoklea begab sich mit den drey Nym-

phen in das eine dieser Gemächer, und winkte mir den Knaben in das andere zu folgen. Alles was hier zu thun war, wurde stillschweigend verrichtet. Ich wusch vor allem mein Gesicht und meine Hände. Hiernach zogen sie mir mein Oberkleid ab, bekleideten mich mit einem langen Rock von weisser glänzender Seide, und gürteten mich mit einem breiten Gürtel von glattem Goldstoff mit den feinsten Perlen gestickt. Als ich angekleidet war, führten sie mich heraus, bückten sich, die Arme über die Brust gefaltet, vor mir und verschwanden. Bald darauf trat auch Theoklea wieder heraus. Sie war, über ein rosenfarbes Gewand das nur bis an die Knöchel reichte, in ein violett purpurnes Oberkleid mit langen weiten Ärmeln gehüllt; ihre dichten Haare floßen losgebunden um ihre Schultern, und mitten auf der priesterlichen Binde um ihre Stirne funkelte ein Stern von citronfarbnen Diamanten. Sie hatte in diesem Aufzug beynahe selbst das Ansehen einer Göttin, und noch nie war sie mir so schön und blendend vorgekommen. Die drey Nymphen erschienen in einer Art faltenreicher Leibrocke von weisser Seide, mit breiten rosenfarbnen Gürteln, und ihre Haare waren mit einem goldnen Bande aufgebunden, dessen Enden an beyden Seiten bis an die Knie herab hingen. Alle viere gingen mit zur Erde gesenktem Blicke vor mir vorbey; Theoklea schloß mit einem goldnen Schlüssel die innre Pforte des Tempels auf, gieng mit ihren Dienerinnen hinein, und schloß sie wieder hinter sich zu.

zu. Nach einer kleinen Weile that sich die Pforte wieder auf, sie traten heraus, und kamen langsam auf mich zu, jede etwas in der Hand haltend, das sie aus dem Tempel mitgebracht hatte. Theoklea band mir eine der ihrigen ähnliche Binde um die Stirne; eine der Nymphen setzte mir einen Myrtenkranz auf, die zweyte gab mir einen Lilienstengel in die rechte Hand, und die dritte einen Rosenzweig in die Linke. Hierauf berührte die Priesterin jedes meiner Augen mit den drey Mittelfingern ihrer rechten Hand, winkte mir in den Tempel hineinzugehen, und schloß die Pforte hinter mir zu.

Lucian. Wahrlich, viel Ceremonien, und mehr als zuviel um diese Mysterien verdächtig zu machen. Ich bin ungeduldig zu hören, wie sich das Alles enden wird.

Peregrin. Was auch der Zweck dieser Feuerseligkeiten war, soviel ist gewiß, daß mir das Herz bey dem Eintritt in den Tempel merklich höher schlug. Ich blieb nahe an der Pforte stehen, und faßte mich zusammen so gut mir möglich war, indem ich mich umsaß und den edeln Geschmack der innern Baukunst und Verzierung bewunderte, soviel ich davon bey dem Lichtstrom sehen konnte, der aus der halbrunden Vertiefung des Tempels hervorbrach, wo die Göttin in einer hohen und tiefen vergoldeten Blende stand. Vor ihr, etwas seitwärts nach der rechten Hand, kniete ein mar-

morner



morner Amor mit einer goldnen Pfanne, an Form
 dem Horn der Amalthea ähnlich, aus welcher mit dem
 lieblichsten Wohlgeruch eine ungemein helle Flamme
 in der Dicke einer Zirkelnuß emporloderte, und dem
 Marmorbilde der Göttin eine zum Verblenden täu-
 schende Beleuchtung gab. Dieses Bild war merklich
 größer als alle Venusbilder, die ich noch gesehen hatte,
 und verband in meinen Augen die Majestät einer Göttin
 mit einer Schönheit, die bey'm ersten Anblick alles,
 womit man sie hätte vergleichen können, auslöschte,
 und nichts vollkommners wünschen ließ. Eine unfrey-
 willige Gewalt warf mich vor ihm auf die Erde nieder,
 ich betete in ihm den sichtbaren Abglanz der höchsten
 geistigen Schönheit an, und fühlte in seinem Anschauen
 mein ganzes Wesen in die reinste Liebe aufgelöst.
 Doch ich will nicht versuchen, unbeschreibliche Empfin-
 dungen oder Täuschungen, wenn du willst, beschreiben
 zu wollen; denn in der That war es doch wohl Täus-
 chung, daß ich zuletzt, obschon nur einen Augenblick,
 die Göttin selbst in ihrer ganzen überirdischen Glorie
 vor mir zu sehen glaubte.

Lucian. lächelnd. Das sollte ich bennahе auch ver-
 muthen. Aber was wurde zuletzt aus dem allen?

Peregrin. Ich wurde endlich gewahr, daß die
 Fackel des Amors, die zu diesen Mystereien unentbehr-
 lich war, in wenig Augenblicken erlöschen würde,
 und zog mich, noch frühe genug um die Thür des Tem-
 pels

weis ohne tappen zu finden, zurück, nachdem ich meinen Myrtenkranz nebst dem Rosenzweig und Lilienstengel zu den Füßen der Göttin niedergelegt hatte. Ich fand vor der Thür einen von den Knaben, der mir das feyerliche Gewand wieder abnahm, und ich kehrte mit einem neuen Bilde in meiner Seele zurück, das, so zu sagen, ihre ganze Wette ausfüllte, aber, anstatt kalter Marmor zu seyn, von aller der Liebe belebt war, die —

Lucian. — Der kalte Marmor in dir angezündet hatte!

Peregrin. Mein Zustand in dieser Nacht war waschend und schlafend ein immerwährender Traum von meiner angebeteten Göttin; bald lag ich wieder im Tempel zu ihren Füßen, bald wandelte ich an ihrer Seite im Hain von Amathunt, bald fand ich mich mit ihr in die himmlische Sphäre der Schönheit und Liebe verzückt, und sah und hörte unaussprechliche Dinge. Diese Gemüthsverfassung wäre vielleicht bey jedem andern völliger erklärter Wahnsinn geworden: aber bey mir war sie durch alles vorhergehende so gut vorbereitet, hieng mit meinen herrschenden Ideen so schön zusammen, und war meiner ganzen Art zu Seyn so angemessen, daß ich mich in meinem Leben nie so hehler, so gut und so glücklich gefühlt hatte. Kurz, mein Zustand war, bey aller Ueberspannung meiner Phantasie, der Begeisterung, worin sich jeder gefühlvolle



und noch ungeschwächte Jüngling in den goldnen Tagen der ersten Liebe befindet, ähnlich genug, um im Grunde die natürlichste Sache von der Welt zu seyn.

Ich brachte einen Theil des folgenden Morgens mit Theokleen in den Rosengebüsch zu. Sie sagte mir: daß ich von nun an den Tempel so oft besuchen könnte, als ich wollte, ohne daß es dazu ihrer Segens wart, oder besonderer Feyerlichkeiten vonnöthen hätte; sie würde mir zu diesem Ende einen eignen Schlüssel zustellen, um davon freyen Gebrauch zu machen; nur mit dem einzigen Vorbehalt, daß der Tempel nie vor Untergang der Sonne aufgeschlossen werden dürfte, und bey ihrem Aufgang wieder zugeschlossen seyn müßte. Die Göttin, setzte sie hinzu, hat Wohlgefallen an der hohen Reinheit deiner Empfindungen, die unter den Sterblichen einem Wunder ähnlich ist; und ich müßte mich sehr irren, oder dir ist ein Loos beschieden, das selbst unter den Eöhnen der Weisen nur selten einem Glücklichen zu Theil wird, wiewohl mir nicht erlaubt ist dir mehr davon zu sagen.

Lucian. Aha! Ich sehe sie kommen — dachte ichs doch gleich vom Anfang an!

Peregrin. Ich errathe deinen Gedanken: aber nicht zu voreilig, Lucian! Du könntest dich betrogen finden. Man ist mit den Leuten, in deren Gesellschaft ich dich gebracht habe, nicht so leicht im Klaren.

Klaren. Gedulde dich! Die Tragödie nähert sich ihrer Peripetie.

Mein gestriger erster Besuch des Tempels und was dabey in mir vorgegangen, war natürlicher Weise der vornehmste Gegenstand, worüber sich Theoklea mit mir unterhielt. Sie fragte mich, ob ich jemals zu Gnidos gewesen? und da ich mit nein antwortete, fuhr sie fort: du kennst also die berühmte Venus des Praxiteles nur dem Namen nach; aber vermuthlich hast du die Venus des Alkamenes zu Athen gesehen? — Oesters, war meine Antwort: allein, o! wie wenig ist sie mit dieser zu vergleichen! oder vielmehr, wie unendlich ist der Unterschied zwischen dem was ich beym Anschauen der einen und der andern erfahren habe? Jene, sagte Theoklea, flößte dir wohl nur kalte ruhige Bewunderung ein; aber diese? — „Ein Gefühl, das meine Brust zu zersprengen schien, das meine ganze Seele kaum zu ertragen vermochte. In jener sahe ich nur das Symbol der höchsten Schönheit; in dieser erkannte und fühlte ich die gegenwärtige Göttin selbst.“

Weg allem dem, versetzte sie, muß ich dich warnen, gegen deine Phantasie auf der Huth zu seyn; sie arbeitet oft zur Unzeit der höhern Einwirkung entgegen, und weldet uns mit Schatten, da wir ohne ihre übermäßige Dienstfertigkeit das Wesen selbst haben könnten. Du glaubtest die Gegenwart der Göttin zu fühlen, und es war vielleicht bloße Täuschung. Das sicherste Mit-

tel



tel dich vor den Blendwerken der Einbildung zu verwahren, ist ihrer Geschäftigkeit Einhalt zu thun, um dich gänzlich den Empfindungen deines Herzens zu überlassen. Durch diese allein kannst du hoffen dir die Göttin günstig zu machen. Das Herz, nicht die Einbildungskraft, ist das Organ, das ihrer Mittheilungen empfänglich ist. Nach diesen Worten verließ sie mich, damit ich mir diese Lection durch eigenes Nachdenken wahr machen könnte.

Um deine Geduld durch Erzählung des stufenweisen Wachstums meiner erhabenen und vermuthlich beyspiellofen Leidenschaft nicht auf eine allzugroße Probe zu stellen, will ich von dem Besuche, den ich in der folgenden Nacht im Tempel machte, nichts weiter sagen, als daß diesmal die Art, wie das Anschauen der Göttin auf meine Sinnen wirkte, indem ich mich (nach dem Rathe der Tochter des Apollonius) den Empfindungen, die sie mir einflößte, gänzlich überlassen wollte, — zuletzt so lebhaft wurde, daß sie mich erschreckte und gegen mich selbst mißtrauisch machte. Ich eilte in großer Unruhe aus dem Tempel hinweg, und beschloß, mich der Göttin nicht eher wieder zu nähern, bis ich durch die sorgfältigste Reinigung meiner Seele alles sinnliche von meiner Liebe abgewaschen hätte, welche ganz rein und geistig seyn mußte, um mich der wirklichen Theophanie fähig zu machen, die das einzige Ziel meiner Wünsche war. Ich konnte
nicht

nicht von mir erhalten, mit Theokleen von dieser Entschließung zu sprechen, weil ich mir keine Worte zu finden getraute, das was sie veranlaßt hatte so zart und unzweydeutig auszudrücken, als ich thun mußte um keine unziemlichen Vorstellungen in ihr zu veranlassen. Sie konnte indessen leicht bemerken, daß es nicht ganz richtig mit mir stehen müsse; ich war unruhig, tiefsinnig, zerstreut, und suchte die Einsamkeit, um meine Gemüthsverfassung vor ihr zu verbergen, ohne zu bedenken, daß ich sie eben dadurch verrieth. Indessen that sie doch, als ob sie nichts davon gewahr würde, und vermied, nach dem Beyspiel das ich ihr gab, alles was mich zu einer Erklärung hätte nöthigen können. So gieng der Tag vorüber, und in der nächsten Nacht hatte ich wirklich soviel Gewalt über mich selbst, mir das Anschauen meiner geliebten Göttin zu versagen, wiewohl ich mich mehr als zehnmal auf den Weg machte, und einmal schon bis an die äussere Pforte gekommen war.

Diese grausame Selbstpeinigung kostete mich eine schlaflose Nacht; meine Unruhe wurde dadurch mehr vergrößert als vermindert, und ich sah am folgenden Tage so blaß und hohlaugigt aus, daß Theoklea sich nicht länger überheben konnte, Kenntniß davon zu nehmen. Was ist mit dir vorgegangen, Proteus? fragte sie mich: wo ist deine vorige Heiterkeit und Ruhe? Woher diese Blässe deines Gesichts? dieses trübe Feuer
in



die sie mir zuschrieb, zu ihr gekommen zu seyn: aber auf der andern Seite war ich mir noch lebhafter bewußt, daß mir das Bild der Göttin eine wirkliche, noch nie gefühlte Liebe eingehaucht hatte, eine Liebe, die meine ganze Seele beschäftigte, und wovon das, was ich ehemals für Kallippen empfunden, kaum eine leise Ahndung genannt werden konnte. Da mich nun ihr Vorwurf von dieser Seite nicht traf, so antwortete ich ihr mit einer Zuversicht, die ihr vermuthlich nicht unangenehm war: diesmal wäre wohl, wenn ich es sagen dürfte, Sie selbst diejenige die sich irrte, wenn sie mich beschuldigte, daß meine Liebe bloßer Selbstbetrug oder gar eine heuchlerische Maske eigennütziger Absichten sey. Ich erklärte mich so warm und lebhaft über diesen Punct, daß Theoklea genöthigt war, ihren Worten einen mildern Sinn zu geben, oder vielmehr zu behaupten, ich hätte den ihrigen nicht recht gesagt. Dieser kleine Streit, der erste und letzte den wir mit einander hatten, endigte sich, wie billig, mit einer Ausöhnung, wodurch wir bessere Freunde wurden als jemals, und brachte eine Lebhaftigkeit in die Unterhaltungen dieses Tages, die der Einsörmigkeit unsrer Lebensart sehr zu Statten kam.

Meine eigene Ungebuld die Göttin wieder zu sehen, gab den Vorstellungen, welche Theoklea meinen vielleicht allzugärtlichen Bedenkllichkeiten entgegengesetzt hatte, soviel Gewicht, daß ich das Ende eines Spaziergangs,

gangs, wozu sie mich nach der Abendmahlzeit einlud, kaum erwarten konnte; zumal da sie sich zu angelegten seyn ließ, mich angenehm zu unterhalten, als daß sie billiger Weise hätte besorgen können mir Langeweile zu machen. Es war schon ziemlich spät, als sie sich von mir beurlaubte, und ich eilte nun mit gestügelten Schritten dem Tempel zu. Die hatten die Nachtgaleen, die in großer Menge ein dichtes Gehölze zur Linken des Tempels bewohnten, sich so sehr beeifert meine Aufmerksamkeit auf ihre lieblichen Wettgesänge zu ziehen als diesmal, aber nie war es ihnen weniger gelungen; meine ganze Seele war bereits in meinen Augen. Ich verdoppelte meine Schritte, schloß die Pforten des Tempels hastig auf, und stand auf einmal wie versteinert, da ich die Fackel des Amors ohne Feuer und den Tempel so dunkel fand, daß selbst durch die geöffneten Thüren nicht Licht genug hinein fiel, um das Bild der Göttin unterscheiden zu können.

Unter tausend Zweifeln und Besorgnissen, die sich über diese unerwartete Begebenheit in meinem Gemüthe drängten, behielt endlich der Gedanke die Oberhand, daß die Göttin mich vielleicht auf die Probe stellen wolle, ob ich fähig sey, Sie mir, auch ohne Beyhülfe einer meine Sinne rührenden Gestalt, eben so gegenwärtig denken, als ob sie in diesem Marmorbilde vor meinen Augen stünde. Aber wenn dieß ihre

L. M. April 1789.

E

Absicht



Absicht war, so ließ sie mir wenigstens nicht Zeit genug die Probe zu machen; denn unversehens erfüllte den Tempel eine hellleuchtende Klarheit und ein leises Wehen der lieblichsten Rosendüfte; und statt der Bildsäule erblickte ich in einer helldunkeln Wolke, welche die ganze Vertiefung des Tempels erfüllte, die Göttin selbst in lebendiger unaussprechlicher Schönheit und Glorie, zwischen ihren ewig jugendlichen Grazien, die, indem sie Hand in Hand geschlungen wie in leichtschwebendem Tanz sich um sie her bewegten, von Augenblick zu Augenblick ihre himmlischen Reize bald umschleierten, bald wieder sichtbar machten. Ich stand in Entzückung und Aebertung verlohren, als die Göttin, mit einem Lächeln das den ganzen Tempel zu erheitern schien, einen Blick voll Huld und Majestät auf mich warf, und plötzlich wieder aus meinen Augen verschwand.

Lucian. Freund Peregrin! was willst du daß ich glauben soll?

Peregrin. Daß ich dir nichts sage als was ich gesehen habe.

Lucian. Gesehen nennst du es? Geträumt willst du sagen —

Peregrin. Ich versichere dich, daß ich in diesem Augenblicke nicht mehr träume als damals.

Lucian.

Lucian. Also doch wenigstens einer von den waschenden Träumen, wovon du vorhin sprachest, wo man in vorbeystreichenden Augenblicken sieht oder hört, was nie kein besonnener Mensch, dessen Vernunft und Einbildungskraft im gehörigen Gleichgewicht stehen, mit gesunden Augen und Ohren gesehen und gehört hat?

Peregrin. Denke davon was du kannst, Lucian.

Lucian. Bey allem dem müßten die geschwornensten Gegner aller Täuschungen, Demokritus und Epikurus selbst, gestehen, daß du in deinem Erdenleben mit einer beneidenswürdigen Imagination ausgestreut warst! — Aber wie lange dauerte diese himmlische Erscheinung?

Peregrin. Diese Frage, lieber Lucian, ist schwerer zu beantworten als du glaubst. Erscheinungen dieser Art lassen sich mit keinem gewöhnlichen Zeitmaß messen; und wer, der mit einer solchen Vision beseligt wird, könnte daran denken ihre Dauer messen zu wollen, wenn es auch möglich wäre? Alles was ich dir davon sagen kann, ist, daß sie mir, da alles wieder verschwunden war, nur wenige Augenblicke gedauert zu haben schien, aber daß, meinem Gefühle nach, diese Augenblicke gegen die zwanzig Jahre die ich bisher gelebt hatte eine Ewigkeit gegen einen Augenblick waren.

Lucian. Ich merke aus allen Umständen, daß du noch etwas in Perto hast, das mir auf die eine oder andere Art aus dem Wunder helfen wird; denn Alles, was dir in dem Zauberhayne der wundervollen Tochter des Apollonius begegnet ist, kannst du doch nicht wohl geträumt haben.

Peregrin. Wenigstens würde ich nicht so unmar-
nertlich gewesen seyn, dich mit einem so langen Trau-
me aufzuhalten. Aber ich fühle selbst, daß es Zeit
ist, dir, wie du es nennst, aus dem Wunder zu hel-
fen, und wenn es auch nicht anders geschehen könnte,
als indem ich dich in ein neues noch weit größeres
werfe.

Lucian. Du wirst mich sehr verbinden; denn ich
muß gestehen, daß ich den Gemüthszustand, in den
du mich hineingezaubert hast, nicht sehr lang ertragen
kann.

Peregrin. Du glaubst mir wohl ohne Verhehrung,
daß Venus Urania nach dieser Erscheinung keinen feu-
riacrn Anbeter und inbrünstigern Liebhaber in der wei-
ten Welt hatte als mich. Das ganze System meiner
theurgischen Schwärmeren hatte durch diese offenbare
Theophanie eine neue Stütze erhalten, und war in
diesen wenigen Augenblicken so verdichtet und über al-
len Zweifel hinausgesetzt worden, daß ich nun das
wunderbarste und unglaublichste zu ertragen fähig
seyn

seyn mußte. So wie die wonnenvolle Erscheinung verschwunden war, wurde mir auch der wieder verfinsterte Tempel zu enge. Ich eilte ins Freye, um meiner von Entzücken fast erstickten Brust Luft zu machen. Diese Nacht kam, natürlicher Weise, eben so wenig Schlaf in meine Augen als in der vorigen; aber die aufgehende Sonne überraschte mich, da ich sie noch weit entfernt glaubte. Theoklea erblickte mich, als ich vor ihrer Wohnung vorbeiging. Sie war schon völlig angekleidet, kam zu mir herab, und sagte: sie wäre so früh aufgestanden, weil sie nothwendiger Geschäfte wegen in die Stadt reisen mußte: aber du, setzte sie mit Verwunderung hinzu, wie kommt es, daß ich dich zu einer solchen Tageszeit schon so munter finde? Ich erzählte ihr, mit aller Niederseltigkeit eines Menschen, der jetzt kein dringenderes Bedürfnis hatte als seinem zu vollen Herzen einige Erleichterung zu verschaffen, was mir diese Nacht im Tempel begegnet war. Ich mußte es ihr mehr als einmal mit allen Umständen erzählen, bis ich sie von dem Zweifel geheilt sah, daß meine Phantasie die Schöpferin dieser schönen Vision gewesen seyn könnte. Die Stärke meiner eigenen Ueberzeugung nöthigte ihr endlich auch die ihrige ab; sie freute sich meines Glückes, und trennte sich nun, wie sie sagte, mit desto leichterem Herzen auf einige Tage von mir, da sie so gewiß seyn könnte, daß ich ihre Abwesenheit kaum gewahr werden würde. Ich sollte mich inzwischen als denjenigen ansehen, der

in dem ganzen Bezirk des heiligen Hanns unumschränkt zu gebieten habe; alle, die von ihr abhingen, wären angewiesen, meine Winke eben so gehorsam wie die ihrigen zu befolgen; auch hätte sie dafür gesorgt, daß es mir an nichts fehlen würde, was ich nöthig haben oder wünschen könnte, ohne daß ich mich selbst deswegen zu bekümmern brauchte. Nach diesen Worten umarmte sie mich mit der Vertraulichkeit einer alten Freundin, bestieg mit einer ihrer Nymphen und einem Diener einen leichten, mit zwey schneeweißen Pferden bespannten Wagen, und verschwand in kurzem aus meinen ihr nachfolgenden Blicken.

w.

(Die Fortsetzung künftig.)

III.

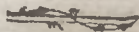
M a h o m e t.

Ein Fragment

aus Gibbons Fortsetzung seiner Geschichte vom
 Unfall und Untergang des Römischen Reichs.

Bei den Arabern, wie bey den Indianern, bestand die Religion in Verehrung der Sonne, des Mondes und der Fixsterne, einer Art von Abgötterey, die unsrer die ältesten und verzeihlichsten gehört. Ein sichtbares

bares Bild der Gottheit scheint aus den glänzenden Lichtern des Himmels zu strahlen; ihre zahllose Menge und unabsehbare Entfernung erweckt in dem denkenden und selbst in dem gemeinen Kopfe die Idee eines unendlichen Raums; der Stempel der Ewigkeit ist sichtbar an diesen feurigen Massen, deren Anblick keinen Gedanken an Zerstörung verträgt; die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung deutet auf Denkkraft oder Instinkt: und ihr Einfluß, wirklich oder eingebildet, begünstigt die stolze Meynung, daß sie die Erde und ihre Bewohner einer besondern Vorsohrge würdigen. Die Astronomie wurde zu Babylon wissenschaftlich betrieben, aber die Schule der Araber war ein heitrer Himmel und kahle Flächen. Bey ihren nächtlichen Wanderungen waren die Gestirne ihre Wegweiser. Wißbegierde und Frömmigkeit machten den Beduinen vertraut mit den Namen, der Ordnung und dem täglichen Stande derselben, und die Erfahrung lehrte ihn in der Bahn des Mondes 28 Theile zu unterscheiden, und diejenigen Constellationen zu segnen, die die schwächende Wüste mit einem heilsamen Regen erfrischte. Dieß Reich des Firmaments konnte jedoch nicht von weiterem Umfange seyn, als die Sphäre der sichtbaren Wesen; man brauchte noch einige metaphysische Kräfte, um den Glauben an Seelenwanderung und Auferstehung zu begründen. Auf dem Grabe des Arabers mußte ihm ein Cameel nachfolgen, um seinen Herrn in einer andern Welt zu dienen; und die Anrufung



der abgeschiedenen Geister setzte Bewußtseyn und Kraft bey ihnen voraus. Die mythologischen Träume eines rohen Volks über einzeln lokale Gottheiten in den Regionen der Gestirne, der Luft und der Erde, über ihr Geschlecht, Namen, Eigenschaften und Rang sind mir unbekannt und kümmern mich nicht. Jeder Stamm, jede Familie, jeder unabhängige Krieger anderte oder schuf sich die Form und den Gegenstand seiner Anbetung; aber die Nation im Ganzen beugte sich in allen Zeitaltern unter die Religion — wie unter die Sprache — von Mekka.

Das ächte Alterthum der Kaaba geht in die Zeiten vor der christlichen Epöke zurück. Der griechische Geschichtschreiber Diodor erwähnt in seiner Beschreibung der Küste des rothen Meers zwischen den Thamuditen und Sebäern einen berühmten Tempel, dessen vorzügliche Heiligkeit von allen Arabern verehrt worden sey. Siebenhundert Jahre vor Mahomet wurde der leinene oder seidene Vorhang, den der Großsultan jährlich renovirt, von einem frommen Könige der Homeriten zuerst geschenkt. Ein Zelt oder eine Höhle war alles, was wilde Horden zu ihrem Gottesdienst brauchten; aber nachher wurde an dessen Stelle ein steinernes Gebäude errichtet, und alle Kunst und Macht der Beschützer des Orients wagte es nicht, sich von der Einfachheit der ursprünglichen Form zu entfernen. Ein geräumiger Bogengang umschließt das Viereck der

Kaaba,

Kaaba, einer Kapelle von ein und zwanzig Ellen in der Länge, drey und zwanzig in der Breite, und sieben und zwanzig in der Höhe. Eine Thür und ein Fenster sind die Oefnungen, wodurch das Licht fällt; ein doppeltes Dach ruht auf drey hölzernen Säulen; eine Rinne, die jetzt golden ist, dient zum Abfluß des Regenwassers, und die Quelle Zemzem wird durch ein kuppelförmiges Gebäude vor zufälligen Verunreinigungen geschützt. Die Oberaufsicht über die Kaaba war durch List oder Gewalt dem Stamme der Koreschiten zu Theil geworden; das Amt eines Priesters hatte sich durch vier Generationen auf den Großvater Mahomets fortgepflanzt, und die Familie der Häscheniten, zu der er gehörte, war die ehrwürdigste und heiligste in den Augen der Nation. Mekka und das umliegende Land genoß die Vorzüge eines geweihten Bodens, und in dem letzten Monate jedes Jahres war Stadt und Tempel mit einer Schaar von Pilgrimen angefüllt, die ihre Gelübde und Opfer in dem Wohnsitz der Gottheit darbrachten. Eben die Gebräuche, welche der fromme Muselman jetzt beobachtet, waren schon in den Zeiten des Götzendienstes erfunden und eingeführt. Der Zug näherte sich ehrfurchtsvoll bis zu einer gewissen Entfernung, wo man die Kleider ablegte. Sodann gieng man siebenmal mit schnellen Schritten um die Kaaba herum, küßte siebenmal den schwarzen Stein, und warf siebenmal Steine in das Thal Mina. Zum Beschluß der Wallfahrt wurden,

wie heut zu Tage, Schafe und Kameele geopfert, und jeder begrub seine Haare und Nägel in die geheiligte Erde. Jeder Stamm fand in der Kaaba seine eigenthümliche Religion, oder führte sie darin ein. Dreihundert und sechzig Götzenbilder von Menschen, Adlern, Löwen und Antilopen zierten oder entweiheten den Tempel, und am meisten zeichnete sich unter diesen die Figur Hebals aus, eine Statue von rothem Agat mit sieben Pfeilen in der Hand, den Symbolen der heidnischen Wahrsaguna. Dieß war jedoch ein Werk der syrischen Kunst. Höhere Zeitalter begnügten sich mit Säulen und Tafeln, und aus den Felsen der Wüste wurden Götzen und Altäre gehauen, so wie der schwarze Stein zu Mekka, auf dem besonders der Vorwurf eines abgöttischen Ursprungs haftet.

Opfer waren ein herrschender Gebrauch unter allen Völkern von Japan bis Peru. Um Dankbarkeit oder Furcht bey seiner Anbetung auszudrücken, vernichtete man zur Ehre der Götter ihre kostbarsten Geschenke. Menschenleben war das Theuerste, was einer Gottheit dargebracht werden konnte, um sie bey einer all gemeinen Landplage zu versöhnen, und bey solchen Veranlassungen wurden die Altäre von Phöniciern, Egypten, Rom und Karthago mit Menschenblute befleckt. Diese grausame Sitte erhielt sich lange Zeit unter den Arabern. Noch im dritten Jahrhunderte opferte der Stamm der Dumatier jährlich einen Knaben;

ben; und ein Gefangner von königlicher Geburt wurde in den Kriegen Justinians von der frommen Wuth eines saracenischen Fürsten, der diesem Kayser als Vund desgenosse diente, am Altare geschlachtet. Ein Vater, der seinen Sohn zum Opfertode schleppt, ist ein Schauspiel des Fanatismus, das ihn in seiner peinlichsten Ueberspannung und seinem erhabensten Schwunge darstellt. Die That selbst oder ihre Bewegungsgründe wurden durch Beispiele von Heiligen und Helden geheiligt; ein rasches Gelübde dieser Art bedrohte selbst Mahomets Vater, und es hielt schwer ihn gegen ein Opfer von hundert Kameelen auszulösen.

Die Enthaltung vom Schweinefleisch war den Arabern mit den Juden und Aegyptern gemein, so wie die Beschneidung. Diese Gebräuche, welche sich aus einem rohen Zeitalter herschreiben, und über die weder ein Verbot noch eine Vorschrift im Koran enthalten ist, wurden stillschweigend auf die spätern Nachkommen und auf die Proselyten der neuen Religion fortgepflanzt. Scharfsinnige Schriftsteller haben hiers in einen Kunstgrif des Gesetzgebers zu finden geglaubt, den hartnäckigen Vorurtheilen seines Volks zu schmeicheln. Natürlicher ist es indessen, bloß eine gewisse Anhänglichkeit an die Gewohnheiten und Meynungen seiner Jugend bey ihm vorauszusetzen, wobey er nicht vorherseh, daß ein Gebrauch, der dem arabischen Klima angemessen war, an den Ufern der Donau und Wolga unnütz oder beschwerlich werden könnte.

Arabien



Arabien war frey, während das Eroberungsgeiſt und Tyranny in den benachbarten Reichen wütheten. Verfolgte Secten flohen in dieß glückliche Land, wo ſie ihren Glauben bekennen und nach ihrem Bekenntniſſe handeln durften. Die Religionen der Sabäer, Magier, Juden und Chriſten waren über den ganzen Erdſtrich vom Perſiſchen Meerbuſen bis zum rothen Meere zerſtreut. In einem frühern Zeitalter hatten ſich die ſabäiſchen Meynungen und Gebräuche durch die Weiſheit der Chaldäer und durch die Waffen der Aſſyrier in ganz Aſien ausgebreitet. Beobachtungen von zweytauſend Jahren waren der Stoff, aus dem die Prieſter und Sternſeher zu Babylon die ewigen Geſetze der Natur und der Vorſehung entwickelten. Sie verehrten ſieben Gottheiten oder geiſtige Weſen, als Beherrſcher der ſieben Planeten, die ihren Lauf regierten und ihre unwiderſtehllichen Wirkungen auf der Erde beſtimmten. Die Eigenſchaften der ſieben Planeten, der zwölf Zeichen des Thierkreiſes, und der vier und zwanzig Conſtellationen des nördlichen und ſüdlichen Himmels, wurden durch Bilder und Talismane vorgeſtellt. Jeder von den ſieben Wochentagen hatte ſeine eigene Schutzgottheit. Die Sabäer beteten dreymal des Tages, und das Ziel ihrer Wallfahrten war der Tempel des Mondes zu Haran. Ihr Glaube hatte indeſſen eine gewiſſe Biegsamkeit, die ſie eben ſo geneigt machte fremde Meynungen zu entlehnen, als die übrigen mitzutheilen. So findet ſich in dem, was
ſie

sie von der Schöpfung der Welt, von einer Sündfluth, und von den Patriarchen lehrten, eine merkliche Uebereinstimmung mit den Volksagen der Juden, die als Gefangene eine Zeit lang unter ihnen lebten. Sie vertiefen sich auch auf geheime Bücher, wovon Adam, Seth oder Henoch die Verfasser seyn sollten; und in den Gegenden von Baisora verwandelten sich die zuletzt übrig gebliebenen Götzendiener, durch das Verlangen was ihnen aus den Schriften des neuen Testaments bekannt wurde, in die sogenannten St. Johannis-Christen. Die Magier zerstörten die Altäre von Babylon, aber die Sabäer wurden durch das Schwerdt Alexanders gerächt. Persien seufzte über fünfhundert Jahre unter einem fremden Joch, und die eifrigsten Schüler Zoroasters retteten sich von der Seuche der Vielgötterey um in einer Wüste unter ihren ehemaligen Feinden ihre Freyheit zu suchen. Schon siebenhundert Jahre vor Mahomets Ende wohnten Juden in Arabien, und ihre Anzahl wuchs beträchtlich durch die Menge derjenigen, die in den Kriegen des Titus und Hadrian aus Palästina vertrieben wurden. Aufmerksam auf ihren Vortheil wußten diese Flüchtlinge sich Freyheit und Ansehen zu verschaffen. Sie erbaueten Synagogen in Städten, und Schlösser in unbewohnten Gegenden. So lebten sie vermischt unter ihren heydnischen Proselyten, die schon das Zeichen der Beschneidung mit ihnen gemein hatten. Mit noch größerer Thätigkeit und einem glücklichen Erfolge breiteten



teten sich die christlichen Missionarien aus. Die katholischen Glaubensgenossen behaupteten die Oberherrschaft im römischen Reiche, und die Sekten, welche nach und nach von ihnen unterdrückt wurden, flohen über die Grenzen desselben. Marconiten und Manichäer verbreiteten in Arabien ihre schwärmerischen Meinungen und ihre unächtigen Evangelien: doch erhielten auch die Kirchen von Yemen und die Fürsten zu Hira und Bassan einen reinern Lehrbegriff durch Jakobitische und Nestorianische Bischöffe. Jeder Stamm, jeder einzelne Araber hatte die Freyheit seinen Gottesdienst zu wählen, oder aus verschiedenen Religionen zusammen zu setzen, und auf diese Art vermischte sich ein fortgeerbter roher Aberglaube mit der erhabnen Theologie der Heiligen und Philosophen.

Ein Glaubensartikel war es indessen, der einstimmig von allen diesen verschiedenen Religionslehrern eingeschärft wurde: das Daseyn einer einzigen obersten Gottheit, der alle Mächte des Himmels und der Erde unterworfen sind, die sich öfters durch Engel und Propheten dem Menschengeschlechte geoffenbart, und zu bestimmten Zeiten aus Güte oder Gerechtigkeit die Ordnung der Natur durch Wunder unterbrochen hat. Die Macht dieses Wesens wurde von den vernünftigen Arabern anerkannt, ob sie gleich in der äußerlichen Verehrung desselben nachlässig waren, und es war mehr Gewohnheit als Ueberzeugung, was die Anhänglich-

Zeit an einen Rest von Abgötterey bey ihnen erhielt. Juden und Christen hießen das Volk des Buchs. Die Bibel war in die arabische Sprache übersetzt, und beyde Religionen, so unversöhnlich sich sonst ihre Bekenner haßten, stimmten doch in der Annohmung des alten Testaments überein. In der Geschichte der Ebräischen Patriarchen fanden die Araber mit Vergnügen die Stammväter ihrer Nation. Was sie von Ismaels Geburt und Verheißungen lasen, war ihnen willkommen. Sie ehrten Abrahams Glauben und Tugend, führten seine und ihre eigne Geschlechtsfolge bis auf die Schöpfung des ersten Menschen zurück, und glaubten mit gleicher Willigkeit an die Offenbarungen der heiligen Bücher, und an die Träume und Ueberlieferungen der jüdischen Rabbinen.

Die niedrige Herkunft Mahomets ist eine unkluge Verläumdung der Christen, wodurch sie das Verdienst ihres Feindes erheben, anstatt es herabzuwürdigen. Seine Abstammung von Ismael war ein wirkliches oder erdichtetes Vorrecht, das er mit der ganzen Nation gemein hatte; aber wenn sich gleich seine Genealogie in einen dunkeln und ungewissen Ursprung verlor, so konnte er doch seinen ächten Adel durch mehrere Geschlechter zurückführen. Er war vom Stamme der Korischiten aus der Familie Hascems, die unter den Arabern die angesehenste war, Mekka beherrschte, und das Recht die Kaaba zu beschützen erblich besaß.

Mahor



Mahomets Großvater war Abdol Motalleb, der Sohn
 Hafschems, eines reichen und edelmüthigen Bürgers,
 der durch die Hülfsequellen seines Handels sein Vater-
 land vor einer Hungersnoth schützte. Er hatte Mekka
 ernährt, und sein Sohn rettete es von seinen Feinden.
 Das Königreich Yemen stand unter der Oberbannmäßige-
 keit der christlichen Beherrscher von Abyssinien, und
 ihr Vasall Abraham, durch eine Beleidigung gereizt
 die Ehre des Kreuzes zu rächen, belagerte die heilige
 Stadt mit einem Zuge Elephanten und einem afrika-
 nischen Heere. Es kam zu Friedensvorschlägen, und
 bey der ersten Unterhandlung verlangte Mahomets
 Großvater die Zurückgabe der erbeuteten Heerden.
 „Und warum, sagte Abraham, bildest du nicht für dei-
 nen Tempel, den ich zu zerstören gedroht habe?“
 „Die Heerden sind mein, war die Antwort, aber die
 „Kaaba gehört den Göttern, und diese werden ihr
 „Haus gegen Raub und Frevel zu schützen wissen.“
 Durch Mangel an Lebensmitteln oder durch die Tapfers-
 keit der Kortschiten wurden die Abyssinier zu einem
 unglücklichen Rückzuge genöthigt, und um diese Nie-
 derlage durch ein Wunder auszuschnücken, erzählte
 man, ein Zug Vögel habe auf die Häupter der Un-
 glaubigen Steine herabgeschleudert. Abdol Motallebs
 Ruhm wurde von häufigem Glücke gekrönt; er lebte
 bis in sein hundert und zehntes Jahr, und zeugte
 sechs Töchter und dreyzehn Söhne. Sein Liebling
 Abdallah, war der schönste und sitzsamste unter Arabiens
 Jüng-

Jünglingen, und in der Nacht, da er sich mit Amina aus dem edlen Stamme der Zahriten vermählte, sollen zweyhundert Jungfrauen vor Eifersucht und Berweissung gestorben seyn. Mahomet, oder eigentlicher Mohammed, der einzige Sohn von Abdallah und Amina, wurde zu Mekka geboren, vier Jahre nach Justinians Tode, und zwey Monate nach dem verunglückten Feldzuge der Abyssinier, von dessen Ausgange es abhieng, ob der christliche Gottesdienst von der Kaaba Besitz nehmen sollte. In seiner frühesten Jugend verlor er Vater, Mutter und Großvater; seine Oheime waren mächtig und zahlreich, und bey der Theilung der Erbschaft kam auf ihn, als einen Waisen, nicht mehr als fünf Kameele und eine äthiopische Sklavin. Zu Hause und auf Reisen, im Frieden und Kriege war er in seinen ersten Jahren unter der Leitung und dem Schutze Abu Talebs, des angesehensten unter den Brüdern seines Vaters. In einem Alter von fünf und zwanzig Jahren trat er in die Dienste der Cadischah, einer reichen und vornehmen Wittwe zu Mekka, die seine Treue bald durch das Geschenk ihrer Hand und ihres Vermögens belohnte. Dieser Heyraths-Contrakt, in dem einfachen Styl des Alterthums abgefaßt findet sich noch. Die gegenseitige Liebe Mahomets und der Cadischah wird darin gerühmt, Mahomet als der vollkommenste Jüngling in dem Stamme der Koreischiten beschrieben, und eine Schenkung von zwölf Unzen Goldes und zwölf Kameelen seiner Ge-

mahl'n ausbedungen, wozu er von der Frengelbigkeit seines Oheims unterstützt worden war. Durch diese Verbindung gelangte Abdallahs Sohn wieder zu dem Wohlstande seiner Vorfahren, und die kluge Marrone fand ihre Zufriedenheit in seinen häuslichen Tugenden, bis er in seinem vierzigsten Jahre die Würde eines Propheten annahm, und die Religion des Korans zu predigen anfieng.

Nach der Geschreibung seiner Anhänger zeichnete sich Mahomet durch ungewöhnliche Schönheit seiner Gestalt aus, ein Vorzug, der nicht leicht verachtet wird, als wo ihn die Natur versagt hat. Noch ehe er sprach, waren seine Zuhörer gewonnen, er mochte vor einer kleinern Anzahl oder in einer öffentlichen Versammlung als Redner auftreten. Ein königlicher Anstand, die Majestät seiner Gesichtsbildung, ein durchdringender Blick, ein einnehmendes Lächeln, ein ansehnlicher Bart, ⁷² ¹⁷⁷¹ sprechende Züge die jede Empfindung der Seele ausdrückten, und bedeutende Gesten, wodurch er der Modulation seiner Stimme einen großen Nachdruck zu geben wußte, sicherten ihm jederzeit den allgemeinen Beyfall. Im täglichen Umgange beobachtete er die ernsthaftige und umständliche Höflichkeit seiner Nation mit gewissenhafter Strenge. Bey der ehrerbietigen Aufmerksamkeit, die er den reichsten und mächtigsten Bürgern erwies, wußte er seine Würde durch Freundlichkeit und Herablassung gegen die ärmsten

ärmsten Einwohner von Mekka zu behaupten. Das Ungezwungene in seinem Verrathen verbarg seine künstlich entworfenen Pläne, und seine verbindlichen Aeußerungen erklärte man für persönliche Freundschaft oder allgemeines Wohlwollen. Sein Gedächtniß war vielumfassend und stark, sein Witz leicht und gesellig, seine Phantasie von erhabenem Schwunge, und seine Urtheilskraft scharf, schnell und entscheidend. Kühnheit im Denken und Handeln war ihm vorzüglich eigen, und wenn auch seine Entwürfe sich allmählich bey dem Erfolg seines Unternehmens erweiterten, so trägt doch schon die erste Idee einer göttlichen Sendung, wie sie ihm vorschwebte, das Gepräge von Originalität und Größe des Geistes. Als Sohn des Abdallah war er in Schooße der edelsten Familie erzogen, und an einen Dialect gewöhnt worden, der der reinste von ganz Arabien war; auch unterließ er nicht, öfters durch ein bescheidnes und zweckmäßiges Stillschweigen dem Strome seiner Beredsamkeit Einhalt zu thun, um ihren Werth dadurch geltender zu machen. Bey diesen Rednertalenten war Mahomet gleichwohl nur ein unwissender Barbar. Nie hatte er in seiner Jugend einen Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten. Dieß gereichte ihm zwar bey dem allgemeinen Mangel an Cultur nicht zum Vorwurfe; aber es war doch immer eine Beschränkung seiner Sphäre, und er entbehrte dadurch den Genuß aller der Denkmäler, in denen der Geist der Weisen und Helden vergangener Zeiten fortdauert.



dauert. Die Natur und der Mensch blieben indessen zu seinem Studium übrig, und über die politischen und philosophischen Bemerkungen, die er auf seinen Reisen gemacht haben soll, hat sich die Einbildungskraft seiner Geschichtschreiber mancherley Muthmaßungen erlaubt. Er verglich, sagt man, die verschiedenen Völker und Religionen des Erdbodens, entdeckte die Schwäche des Persischen und des Römischen Reichs, sah überall mit Bedauern und Unwillen nur die Ausartung seines Zeitalters, und so entstand in ihm der Gedanke, unter Einem Gotte und Einem Könige den unüberwindlichen Nationalgeist und die ursprünglichen Tugenden der Araber zu vereinigen. Aber bey genauerer Untersuchung findet sich anstatt einer Spur von solchen Wanderungen durch die königlichen Residenzen, durch die Lagen der Armeen und durch die Tempel des Orients, nur eine Nachricht von zwey Reisen Mahomet's nach Syrien auf die Messen von Bosra und Damascus, die er in einem Alter von dreyzehn Jahren mit der Caravane seines Oheims besuchte, ohne sich länger daselbst aufhalten zu dürfen, als bis er die Waaren der Cadischah verkauft hatte. Bey diesen Gelegenheiten konnte zwar auch der oberflächliche Blick eines Genies manches entdecken, was seinen stumpfen Gefährten verborgen blieb, und dieser fruchtbare Boden faßte vielleicht den Saamen von manchen Kenntnissen auf; allein der Mangel an Kenntniß der Syrischen Sprache mußte für Mahomet's Wißbegierde ein

ein Hinderniß seyn, und weder in seinen Lebensumständen noch in seinen Schriften bemerkt man, daß sein Gesichtskreis über die Gränzen der arabischen Welt beträchtlich erweitert gewesen sey. Aus allen Theilen dieses Erdwinkels versammelten sich jährlich die Pilgrimme von Mekka zum Behuf ihrer Andacht und ihres Handels. Bey solchen freyen Zusammenkünften einer ansehnlichen Volksmenge, konnte leicht auch ein ungelehrter Privatmann in seiner Muttersprache sich theils den politischen Zustand und Character der verschiedenen Stämme, theils die Theorie und Ausübung der jüdischen und christlichen Religionen bekannt machen. Mancher Ausländer konnte zugleich benutzt werden, der etwa versucht oder genöthigt wurde von dem Rechte der Gastfreyheit Gebrauch zu machen; und Mahomet's Feinde wissen namentlich einen Juden, einen Perser, und einen syrischen Mönch anzugeben, deren hülfreiche Hände in geheim bey Abfassung des Korans sehr thätig gewesen seyn sollen. Wenn indessen durch Umgang der Verstand bereichert wird, so ist Einsamkeit dagegen die Schule des Genies; und die Gleichförmigkeit eines Werks zeugt von der Hand eines einzigen Künstlers. Von seiner frühesten Jugend an war Mahomet zum andächtigen Grübeln geneigt; in jedem Jahre lebte er während des Monats Ramadan entfernt von der Welt und von den Umrungen der Cadischah, und dieß war die Zeit, wo er sich in der Höle des Bergs Hera drey Meilen von



Mekka mit einem Geiste unterhielt, der nicht in dem Himmel sondern in der Seele des Sehers wohnte, dem Geiste der Täuschung und des Fanatismus. Der Glaube, den er unter dem Namen des Islam seiner Familie und seinem Volke predigte, bestand aus einer ewigen Wahrheit und einer nothwendigen Erdichtung: Es ist nur Ein Gott, war seine Lehre, und Mahomet ist sein Prophet.

Sein erstes Geschäft, und wobey er die meisten Schwierigkeiten zu überwinden hatte, war seine Gattin, seinen Claven, seinen Pflegebefohlenen, und seinen Freund zu gewinnen. Sie, die mit seinen Schwachheiten als Mensch am meisten bekannt waren, sollten ihn jetzt als Propheten verehren. Cadischah glaubte in dessen seinen Worten, und fand sich durch den Ruhm ihres Gemahls geschmeichelt; der gehorsame und treue Zeid wurde durch die Aussicht, seine Freyheit zu erlangen, gereizt; der edle Ali Abutalebs Sohn, fand in den Lehren seines Betters Nahrung für seinen jugendlichen Heldengeist; und Abubeker, den Mahomet zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, unterstützte das Ansehen der neuen Religion durch seinen Reichthum, seine Wahrheitsliebe und die Mäßigung seines Charakters. Er überredete zehn der vornehmsten Bürger von Mekka, an dem geheimen Unterrichte in den Lehren des Islam Theil zu nehmen. Die Stimme der Vernunft und des Enthusiasmus wirkte auf diese nicht weniger;

weniger; „Ein Gott, und Mahomet sein Prophet“ war ihre Lösung; und ihren Glauben fanden sie schon in diesem Leben durch Reichthümer und Würden, als Befehlshaber der Armeen und als Beherrscher von Königreichen, belehnt. Drey Jahre lang war Mahomet in der Stille mit der Bekehrung dieser vierzehn Personen, der ersten Frucht seines Apostelamts beschäftigt; aber im vierten Jahre kündigte er sich als einen Gesandten Gottes an, und beschloß seiner Familie das Licht der hohen Offenbarung zu enthüllen. In dieser Absicht veranstaltete er ein einfaches Mahl, wobey er vierzig Personen aus dem Geschlechte Haschems, nach der Erzählung, mit Lammfleisch und Milch bewirthete. „Empfangt meine Freunde, sagte er zu ihnen, was ich allein euch anbieten kann, ein Geschenk, das alles an Werth übertrifft, die Schätze der gegenwärtigen und zukünftigen Welt. Gott hat mir befohlen, an euch den Ruf zu seinem besondern Dienste ergehen zu lassen. Wer unter euch entschließt sich, die Lasten meines Amts mit mir zu theilen? Wer unter euch will mein Gehülfe, und mein Rezier seyn?“ Niemand antwortete, und das allgemeine Eillschweigen, aus welchem Erstaunen, Zweifel oder Verachtung sprach, dauerte einige Augenblicke, bis Ali, damals in einem Alter von vierzehn Jahren, sich nicht länger zurückhalten konnte: „Prophet, rief er aus, ich bin der Mann, den du suchst. Wie es auch sey, der wider dich auftritt, ich erwürge ihn,

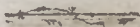
„und zermalme seine Gebeine. Laß mich deinen Bes
 „tzer sehn.“ Mahomet nahm sein Erbieten mit einem
 Ausbruch von Freude an, und Abutaleb wurde spotts
 weise von den übrigen ermahnt, der höhern Würde
 seines Sohns zu huldigen. Alles was dieser dagegen
 seinem Neffen in einem ernsthaften Tone über die Un
 möglichkeit sein Vorhaben auszuführen vorstellte, war
 umsonst. „Keine Einwendungen, erwiederte der küh
 „ne Schwärmer gegen seinen Wohlthäter. Stelle die
 „Sonne zu meiner Rechten, und den Mond zu meiner
 „Linken, ich weiche keinen Schritt von der Bahn zu
 „meinem Ziele.“

Sehn Jahre lang fuhr er fort sein Lehramt zu ver
 walten; aber dieselbe Religion, welche nachher sich
 über den ganzen Orient und einen Theil des Occidentis
 verbreitete, machte anfangs mit vieler Mühe nur
 langsame Fortschritte in den Mauern von Mekka. Ins
 dessen hatte Mahomet die Befriedigung den allmählti
 gen Zuwachs der kleinen Sekte zu bemerken, die sich
 nach ihm zu den Glauben an Einen Gott bekannte, die
 ihn als einen Propheten verehrte, und für die Mahi
 tung des Geistes, die er ihr von Zeit zu Zeit aus dem
 Koran mittheilte, empfänglich war. Von der Zahl
 seiner Anhänger im siebenden Jahre seines Propheten
 amts wissen wir nur so viel, daß drey und achtzig Pers
 onen von männlichem und achtzehn von weiblichem
 Geschlechte sich von den übrigen absonderten und nach

Arhios

Aethiopien begaben. Eine wichtige Verstärkung seiner Porthey war besonders die baldige Bekehrung seines Oheims Hamga, und des tapfern und unbiegsamen Omar, der sich unter den Bekennern des Iselams durch eben so viel Eifer, als unter seinen Feinden hervorthat. Mahomet war übrigens nicht bloß gegen den Stamm der Korischiten und gegen die Bewohner von Mekka mit seinem Unterrichte freygebig: bey allgemeynen Festen und bey den Versammlungen der Pilgrime war er oft in der Kaaba, besprach sich mit Fremden aus allen Stämmen, und eine dringende Ermahnung zu dem Glauben und der Verehrung eines einzigen Gottes, war der Inhalt dieser geheimen Gespräche, so wie seiner öffentlichen Reden. Seiner besseren Gründe und seiner politischen Schwäche sich bewußt, predigte er Gewissensfreyheit, und eiferte gegen den Mißbrauch der Gewalt für die Religion. Er stellte den Arabern bloß, die Nothwendigkeit vor, ihre Vergehungen zu erkennen, und beschwor sie, sich ihrer abgöttischen Vorfahren vom Stamme Ad und Thamud zu erinnern, die die göttliche Gerechtigkeit von der Erde vertilgt habe.

Die Einwohner von Mekka wurden durch Aberglauben und Neid gegen die neue Lehre verhärtet. Die angesehensten Personen in der Stadt, und in der Familie des Propheten selbst, gaben bey allen Gelegenheiten ihre Verachtung gegen die Vermessenheit eines



Mannes zu erkennen, den sie als einen hilflosen Waisen getannt hatten, und der sich jetzt zum Reformator seines Volks aufwerfen wollte. Gegen die frommen Ermahnungen Mahomets erschallte in der Kaaba die Stimme Abu Talebs: „Bürger von Mekka und Pils „grünne, leihet euer Ohr nicht dem Versführer. Hlchet „das Gift seiner gottlosen Neuerungen. Steht fest „im Glauben an Al Lára und Al Uzzah.“ Gleichwohl war eine gewisse Liebe gegen den Sohn Abdallahs bey diesem ehrwürdigen Greise nicht erloschen, und er beschützte die Person und den Ruf seines Neffen gegen die Anfälle der Koreischiten, die schon längst auf den Vorzug der Nachkommen Hасhemis eifersüchtig gewesen waren. Der Vorwand der Religion war ihrem Hass willkommen. Seit Hiobs Zeiten wurden in Arabien die Verächter des Gottesdienstes von der Obrigkeit bestraft; und Mahomet war übersführt, die Gottheiten seines Volks verläugnet und ihren Dienst verlassen zu haben. Aber so schlaff war die Verwaltung der Polizey in Mekka, daß anstatt der Anklage Mahomets als eines Verbrechers, nichts weiter für die Koreischiten übrig blieb, als Ueberredung oder Gewalt. Sie drangen öfters mit einem drohenden Tone in Abu Taleb. „Dein Nefse, warfen sie ihm vor, „schmäht unsern Glauben. Er schilt die Weisheit unsrer Vorfahren Irrthum und Unverstand. Vändige „seine Zunge, oder Zwietracht und Aufruhr wird unsre „Stadt verheeren. Läßt er nicht ab von seinem Frevel

„so

„So fällt er und sein Anhang unter unsern Schwerd-
 „tern, und du magst das Blut deiner Mitbürger ver-
 „antworten.“ Das Ansehen und die Mäßigung Abu-
 talebs vereitelte die Wuth der altgläubigen Faktion;
 die wehrlosen und furchtsamsten von Mahomets
 Schülern flohen nach Aethiopien, und er selbst suchte
 seine Sicherheit in verschiedenen festen Plätzen der
 Stadt und umliegenden Gegend. Da er noch immer
 von seiner Familie unterstützt wurde, so verband sich
 der übrige Stamm der Koreischiten, alle Verbindung
 mit dem Geschlechte Haschems aufzuheben, und ihnen
 weder Waaren zu verkaufen oder abzunehmen, noch
 Heyrathen mit ihnen zu schließen, sondern sie mit un-
 versöhnlicher Feindschaft zu verfolgen, bis Mahomet
 von ihnen ausgeliefert und der göttlichen Gerechtigkeit
 zur Bestrafung überlassen worden wäre. Eine Urkun-
 de über dieß Bündniß wurde vor den Augen der Na-
 tion in der Kaaba ausgestellt; die flüchtigen Musel-
 männer wurden von den Koreischiten bis in die Mitte
 von Afrika verfolgt; man belagerte den Propheten und
 seine getreuesten Anhänger, man suchte ihnen das Was-
 ser abzuschneiden, und das gegenseitige Streben erlit-
 tene Beleidigungen zu rächen erbitterte beyde Theile
 immer heftiger. Ein unsicherer Stillstand hatte eine
 scheinbare Eintracht wieder hergestellt, als Mahomet
 durch den Tod Abu Talebs der Obermacht seiner Feinde
 preis gegeben wurde, während daß er zugleich das
 Glück seines häuslichen Lebens mit seiner getreuen und
 edeln



edelmüthigen Cadischah verlorh. Abu Sophian, das Haupt der Linde des Ommiyah, war Abu Talebs Nachfolger in Beherrschung der Republik Mekka. Als ein eifriger Anhänger des Götzendienstes und tödtlicher Feind der Haschemiten, versammelte er die Koreischiten und ihre Verbündeten, um das Schicksal des Propheten zu entscheiden. Gefangenschaft konnte seine Verzweiflung aufs äußerste bringen; Verbannung eines beredten und bey'm Volke beliebten Schwärmers konnte das Gift seiner Lehre über ganz Arabien verbreiten. Man beschloß seinen Tod, und aus jedem Stamme sollte ein Schwerdt sein Herz durchbohren, um die Schuld seiner Ermordung zu theilen, und die Rache der Haschemiten zu verrietheln. Ein Engel oder ein Kundschafter Mahomet's entdeckte diese Verschwörung; Flucht war seine einzige Rettung. In der dunnreißenden Nacht schlich er sich von seinem Freund Abu Bekir begleitet aus seinem Hause. Die Mörder lauerten an der Thüre, aber sie wurden durch die Gestalt Alis getäuscht, der sich auf das Bett des Propheten gelegt und mit seiner grünen Kleidung bedeckt hatte. Die Koreischiten ehrten die fromme Aufopferung des heldenmüthigen Jünglings. Es giebt noch einige Verse des Ali, die seine Furcht, seine Zärtlichkeit, und sein schwärmerisches Vertrauen bey diesem Vorfalle auf eine interessante Art schildern. Drey Tage verbarg sich Mahomet und seine Begleiter in der Höhle des Bergs Thor, eine Meile von Mekka, und am Schlusse jedes Abends

Abends erhielten sie von dem Sohne und der Tochter Abubekers den nöthigen Unterhalt, und Nachrichten von allem was vorgieng. Sorgfältig untersuchten die Koreischiten jeden Winkel in der Nähe von Mekka, und kamen auch bis vor den Eingang der Höhle. Aber die Vorsehung veranstaltete es, nach der Erzählung, daß sie durch ein Spinnengewebe und ein Taubenest getäuscht wurden, und kein menschliches Wesen an diesem Orte vermutheten. „Wir sind nur zwey, sagte Abubeker zitternd. Ein dritter ist noch gegenwärtig, erwiederte der Prophet, und dieß ist Gott.“ Kaum hatte die Verfolgung nachgelassen, so verließen die beyden Flüchtlinge ihre Höhle, und bestiegen ihre Kameele. Auf dem Wege nach Medina wurden sie durch die Anhänger der Koreischiten eingeholt. Bitten und Versprechungen befreysten sie von ihren Händen. Damals konnte die Lanze eines Arabers der Geschichte der Welt eine andre Gestalt geben. Die Flucht des Propheten von Mekka nach Medina, ist der Anfang der merkwürdigen Zeitrechnung, die unter dem Namen der *Sigira* bekannt, und nach zwölf Jahrhunderten noch bey allen mahometanischen Völkern üblich ist.

K.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

IV.

Ein

paar Goldkörner aus. — Maculatur

oder

Sechs Antworten auf sechs Fragen.

Es ist nur gar zu gewiß, daß auch gute Bücher zu weilen Maculatur werden. Ich will also dem mir unbekannten Buche, wovon ein verunglückter Maculaturbogen mir die Gelegenheit zu diesem kleinen Aufsatz gegeben hat, durch diese Benennung an seinen oder seines Verfassers Ehre und Würden nichts benommen haben; das Buch mag ein ganz gutes, wenigstens wohlgezemehtes Buch seyn; ich kann darüber nicht urtheilen, da ich nichts davon gelesen habe als den einzigen Maculaturbogen, der einer kleinen Brochüre, die mir vor einigen Tagen von Leipzig zugesandt wurde, zur Hülle diente, und der (nach der jetzigen unbequemen Mode), nicht das geringste typographische Kennzeichen hatte, woraus man sehen konnte, was das Buch, zu welchem er gehört, für einen Titel habe. Genug, das Buch oder der Bogen wenigstens ist nun einmal Maculatur; und da jedermann weiß was Maculatur ist, wozu sie gebraucht wird, und was es gewöhnlich für ein Ende mit ihr nimmt, wenn sie auf gutes weiches ungeleimtes Papier gedruckt

gedruckt ist, — (welches gerade bey diesem Bogen der Fall war) — so wird sich der geneigte Leser nur des Adepten zu erinnern brauchen, der den Versuch machte (ob er ihm gelungen oder mißlungen ist, weiß ich nicht) aus einer gewissen unnenntbaren Materie den Stein der Weisen zu ziehen, um die obige Aufschrift so deutlich zu finden als es die Sache nur immer gestatten will. Ob übrigens das, was ich aus diesen Blättchen Maculatur destilliret habe, ächtes Gold sey, wird sich zeigen, wenn man es auf die Capelle bringen wird; wozu mir jedermann freundlich willkommen seyn soll.

Nichts kann zufälliger seyn als die Entstehung dieses kleinen Aufsatzes. Ich dachte wohl, als ich von ungefähr ein Blatt von dem mehrbesagten Maculaturbogen abriß, an nichts weniger, als daß ihn das Schicksal bestimmt habe zu einem so weit über seine eigentliche Bestimmung erhabenen Gebrauch veredelt zu werden: genug, was seyn soll muß sich schicken; ich warf von ungefähr einen Blick auf die Seite 214 des Blatts, das ich eben zwischen den drey vordersten Fingern meiner rechten Hand hielt, als ich, nicht ohne einen kleinen Schauer, von Erstaunen, auf der ersten Hälfte dieser inhaltsschweren Seite folgende sechs Fragen aufgeworfen fand:

1) Was ist Aufklärung?

2) über



2) über welche Gegenstände kann und muß sie sich verbreiten?

3) Wo sind ihre Grenzen?

4) Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?

5) Wer ist berechtigt die Menschheit aufzuklären?

6) An welchen Folgen erkennt man ihre Wahrheit?

Diese Fragen (meynete der Verfasser) seyen noch lange nicht so berichtigt, als sie es seyn müßten, um über den Begriff von Aufklärung, und über ihren Gang unter uns, ruhig zu seyn; und sie müßten rein und gerade, und einstimmig beantwortet werden, wenn wir uns nicht in einem ewigen Chaos von Annahmen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben wollen.

Meiner geringen Meynung nach waren seine sechs Fragen schon seit einigen tausend Jahren für alle verständige Menschen keine Fragen mehr, und wenn wir, dachte ich, uns dem ungeachtet in einem ewigen Chaos von Annahmen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben, so muß das wohl eine andere Ursache haben; indessen, weil der gute Mann die Sache doch für so wichtig hält, warum sollte mir der H. des T. M. zwey bis drey Blätter versagen, auf denen ich mir diese sechs Fragen so rein und gerade zu beantworten getraue, daß über die siebente, ob ich sie richtig beantwortet

antwortet habe, nur Eine Stimme seyn soll? Ich entschloß mich also auf der Stelle zu diesem guten Werke, und schreite nun, damit meine Vorrede nicht länger werde als die Abhandlung selbst, unmittelbar zur Ausführung fort.

Also I. „Was ist Aufklärung?“

Antwort: das weiß jedermann der vermittelt eines Paares sehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterschied zwischen hell und dunkel, Licht und Finsterniß besteht. Im dunkeln sieht man entweder gar nichts, oder wenigstens nicht so klar daß man die Gegenstände recht erkennen und von einander unterscheiden kann: sobald Licht gebracht wird, klären sich die Sachen auf, werden sichtbar und können von einander unterschieden werden — doch wird dazu zweyerley nothwendig erfordert: 1) daß Licht genug vorhanden sey, und 2) daß diejenige, welche dabey sehen sollen, weder blind, noch gelbsüchtig seyen, noch durch irgend eine andere Ursache verhindert werden, sehen zu können oder sehen zu wollen.

II. „Ueber welche Gegenstände kann und muß sich die Aufklärung ausbreiten?“

Drolligste Frage! Worüber als über alle sichtbare Gegenstände? Das versteht sich doch wohl, dünkte ich;

L. M. April 1789.

G

Oder



Oder muß es dem Herrn noch bewiesen werden? Nun wohl! Im dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnütziges Geschäfte ausgenommen) bleibt für christliche Leute nichts zu thun als zu schlafen. Im dunkeln sieht man nicht wo man ist? noch wo man hingehet, noch was man thut, noch was um uns her, zumal in einiger Entfernung, passiert; man läuft Gefahr bey jedem Schritte die Nase anzustoßen, bey jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beschädigen, oder anzurühren was man nicht anrühren sollte, kurz, alle Augenblicke Mißgriffe und Mißreite zu thun; so daß, wer seine gewöhnliche Geschäfte im Dunkeln treiben wollte, sie sehr übel treiben würde *). Die Anwendung ist kinderleicht. Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i. so viel Erkenntniß als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme aus-

*) Dieß leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl; aber in den meisten Fällen bleibt es doch bey der Regel.

ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äussern und innern Auge sichtbare. — Aber es giebt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es giebt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung, treiben können; — z. B. wer uns schwarz für weiß geben, oder mit falscher Münze bezahlen, oder Geister erscheinen lassen will; oder auch (was an sich etwas sehr unschuldiges ist) wer gerne Grillen fängt, Lustschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bey hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bey Nacht, oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können; ihre Einstimmung zu erhalten ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber, zu guten Glück, auch nicht nöthig.

III. „Wo sind die Grenzen der Aufklärung?“

Antwort: wo, bey allem möglichen Lichte, nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit der: wo ist die Welt mit Dreyern



zuge schlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

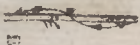
IV. „Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?“

Das unfehlbarste Mittel zu machen daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, soviel möglich, weg zu schaffen, und besonders alle finstern Winkel und Höhlen sorgfältig zu beleuchten, in welcher das Nro. 2. erwähnte lichtscheue Völkchen sein Wesen treibt.

Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meynungen. Geschene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unpartheyischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meynungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachen Bestandtheile aufgelöst, das Einfachen bis zu seinem Ursprung verfolgt, und überhaupt, keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden ist, ein Freybrief gegen

gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es giebt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern als dieses, und es kann kein anderes geben.

Die Rede kann also auch hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabey zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, — als diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser letztern wird doch wohl bey Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? Waheltich, wir können threntwegen ganz ruhig seyn; sie werden schon selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie werden auch künfteig, wie bisher, ihr möglichstes thun, alle Oefnungen, Fenster und Ritzen, wodurch Licht in die Welt kommen kann, zu verbauen, zu vernageln und zuzustopfen; werden nicht ermangeln, uns andern, die wir uns zu unserm und andrer Leute nothdürftigem Gebrauch mit etwas Licht versehen, die Laternen zu zerschlagen, sobald sie die stärkern sind, und, wo sie das nicht sind, alle nur ersinnliche Mittel anwenden, die Aufklärung wenigstens in ein böses Geschrey zu bringen. Ich denke nicht gern arges von meinem Nebenmenschen: aber ich muß gestehen, die Sicherheit der Aufklärungsmittel, die unserm Trager



so sehr am Herzen liegt, könnte mir seine Lauterkeit wider Willen verdächtig machen. Sollte er etwa meinen, es gebe respectable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, so übel wollen wir von seinem Verstande nicht denken! Aber er wird vielleicht sagen: „es gebe Fälle, wo zuviel Licht schädlich sey, wo man es nur mit Behutsamkeit und stufenweise einfallen lassen dürfe.“ Gut! nur kann dieß mit der Aufklärung die durch Unterscheidung des Wahren und Falschen bewirkt wird, in Teutschland wenigstens, der Fall nicht seyn; denn so stockblind ist unsre Nation nicht, daß sie, wie eine Person, die am schwarzen Staar operirt worden ist, behandelt werden müsse. Es wäre Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir schon dreyhundert Jahre lang nach und nach einen gewissen Grad von Licht gewohnt worden sind, nicht endlich einmal im Stande seyn sollten, hellen Sonnenschein ertragen zu können. Es greift sich mit Händen, daß das bloße Ausflüchte der lieben Leute sind, die ihre eigenen Ursachen haben, warum es nicht hell um sie seyn soll.

V. „Wer ist berechtigt die Menschheit aufzu-
 „klären?“

Wer es kann! — „Aber wer kann es?“ — Ich ant-
 worte mit einer Gegenfrage, wer kann es nicht? Nun
 mein

mein Herr? da stehen wir und sehn einander an? Also, weil kein Orakel da ist, das in zweifelhaften Fällen den Ausspruch thun könnte, (und wenn Eines da wäre, was hält es uns ohne ein zweytes Orakel, das uns das erste erklärte?) und weil kein menschliches Tribunal berechtigt ist, sich einer Entscheidung anzumassen, wor durch es von seiner Willkühr abhänge, uns soviel oder wenig Licht zukommen zu lassen als ihm beliebte: so wird es wohl dabey bleiben müssen, daß jedermann — von Sokrates oder Kant bis zum obscursten aller unnatürlich erleuchteten Schneider und Schuster, ohne Ausnahme, berechtigt ist, die Menschheit aufzuklären, wie er kann, sobald ihn sein guter oder böser Geist dazu reizt. Man mag die Sache betrachten, von welcher Seite man will, so wird sich finden, daß die menschliche Gesellschaft bey dieser Freyheit unendlichmal weniger gefährdet ist, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und des Thuns und Lassens der Menschen als Monopol oder ausschließliche Innungssache behandelt wird. Nur wolte ich allensfalls raten, ne quid Res publica detrimenti capiat, — eine höchst unschuldige Einschränkung dabey zu verfügen; und diese wäre: das sehr weise Strafgesetz der alten Kayser des ersten und zweyten Jahrhunderts gegen die heimlichen Conventikel und geheimen Verbrüderungen zu erneuern, und dem zu Folge allen, die nicht berufen sind auf Kanzeln und Kathedern zu lehren, kein anderes Mit-



tel zur beliebigen Aufklärung der Menschheit zu gestatten als die Buchdruckerpresse. Ein Narr, der in einem Conventikel Unsinn predigt, kann in der bürgerlichen Gesellschaft Unheil anrichten: ein Buch hingegen, was auch sein Inhalt seyn mag, kann heut zu Tage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre, oder nicht gar bald zehnfältig und hundertfältig durch andere vergütet würde.

VI. An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?

Antwort: wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute überhaupt, und besonders in der Classe von Menschen, die bey der Nichtaufklärung am meisten zu gewinnen hat, immer größer, die Masse der Vorurtheile und Wahnbegriffe zusehends immer kleiner wird; wenn die Schaam vor Unwissenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntnissen, und besonders wenn der Respekt vor der menschlichen Natur und ihren Rechten unter allen Ständen unvermerkt zunimmt; und (was ganz gewiß eines der unzweydeutigsten Kennzeichen ist) wenn alle Messen einige Frachtwagen voll Broschüren gegen die Aufklärung in Leipzig ein und ausgeführt werden. Denn die figürlichen Nachtvögel sind, in diesem Puncte, gerade das Widerspiel der eigent-

eigentlichen : diese werden erst bey Nacht laut ; jene hingegen schreyen am grellsten wenn ihnen die Sonne in die Augen sicht.

Sagt, hab ich recht? Was dankt euch von der
Sache

Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Timalethes.

V.

Musikalische Anekdoten

aus einem

Schreiben des Hn. G****, K. S. d. v. H. v. M.

an

einen seiner Freunde zu Weimar.

Venedig, den 23. Febr. 1789.

Thuerster Freund!

Hier danke ich mich im wahren Lande der Musik zu seyn. Zu Mantua, Mailand, Genua und Bologna sind die Einwohner bey weitem nicht so enthusiastisch für diese himmlische Kunst eingenommen, als hier.

G 5

Schon



Schon acht Wochen vor des Karnevals Anfang wurde im Theater S. Samuel, wo Pachiorotti und Babbini sangen, die Opera seria, Artaserse, von meinem großen Meister Bertoni in Musik gesetzt, aufgeführt. Ihnen den Werth des berühmten Sängers Pachiorotti einigermaßen zu entwerfen, will ich zwischen ihm und dem noch berühmtern Marchesi, den ich in Mailand gehört habe, eine Vergleichung anstellen, obgleich jede Beschreibung, ohne sie selbst zu hören, nur ein sehr schwaches Bild geben kann. Beyde Sänger habe ich in verschiedenen Opern und Situationen, in musikalischen Akademien, und sogar in ihren Zimmern sehr oft gehört. Marchesi, der nicht über 30 Jahr alt ist, ein wahrer Günstling der Natur, verbindet mit einer sehr vortheilhaften und einnehmenden Gestalt die schönste Stimme, eine reine Intonation, und im Gesange ein unübertreffbares Feuer, welche ihn öfters zu Ausschweifungen verleitet, die freylich die Kritik nicht immer billigen kann. Doch hat er jetzt, nach seiner Rückkehr von London, mehr in dem wahren Geschmack, ich meyne mit Rührung des Herzens, zu singen angefangen. Hiervon kann man sich nicht besser überzeugen, als wenn man ihn in der Oper Olimpiade die Arie, Se cerca, se dice etc. singen hörte. Was aber das Recitativ, die größte Kunst des Sängers, betrifft, ist er weit hinter seinem Nebenbuhler, dem Pachiorotti. Dieser funfzigjährige Kastrat ist von allem dem, was
ich

ich von Marchesi gesagt habe, das Gegentheil: eine häßliche Figur, unerträgliche Gesichtszüge, eine Nasenstimme (die aber ungemein biegsam ist) und überladene Aktionen, die allen so langen und dünnen Körpern eigen sind. Allein sein Gesang zerstört in einem Augenblicke allen übeln Eindruck, und macht das Herz, wider Willen, vor Wehmuth und Zärtlichkeit schmelzen. Mit seinen unerschöpflichen Veränderungen der Melodie verbindet er die strengste Gewissenhaftigkeit gegen die Harmonie, und ich habe ihn nie, auch bey den gewagtesten Einfällen, wider dieselbe sündigen gehört. Er wird aber auch fanatisch hier verehrt, und königlich bezahlt. Für ungefähr 54 Vorstellungen hat er 1700 Zecchini, oder 5100 Thaler unseres Geldes erhalten. Dieses Metall schätzt er aber auch so hoch, daß seine Liebe dafür oft in den schmutzigsten Geiz ausartet; und auch hierin ist er das Gegentheil vom Marchesi. Alle die Launen, Eitelkeiten und Capricen, die leider dem Virtuosen Geschlechte so eigen sind, hat Herr Pachiorotti in ziemlich vollem Maße. Diese zogen ihm neulich eine sehr empfindliche Begegnung zu, vor welcher ihn der stärkste Fanatismus für seine Geschicklichkeit nicht schützte. Der Fall war dieser. Zu Anfang des Carnevals wurde die Oper *La morte di Cesare*, Musik von Bianchi, welche ungemein Beyfall erhielt, gegeben. Für das Ende komponirte Vertoni eine neue, *Nitteti*, die weniger gefiel. Das Publicum

tum

kum verlanate, die erste wieder zu hören. Pachiorotti widersezte sich, weil er vielleicht kein Freund vom Maestro Bianchi ist. Er wurde gezwungen, sang schlecht, mit halber Stimme, und hatte bey wiederholtem Eigensinn das Mißvergnügen, ausgepiffen zu werden.

Hey dem nemlichen Theater singt Signor Babbini, der schönste Tenor, den ich gehört habe. Ob er gleich eine schwache Stimme, und nicht die beste Gesundheit hat, so ziehe ich ihn im Cantabile und Adagio dem berühmten Davide vor, welchen ich im verganaenen Jahr zu Cremona hörte. Er hat die Rolle des Brutus in der Oper *La morte di Cesare* mit ungemeiner Einsicht vorgestellt, und nie werde ich das Duett von ihm und Pachiorotti gesungen vergessen.

Ich komme nun zum Theater S. Benedetto, von welchem ein einziger Kavalier der Unternehmer ist. Hier singt ein sehr artiger junger Primo uomo, ungefahr 20 Jahr alt, Senesino. Seine Stimme ist leicht, schön, und von richtiger Intonation; es fehlt ihm aber an Feuer und Erfindungskraft, welches mich bey einer solchen Jugend fürchten läßt, er werde nie einen von seinen beyden Vorgängern erreichen. Dieses Theater ist im ganzen viel besser eingerichtet, als das zu St. Samuel, welches für eine Stadt, wie Venedig, armselig

selbst ausfällt. Um dieses so zu fühlen, wie ich, muß man von dem prächtigen Tempel des Apollo in Mailand hieher kommen. Indessen kann dieses, ob es gleich die reichsten Familien zu Unternehmern hat, und sich deswegen auch Societätstheater nennt, dennoch weder in Decorationen, noch Kleidung und Tänzen mit dem Theater S. Benedetto zu Venedig in Vergleichung kommen. Der Ballettmeister Egr. Angiolini, ein vortrefflicher Erfinder und Tänzer, und die Egra. Pacelli, eine der ersten Tänzerinnen Europens, haben hier allen den ausgezeichneten Beyfall erhalten, den sie so sehr verdienten. Mit Erstaunen und unbeschreiblichem Entzücken habe ich diese Tänzerin in einer Scene der von Guglielmi neu komponirten Oper *Rinaldo e Armida*, indeß Senesino sang, tanzen gesehen. Sie stellte eine Nymphe vor, welche von Armiden abgelschickt war, den Rinaldo mit Blumen zu fesseln. Nichts war in ihren Gebhrungen übertrieben: alles war unnachahmlich, alles Natur, mit der höchsten Grazie geschmückt; eine Scene, die mir zu einem neuen Beweis diente, was für Sensation der Gesang und die Tanzkunst hervorbringen, wenn sie einander mit Kraft unterstützen. Das Publikum hatte bey der öftern Wiederholung nur Eine Stimme, sein Entzücken darüber auszudrücken. Bey dieser Gelegenheit überraschte mich die galante Weise, mit welcher der Adel dem Senesino einen öffentlichen Beweis seines Beyfalls an den Tag legte.



legte. Nach der Lieblingsarie kam eine Menge weißer Lurdtäubchen aus den Logen geflogen, jede mit einer kleinen silbernen Schelle, und einem seidnen Bande am Halse, worauf zum Lob des Sängers ein Sonnet gedruckt war. Da die Pacelli tanzt, fiel ein goldener Regen, der aus lauter glänzenden Glitterstreifchen bestand, mit einem rauschenden Hagel von Sonneten begleitet, von der Decke des Schauspielhauses herab, wovon mein Hut und Kleid ganz zugedeckt wurden. Mit Vergnügen erinnerte ich mich damals der göttlichen Stanza, worin Petrucci einen Regen von Baumbüthen auf seine schöne Laura herabfallen läßt. Die Glitzerchen, welche auf die Schleyer und Haarlocken der schönen Venezianerinnen fielen, schimmerten wie Topasen und Rubinen, je nachdem das Licht hinein spielte, und andere die in schönen Kreisen in der Luft herum flatterten, schienen zu sagen: hier herrscht die Liebe.

Qual con un vago errore

Girando pareva dir: qui regna Amore!

Ich nahm den wärmsten Antheil daran, und gönnte diese Ehre beyden Künstlern von ganzem Herzen.

Was den Geschmack in der Musik hier betreffe, so ist er, Rom und Neapel ausgenommen, der beste und reinste

reinste in Italien. Es sind hier vier Operntheater, eine Menge musikalischer Akademien, und unzählige Kirchenmusiken, welche einem fremden Tonkünstler die beste Nahrung für seinen Geist geben. Dürfte ich doch auch hinzusetzen, die ehemals so berühmten Conservatorien, wo unter Galuppi und Sasse sich die größten Sängertinnen, eine Ferrarese, eine Rota, eine Ortolani gebildet haben. Aber sie nähern sich ihrem Verfall. Das einzige der Mendicanti ausgenommen, dessen Ruhm durch die vortreffliche Sängerin Bianca Sacchetti noch aufrecht erhalten wird, sind alle übrigen einem verwilderten Garten gleich, wo man noch hier und da ein schönes Blümchen erblickt, das Ganze aber einen übeln Eindruck macht. Ich habe mir sagen lassen, daß es von der schlechten Verwaltung der Herren Vorsteher herrühre; wie denn auch wirklich das Ospedale vor einem Jahre einen förmlichen Bankerott gemacht hat.

Ich könnte Ihnen noch viel von den Sängertinnen in der Opera seria und Opera buffa, und von einer Menge braver Dilettanti erzählen; aber ich fürchte mein Brief wird zu lang, und überdem interessiert meine verwöhnten Ohren nur das Ausserordentliche — Ich habe durch die vielen Bekanntschaften hier die Freiheit erhalten, alle Theater unentgeltlich zu besuchen, ein in der That wichtiges Präsent für einen Tonkünstler,

ler, dem hier der Eintritt in die Oper beynahe jedesmal einen Thaler unseres Geldes kostet. In der bevorstehenden Fasten werde ich mich in der hiesigen Accademia Filarmonica, so wie ich in Mantua und Mailand diese Ehre gehabt habe, öffentlich hören lassen.

Seit dem zehnten Januar ist das Wetter hier schön. Die angenehmsten Tage, die Veilchen und Hyacinthen, und die warmen Winde machen mich den schrecklichen Winter vergessen. Ich schreibe bey offenen Fenstern, und erquicke mich täglich einige Stunden am Ufer des Meers. Ich bin ic.

No. 5.
Der
Deutsche Merkur.

May 1789.

Inhalt.

- I. Ueber das bisherige Schicksal der Kantischen
Philosophie. Beschluß. S. 113
- II. Theodora oder die Ankunft der Türken in
Europa, ein Trauerspiel. S. — 135
- III. Nachrichten von dem Leben und den Wer-
ken des berühmten Malers Pompeo Bas-
toni. S. — 177
- IV. Etwas vom Venetianischen Carneval, aus
einem Brief des Herrn Gr**e an einen
seiner Freunde zu W. S. — 205
-

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich
bekantermassen,

- 1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser
Teutschland abonniren; auch ist derselbe
- 2) in allen Buchhandlungen zu finden, für
welche Hr. Buchhändler Götschen zu Leip-
zig die Haupt-Commission und Versendung
besorgt.
- 3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. pri-
vil. Adress- und Zeitungs-Comptoir zu
Hamburg wie bisher unsere Aufträge, und
- 4) für ganz Frankreich, Elßß und die Oester-
reichischen Niederlande hat die Akademische
Buchhandlung zu Straßburg die Haupts-
Commission übernommen.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur ers-
gebl. sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen
die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Anzeige.

Das unter den 1sten October und 16ten Dec. 1788 angekündigte Werk, der bürgerliche Baumeister, ist nun so viel-mal bestellt, daß der Druck des Textes, der statt 20 bis 32 Bogen, wahrscheinlich 50 Bogen betragen wird, zu Ostern angefangen worden. Da nun der Text für die Herren Subscribenten, statt des versprochenen gewöhnl. Schreibpapiers, auf Schweizerpapier, das Ries à 3 Rthlr. 6 Gr. gedruckt werden soll, und von dieser Güte wenig Exemplaria übrig gedruckt werden können, so ersuche ich hierdurch alle Liebhaber der Baukunst, sich lieber bald als später zur Subscription zu entschließen, damit das Papier zu den nöthigen Exemplarien angeschafft werden kann, und bitte meine Herren Correspondenten, welche mir von dem Erfolg ihrer Collection noch keine Nachricht ertheilt haben, dieses aus gleichem Grunde, so bald als es möglich ist, zu thun. Gotha, den 3ten April 1789.

Sr. Chr. Schmidt,
Vorsteher:Amts:Verweser.





Der
Deutsche Merkur.

May 1789.

I.

Ueber

die bisherigen Schicksale

der

Kantischen Philosophie.

Beschluß.

Wer den Mangel allgemeingültiger Principien in der speculativen Philosophie für ausgemacht, oder auch nur für wahrscheinlich hält, dürfte mir wohl ohne vieles Bedenken beypflichten, daß dieser Mangel mit einem allgemeinen allen Sekten gemeinschaftlichen Mißverständnisse zusammenhängen müsse, wodurch es auch den scharfsichtigsten und unpartheyischen Forschern unmöglich ward, über die Prämissen, welche der Auflösung ihrer Probleme zum Grunde gelegt werden sollten, unter sich einig zu werden. Umsonst beruft sich der Leibnizianer auf ein in der Vernunft jedes Menschen vorhandenes System ewiger Wahrheiten; uns

L. M. May 1789.

h

sonst

sonst der Lothianer auf das, unveränderlichen Gesetzen unterworfen, Zeugniß der Erfahrung. Bisher ist noch kein Orakel weder aus dem nur so wenigen zugänglichen Heiligthume der reinen Vernunft, noch aus dem allen Augen offen liegenden Buche der Erfahrung ausgegangen, das auch nur die wichtigsten, die gesamte Menschheit am meisten interessirenden Fragen allgemein verständlich, oder nur auf eine die geübtesten Denker allgemein befriedigende Weise beantwortet hätte. Die philosophische Welt hat sich über jede dieser Fragen in vier Hauptpartheyen getrennt, die sich um die Wahrheit herum in einem Vierecke gelagert haben, wo die einander gegenüberstehenden ihren Gegenstand aus gerade entgegengesetzten, die sich angränzenden aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachteten; die erstern unter einander in unaufhörlicher Fehde begriffen waren, die letztern bald auf der einen bald auf der andern Seite sochten. So erklärten sich die Theisten und Pantheisten für das Wissen — die Supernaturalisten aber und dogmatischen Skeptiker für das Nichtwissen einer Antwort auf die Frage vom Daseyn Gottes; die Theisten und Supernaturalisten hingegen für das Daseyn eines von der Natur verschiedenen Gottes — während die Pantheisten und dogmatischen Skeptiker die Grundlosigkeit dieser Erklärung einzusehen glaubten. Bald kämpfte der Supernaturalist mit dem ihm von der einen Seite angränzenden Theisten gegen den Pantheisten, und bald rief er gegen seinen alten Bundesgenossen

sen den dogmatischen Skeptiker zu Hülfe; und so verzweigte jede Parthey so viel an ihr lag den Streit, in dem sie bald für die Bundesgenossen ihrer Gegner, und bald wider ihre eigenen zu Felde zog. Wie? wenn diese Fehde, die bey der nur allmähltigen Entwicklung des menschlichen Geistes eben so unvermeidlich als für dieselbe unentbehrlich war, im Grunde bloß von der Einseitigkeit des Gesichtspunktes abhänge, aus welchem jede Parthey den ihnen allen gemeinschaftlichen Gegenstand ansieht? Wenn von jeder Parthey Wahrheit, aber nur eine Seite derselben, gesehen wird: so zeigt sich diese Seite nur in wieferne sie mit einer gegenüberstehenden im Gegensatz, aber nicht wie sie mit derselben zugleich vereinbar, sogar nothwendig verknüpft ist. So lange jede Parthey die ihr in die Augen fallende Seite für volle Wahrheit ankündigt, muß sie von der ihr gegenüberstehenden, die eine entgegengesetzte volle Wahrheit im Auge hat, geradezu widerlegt werden. Daß jeder Sekte einleuchtende unstreitig Wahre enthalte dann den Grund, warum keine von allen übrigen verdrängt werden, und das Einseitige im Gesichtspunkte einer jeden, warum keine, auch unter den vortheilhaftesten äußern Umständen, einen entscheidenden Sieg über die übrigen, davon tragen konnte. Sollten sie nicht bisher durch irgend ein gemeinschaftliches Mißverständnis gehindert worden seyn, auf dem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte zusammen zu treffen, aus welchem sich alle besondern und einseitigen vereintgen

ließen? Wie? wenn es dem Verfasser der Kritik der reinen Vernunft aufbehalten gewesen wäre, dieses Mißverständnis zu entdecken, und, so viel dieses durch die Kräfte eines einzelnen Menschen möglich war, hinwegzuräumen?

So viel ist wenigstens unläugbar, daß wenn er diesen großen Zweck wirklich vor Augen hatte, und wenn es ihm gelingen sollte denselben zu erreichen, er gerade das thun mußte, was er wirklich gethan hat. Er mußte dann einen ganz neuen, von jeder Sekte bisher verfehlten, aber die eigenthümlichen Pfade einer jeden durchkreuzenden Weg einschlagen, und daher, wie es wirklich geschehen ist, auch von jeder bald auf dem ihrigen, bald auf dem Weg ihrer Gegner angetroffen werden; er mußte jedes bisherige System für unhaltbar erklären, und gleichwohl auch jedes einzelne gegen alle übrigen in Schutz nehmen: vor allem aber mußte er die große Reformation der Philosophie durch eine bisher noch nie versuchte Zergliederung des Erkenntnißvermögens beginnen.

Da der Streit der Partheyen vorzüglich die Erkennbarkeit übersinnlicher Gegenstände betrifft, so mußte der Versuch gemacht werden, den Begriff der Erkennbarkeit überhaupt näher, genauer, vollständiger als bisher geschehen ist, zu bestimmen. Bey dieser neuen Bestimmung durften weder angebohrne Wahrheiten mit Leibnizen, noch außer unsrem Gemüch befindliche

sindliche Gegenstände mit Voeßen als unstreitige Objecte des Erkennens vorausgesetzt, und keineswegs nach bisheriger Gewohnheit, die Bedingungen oder Gesetze der Erkennbarkeit entweder von dem einen, oder von dem andern, (oder auch von beyden zugleich, ohne den Beytrag eines jeden insbesondere angeben zu können) abgeleitet werden. Denn die neue Bestimmung konnte nur dann besser als die vorigen gelingen, wenn sie nichts als unstreitige Prämissen voraussetzte.

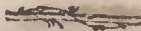
In dieser Rücksicht durfte sie sich weder auf die Realität jener angeborenen übersinnlichen Wahrheiten, die von den dogmatischen Skeptikern, Materialisten u. s. w. noch auf Wirklichkeit der Gegenstände der Erfahrung, die von den Idealisten, und unter gewissen Einschränkungen sogar von den Spiritualisten, geltend wird, als auf etwas erwiesenes berufen. Jeder Versuch die Natur und die Grenzen der Erkennbarkeit zu bestimmen, bey welchem die in der Philosophischen Welt zum Theil noch streitigen Gegenstände des Erkennens als unstreitig angenommen worden wären, hätte schon dadurch allein seinen Zweck verfehlen müssen; er würde vorausgesetzt haben, was zu erweisen war, und die Hoffnung eines künftigen Einverständnisses über Principien vielmehr weiter entfernt, als näher herbegeführt haben. Anstatt also die Natur und den Umfang des Erkenntnißvermögens durch erkannte Objecte zu bestimmen, mußte er vielmehr die

Erkennbarkeit der Gegenstände selbst aus dem bloßen Erkenntnisvermögen zu bestimmen suchen.

Wirklich hat die Kritik der reinen Vernunft zuerst den Begriff des bloßen Erkenntnisvermögens aufgestellt und entwickelt; und das Erkenntnisvermögen erscheint durch diese Entwicklung in einer Gestalt, von der man sich bisher in der philosophischen Welt nicht einmal die Möglichkeit träumen ließ, nämlich: einerseits unabhängig sowohl von der Erfahrung als von angeborenen Grundwahrheiten; andererseits aber auf das Gebieth der Erfahrung in theoretischer Rücksicht eben so sehr eingeschränkt, als in praktischer über dasselbe erhaben. Lauter Räthsel, die so lange für unauslösllich gelten müssen, bis sie wirklich aufgelöst sind, und deren Sinn sogar Vielen nur durch die wirkliche Auflösung begreiflich werden kann. Durch eine Zergliederung, die noch immer von manchem unster scharfsinnigen Kopfe für unmöglich gehalten wird, sollte in diesem kühnen Versuche das, was beym Erkennen bloß dem Gemüthe, von dem was den Dingen außer dem Gemüthe, angehört aufs genaueste abgesondert, und dadurch das bloße Vermögen des Gemüthes, von dem bey der äußern Empfindung wirksamen Vermögen der Aussensdinge, völlig unterschieden werden. Wer kann zweifeln, daß durch eine solche Zergliederung, wenn sie wirklich gelungen ist, an Tag kommen mußte: wie das bisher allen Systemen der spekulativen Philosophie gemeinschafeliche

schafliche Mißverständniß mit dem unbestimmten Begriffe des Erkenntnißvermögens zusammenhängt? Und welcher denkende Kopf kann es unbegreiflich finden, daß man, bevor es ausgemacht war, was bey dem Erkennen der bloßen Beschaffenheit des bloßen Gemüthes allein, und was dem Eindruck auf dasselbe von außen angehörte, die ursprünglichen und beyden eigenthümlichen Prädikate verwechseln, und bald dasjenige, was theils nur durch Eindruck von außen, theils nicht ohne denselben in unserm Gemüth entstehen kann und in so ferne den Aussendingen angehört, mit Leibniz für ein ursprüngliches Eigenthum unsres Gemüthes ansehen, bald aber das, was vor allem Eindruck im Gemüthe vorhanden seyn und das eigentliche Vermögen desselben ausmachen muß, mit Locke dem Eindrucke zuweignen, und für eine durch denselben bekannte gewordene Beschaffenheit, die den Dingen unabhängig von unsrem Vorstellungsvermögen zukäme, halten mußte?

Hat es nun mit diesem Mißverständnisse seine Richtigkeit: so ist durch dasselbe nicht nur der alte immer fortdaurende Streit der Philosophen über die Grenzen des Erkenntnißvermögens, die Spaltung der Sekten über die großen, die Grundwahrheiten der Religion und der Moral betreffenden Fragen, und der Mangel allgemeingeltender Principien in der spekulativen Philosophie sehr begreiflich, sondern auch selbst das leidige Schicksal der Kritik der Vernunft, sogar von vielen



unsrer vorzüglichsten Denker mißverstanden zu werden, ohne viele Mühe erklärbar. Jenes allgemeine Mißverständnis des Erkenntnißvermögens mußte nämlich auf den Sinn aller bisher aufgestellten Grundsätze, auf die Bestimmung aller metaphysischen Notionen, auf die Bedeutung aller Kunstwörter, entscheidenden Einfluß haben. Der Mann, der sich zuerst über dasselbe erhoben hatte, und nun das Erkenntnißvermögen aus einem ganz neuen Gesichtspunkte ansehen und zeigen mußte, war dadurch genöthiget, vielen von den bisherigen Formeln und Ausdrücken einen ganz neuen Sinn unterzulegen, manche der gewöhnlichsten darunter als unbrauchbar zu verwerfen, und an ihrer Stelle sich ganz neue zu schaffen. Er mochte sich über diese nothwendigen Neuerungen noch so behutsam erklären; er mochte den Sinn seiner neuen Kunstworte noch so sorgfältig bestimmen; er mochte in seinen Erörterungen noch so ausführlich seyn: so konnte dieses alles gleichwohl nur durch Worte geschehen, die in der, von dem alten Mißverständnisse afficirten Vorstellungsart seiner Leser einen ganz andern Sinn haben mußten, den sie nur nach gänzlich hinweggeräumtem Mißverständnis verlieren konnten, und durch welchen auch die scharfsinnigsten Beurtheiler genöthiget wurden, in jenen Erörterungen bald auf schlechterdings unverständliche Stellen, bald auf offenbare Ungereimtheiten zu stoßen. Dieser neue Wortsin, der in der Kritik der Vernunft weder vermieden, noch durch Erklärungen

der

der einzelnen Worte bestimmt werden konnte, mußte dann freylich nur durch langwieriges, vielfältiges und mühsames Vergleichen der einzelnen Stücke des ganzen Werkes herausgebracht; mußte gewissermaßen errathen, und selbst gefunden werden; welches alles wohl nur durch einen ungemeinen Aufwand von Zeit und Mühe, und überdieses vielleicht nur denjenigen allein möglich seyn dürfte, die entweder noch gar kein metaphysisches System angenommen haben, oder mit ihrem angenommenen unzufrieden sind.

Der Verfasser sieht sich hier genöthiget, ein paar Worte über seine eigenen Erfahrungen zu sagen, durch welche er die Schwierigkeit, in den eigentlichen Sinn der Kritik der Vernunft einzudringen, und die Gefahr derselben zu verfehlen, vielleicht näher als die meisten Leser dieses Werks, kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er würde sich des unangenehmen Geschäftes, vor dem Publikum von sich selbst zu sprechen, gerne übertoben haben, wenn er nur einigermaßen hätte hoffen können, ausserdem sich über das, was er noch von der Unverständlichkeit des Kantischen Systemes zu sagen hat, verständlich genug erklären zu können.

Er glaubt, die Vorkenntnisse, die bey einer metaphysischen Lektüre vorausgesetzt werden, besitzen zu haben, als er 1785 dieses System zu studieren anfing. Zehn Jahre hindurch war speculative Philosophie sein

Hauptstudium gewesen, dem er seine Verwendung auf Mathematik und schöne Wissenschaften mit einer Art von Gewissenhaftigkeit unterordnete. Durch drey Jahre hatte er philosophische Vorlesungen nach dem Leibnizischen Systeme gehalten, und die Schriften des großen Stiflers desselben, so wie seines würdigen Gegners Locke, waren ihm keineswegs nur aus den neuern philosophischen Produkten unsrer Landesleute bekannt. Zu dieser Vorbereitung des Kopfes, in Rücksicht auf welche er wohl vor den wenigsten Lesern der Kantischen Schriften etwas voraushaben mochte, kam bey ihm noch ein dringendes Bedürfniß hinzu, auf einem neuen Wege seinem Herzen die Ruhe wiederzufinden, die er auf dem Felde der Spekulation verlohren, und auf allen ihm bekannt gewordenen Wegen vergebens gesucht hatte. Durch seine Erziehung war ihm Religion nicht nur zur ersten, sondern gewissermassen zur einzigen Angelegenheit seiner früheren Lebensjahre gemacht. Ascetisch zum Aeußern gebildet, trieb er das, was er das Werk seines Heils nannte, mit aller jugendlichen Lebhaftigkeit seines Temperaments; und so wurden Gefühle, die wohl keinem menschlichen Herzen ganz fremde sind, aber die von den äußern Umständen der Personen so ungleich begünstiget werden, in dem seinigen zu festen und unvertilgbaren Neigungen. Die philosophische Kritik des Geschmacks, welcher er sehr frühzeitig zum Vortheil seiner Lieblingsneigung für Dichtkunst oblag, verleitete ihn unvermerkt auf das Gebiet

der

der speculativen Philosophie, und er hatte kaum einige Schritte auf denselben zurückgelegt, als er den Grund seiner bisherigen Glückseligkeit mit Schrecken erschüttert fühlte. Vergebens versuchte er, sich hinter die Bollwerke der Ascese zurückzuziehen, und dem Kampfe mit den Zweifeln auszuweichen, die ihn drohend und einladend von allen Seiten bestürmten; es war ihm unmöglich geworden, blind, wie vorher, zu glauben, und er sah sich bald genug gezwungen, sich auf Diskretion den Feinden seiner Ruhe zu überlassen, die ihm mit Wucher wiederzugeben verhiessen, was sie ihm genommen hatten. Nun war Metaphysik die Hauptangelegenheit seines einsamen, sorg- und geschäftsfreien Lebens geworden. Allein, am Ende einer vieljährigen Periode, während welcher er alle vier Hauptsysteme der Reihe nach angenommen und aufgegeben hatte, war er nur darüber mit sich selbst einig geworden, das ihm die Metaphysik zwar mehr als Einen Plan, sich bald mit seinem Kopfe bald mit seinem Herzen abzufinden, aber keinen einzigen vorzulegen hatte, der die ernsthaften Forderungen von beyden zugleich zu befriedigen vermochte. Der peinigende Gemüthszustand, der bey ihm eine sehr natürliche Folge dieser Ueberzeugung war, und die Begierde desselben, es koste auch was es wolle, loß zu werden, waren die ersten und stärksten Triebfedern des Eifers und der Anstrengung, womit er sich dem Studium der Kritik der reinen Vernunft hingab, nachdem er an derselben unter andern auch

den

den Versuch wahrzunehmen glaubte, die Erkenntnißgründe der Grundwahrheiten der Religion und der Moral von aller Metaphysik unabhängig zu machen. Die vollkommenste Muße, die ihm bey seinem Aufenthalt in Weimar zu Theil wurde, bestätigte ihn in dem Entschlusse, nicht eher nachzugeben, als bis er sich alle Räthsel, die ihm fast auf jeder Seite jenes tiefsinnigen Werkes aufstießen, gelöst hätte. Je mehr er an die ungeheuren Schwierigkeiten zurückdenkt, die er bey dieser Arbeit zu bekämpfen hatte, und von denen er sich fast eben so oft niedergeschlagen als gereizt fühlte, desto mehr wird er überzeugt, daß er denselben ohne diese Muße und ohne jenes Bedürfniß seines Kopfes und Herzens durchaus nicht gewachsen gewesen wäre. Bey der ersten äußerst aufmerksamen Durchlesung sah er nichts als einzelne schwache Lichtfunken aus einem Dunkel hervorsichimmern, das sich kaum bey der fünften ganz verloren hatte. Ueber ein Jahr lang, enthielt er sich fast aller andern Lektüre, zeichnete sich die Hauptsätze des Werks, die er verstanden zu haben glaubte, sowohl, als die er wirklich nicht verstanden hatte, besonders auf, und verfertigte mehr als einen mißlungenen Auszug des Ganzen. Alles, was er auf diese Weise anfangs herausbrachte, waren Bruchstücke, die ihm theils aus andern Systemen entlehnt, theils schlechterdings unvereinbar schienen*). Allein, so wie er

*) Ihm ist es daher sehr begreiflich, warum gewisse Gegner

er rastlos fortfuhr, einerseits durch wiederholtes Lesen aus dem Werke selbst neuen Stoff auszuheben, andererseits aber das Ausgehobene an einander zu rücken, ergänzten sich die Bruchstücke allmählig zu in einander passenden Theilen, verschwanden Dunkelheiten, die ihm vorher unüberwindlich, und Ungereimheiten, die ihm ganz entschieden däuchten, und am Ende stand das Ganze im vollen Lichte einer Evidenz vor ihm da, die ihn um so mehr überraschte, je weniger er sie, seinen vorigen Erfahrungen und Grundsätzen zu Folge, in der spekulativen Philosophie für möglich gehalten hatte.

Wenn er auch mit der gewissenhaftesten Unpartheylichkeit, durch die trockenste Erzählung und in den eigenthümlichsten Ausdrücken angeben wollte, was er am Ende seiner Untersuchungen an dem Kantischen Systeme und durch dasselbe gefunden habe, würde er gleichwohl für die meisten seiner Leser nichts als Redefiguren und panegyrische Deklamationen eines sanguinischen Schwärmers vorgebracht haben. Er begnügt sich also hier zu bekennen: daß ihm durch die neuerhaltenen Principien alle seine philosophischen Zweifel auf eine Kopf und Herz vollkommen befriedigende, für immer ent-

ner der Hr. d. W. dasjenige, was sie in derselben verstanden zu haben glauben, für alt, und was sie nicht verstanden zu haben fühlen, für ungereimt erklären

entscheidende, obwohl ganz unerwartete Weise beantwortet sind; und daß er für seine Person völlig überzeugt ist, durch die Kritik d. B. müsse eine der allgemeinsten, merkwürdigsten und wohlthätigsten Revolutionen, die je unter den menschlichen Begriffen vorgegangen sind, bewirkt werden; eine Revolution, welche durch die zahlreichen und berühmten Gegner dieses Werkes, nicht nur nicht aufgehalten, sondern weit nachdrücklicher als durch die Bemühungen seiner bisherigen Freunde, befördert und beschleuniget werden wird.

Seine eigenen Angelegenheiten waren ins reine gebracht, und es erwachte in ihm der Wunsch etwas beizutragen, daß ein Gut, in dessen Besitze er sich so glücklich fühlte, auch von andern erkannt und benutzt würde. Er suchte in seinen Briefen über die Kantische Philosophie auf die Kritik der Vernunft vorzüglich durch die Resultate aufmerksam zu machen, die sich aus derselben für die Grundwahrheiten der Religion und der Moral ergeben. Er hatte bald genug eingesehen, daß diese Resultate aus den neuen Principien nur für diejenigen streng bewiesen werden konnten, welche das Kantische Werk selbst studiert, und durchgängig verstanden hätten. Da er nun dieses Studiren und Verstehen vielmehr zu befördern wünschte, als dasselbe voraussetzen durfte: so blieb ihm nichts als der Versuch übrig, diese Resultate unabhängig von den Kantischen

rischen Prämissen aufzustellen, sie an bereits vorhandene Ueberzeugungen anzuknüpfen, ihren Zusammenhang mit den wesentlichsten wissenschaftlichen und moralischen Bedürfnissen unsrer Zeit, ihren Einfluß auf die Beilegung alter und bisher unentschiedener Zwiste in der philosophischen Welt, und ihre Uebereinstimmung mit dem, was die größten philosophischen Köpfe über die großen Probleme der speculativen Philosophie gedacht haben, sichtbar zu machen. Er hatte dabey weder die Männer, von denen er gewohnt ist belehrt zu werden, noch diejenigen, die alles belehrt werden verwöhnt sind, aber darum gleichwohl eine nicht weniger schätzbare als zahlreiche Classe des Publicums vor Augen, wie er sie unter den Lesern des teutschen Merkurs vermuthen konnte.

Er war mit dieser Arbeit kaum eine Strecke vorgeückt, als er sich durch einen Ruf auf die Universität zu Jena genöthiget sah, dieselbe auf eine Zeitlang zu unterbrechen, um über die Methode nachzudenken, die er für den Vortrag der Anfangsgründe der Philosophie nach den neuen Principien zu wählen hätte. Bey diesem Geschäfte, das dem ersten Studium des kantischen Werkes selbst an Schwierigkeit wenig nachgab, zog er nun die Schriften der ihm bis dahin bekannt gewordenen Freunde und Gegner der kantischen Philosophie zu Rath. Er ist noch nicht mit sich selbst darüber einig geworden, welchen von beyden er mehrere und
 hellere

hellere Aufschlüsse über die Auflösung seines schweren Problems zu verdanken hat. Freylich fand er auch von den scharfsichtigsten Gegnern den Sinn der Kritik der Vernunft durchgängig mehr oder weniger verfehlt, fand auch keine einzige Einwendung, bey der ihm nicht das Mißverständniß, das ihr zum Grunde lag, eingeleuchtet hätte; keine Widerlegung, die es nicht mit Behauptungen zu thun gehabt hätte, an welche der Verfasser der Kr. d. V. nie im Ernste gedacht haben konnte; und es war ihm kein angenehmes Schauspiel, manchen ihm sehr verehrungswürdigen Veteraner mit voller Rüstung gegen einen Schatten kämpfen, oder mit bitterm Spotte eine Ungereimtheit bestrafen zu sehen, die doch nur sein eigenes Werk war. Freylich sah er auch auf der andern Seite die meisten Vertheidiger der Kr. d. v. V. mit Masregeln zu Werke gehen, die ihren Zweck nothwendig vielmehr vereiteln als befördern mußten; sah sie Behauptungen als ausgemacht vortragen, oder voraussetzen, die von ihren Gegnern unmöglich zugegeben werden konnten, und ihre Erörterungen in eine Sprache einkleiden, die höchstens nur ihren Miteingeweihten verständlich seyn konnte; auch war es kein erbauliches Schauspiel für ihn, wenn er hin und wieder auf einen Knaben stieß, der, mit der neuen ihm übelanpassenden Rüstung angethan, gegen Männer zu Feld zog, oder auf einen unbedeutenden Vortheil, der ganz auf die Rechnung seiner erborgten Waffen gehörte, übermüthig stolz that. — Allein es
war

war für die Absicht des Verfassers von äußerster Wichtigkeit, auf der einen Seite gleichsam durch die Stimme einiger der vornehmsten Repräsentanten des philosophischen Publikums auf die Punkte aufmerksam gemacht zu werden, welche an dem neuesten Systeme am meisten einer Erörterung bedurften; auf der andern Seite aber durch so manches Beyspiel gewarnt zu seyn, eine Vorstellungsart, die einem nach vieler Mühe endlich geläufig worden ist, nicht so fort auch für allgemeineinleuchtend anzusehen; oder Principien als ausgemacht vorauszusetzen, die erst durch dasjenige, was durch sie bewiesen werden sollte, ausgemacht werden konnten. Je mehr er die Schriften der beyden Partheyen mit einander verglich, desto gewisser wurde er überzeugt, daß ihr Streit, so wie er bis jetzt geführt wurde, eben so wenig geendiget werden könnte, als der Streit zwischen den bisherigen dogmatischen Systemen selbst, und daß derselbe immer verwickelter, und für die Zuschauer unverständlicher und unaussprechlicher werden müsse, indem er mit ganz entgegengesetzter Grundbegriffen und Grundsätzen über Fragen geführt wurde, die — ohne das vollkommenste Einverständnis über Principien und ohne die äußerste Mäßigkeit der Speculation abgehandelt — nothwendig auf unnütze Subtilitäten und mehr als scholastische Spitzfindigkeiten hinausklaufen müssen. Es wurde ihm endlich aus unzähllichen Beyspielen einleuchtend, daß beyde Partheyen auch mit denjenigen Sätzen, über welche

Z

Z. M. May 1789.

fie

sie selbst unter sich einig zu seyn glaubten, sehr verschiedene, oft auch entgegengesetzte, Bedeutungen verbanden, und daß sowohl diese ihnen selbst verborgene Verschiedenheit der Vorstellungsart, als die erklärten Streitpunkte ihrer Fehde sich auf eben dasselbe alte und allgemeine Mißverständniß des Erkenntnißvermögens zurückführen ließen, welches dem Mangel allgemeingültiger Principien und allen Spaltungen in der philosophischen Welt zum Grunde liegt, und das zwar durch die Kritik der r. W. zuerst und völlig aufgedeckt wurde; allein, so wie es in derselben entwickelt worden ist und werden konnte, auch noch auf die behutsamsten Leser dieses Werkes selbst seinen alten Einfluß behalten, und sowohl den Gegnern das Verstehen, als den Vertheidigern das Erklären desselben äußerst erschweren mußte.

Durch diese Bemerkungen hatte das Problem, dessen Auflösung seine ganze Geisteskraft beschäftigte, folgenden näher bestimmten Sinn erhalten: „Einen leichteren Weg ausfindig zu machen, das alte allgemeine Mißverständniß, welches zuerst nur auf dem beschwerlichen Wege einer vollständigen Zergliederung des Erkenntnißvermögens entdeckt werden konnte, wenigstens in so ferne hinwegzuräumen, als dasselbe dem Verstehen und Erklären der neuen Theorie des Erkenntnißvermögens im Wege stünde.“ Die Natur jenes Mißverständnisses, welches seiner Ueberzeugung nach darin besteht, daß man bey der bisherigen

gen

gen Vorstellungsart vom Erkennen, Prädikate, die der bloßen Vorstellung von Dingen angehören, auf Dinge selbst übertrug, veranlaßte ihn über den Unterschied zwischen dem in der Kr. d. V. aufgestellten Begriff der Erkenntniß, und dem, in derselben bloß vorausgesetzten Begriff der Vorstellung nachzudenken. Er wurde äußerst überrascht, als er an den, auf diesem Wege gefundenen Resultaten gewisse bisher allgemein verkannte Merkmale fand, welche, vollständig entwickelt und systematisch geordnet, einen Begriff von der Vorstellung überhaupt ausmachten, der durch seine Natur durchgängig gegen das bisherige Mißverständniß gesichert, und der Kantischen Theorie des Erkenntnißvermögens zum Grunde gelegt, auch dieser eben dieselbe Sicherheit zu verschaffen schien. Er las die Kritik der V. in dieser Rücksicht noch einmal durch, und wurde vollkommen überzeugt, daß er sich des Begriffes von Vorstellung, den der Verfasser dieses Werkes vorausgesetzt hatte, wirklich bemächtigt habe. Allein er glaubte eben so deutlich einzusehen, daß gerade der Umstand, daß jener Begriff bey der ersten Darstellung der neuen Theorie des Erkenntnißvermögens bloß vorausgesetzt werden mußte, unter andern die Ursache sey, warum die letztere bisher so wenig verstanden wurde. Er untersuchte von neuem unter den merkwürdigsten Einwendungen der Gegner diejenigen, von denen die Freunde des Kantischen Systemes am wenigsten begreifen konnten, wie es den, ihrer Meynung nach, so bestimmt



angegebenen Sinn so ganz zu verfehlen möglich war, und er fand, daß es bloß der von Kant und seinen Prüfern verschieden gedachte Begriff von Vorstellung war, der in allen diesen Fällen das Mißverständniß unterhielt. In wie ferne nun eine vollständige, über alles Mißverständniß erhabene Erörterung dieses Begriffes nur erst durch die Kritik der Vernunft selbst möglich war, in so ferne konnte wohl kein einziger Leser derselben bestimmt denken, was von diesem Begriffe im Werke selbst vorausgesetzt wurde, und es hing bloß vom Zufalle ab, ob sich der eine Leser den Begriff der Vorstellung, der in demselben auf allen Seiten vorkommt, bloß unbestimmt, und folglich weder mit eben demselben, noch mit verschiedenen Merkmalen, wie Kant, gedacht habe; (wo er dann durch das Studium des Ganzen unvermerkt dahin gebracht werden konnte, daß er mit Kanten ungefähr eben dasselbe voraussetzte;) oder ob sich ein anderer jenen Begriff bestimmt, aber mit ganz andern Bestimmungen als Kant, bey dem Lesen vorge stellt habe, in welchem Falle es ihm unmöglich werden mußte, vieles was in der Kritik der Vernunft vom Erkennen gesagt wurde, nicht unverständlich oder gar ungereimt zu finden. Oder wie sollte es möglich seyn, über das Erkennen je gleich zu denken, so lange man nicht über das Vorstellen, wo nicht gerade eben dasselbe, doch wenigstens nicht schlechterdings verschieden denkt? Je mehr nun der Verfasser überzeugt war, daß das alte und allgemeine Mißverständniß

niß aus dem Begriffe der Vorstellung hinweggeschafft werden müsse, wenn die Kritik der Vernunft selbst gegen die Folgen desselben gesichert werden sollte: desto mehr ließ er sich's angelegen seyn, die von ihm gefundenen Merkmale dieses Begriffes mit möglichster Sorgfalt und Behutsamkeit zu entwickeln.

Hieraus entstand ein Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, bey welchem es der Verfasser mit dem Begriffe der bloßen Vorstellung allein zu thun hatte, der sich der geringeren Anzahl seiner Merkmale wegen, viel leichter erschöpfen ließ, als der viel complicirtere Begriff der Erkenntniß, zu dessen völliger Erörterung in der Kantischen Kritik Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft untersucht werden mußten. Der Grund, auf welchem die neue Theorie aufgeführt werden konnte und mußte, besteht allein aus dem bey allen Menschen auf einerley Grundsätzen wirkenden Bewußtseyn, und dem was unmittelbar aus demselben erfolgt und von allen Denkenden wirklich eingeräumt wird. Der Begriff der Vorstellung mußte völlig entwickelt werden, ohne daß dabey eine einzige Behauptung gebraucht werden durfte, die der Philosoph, von was immer für einer Sekte, seinen bisherigen Grundsätzen zu Folge nicht unterschreiben konnte. In der ganzen Abhandlung durfte daher kein einziger, in der Kr. d. V. aufgestellter Satz als erwiesen oder auch nur wahrscheinlich angenommen werden,



so wenig als irgend ein metaphysischer Lehrsatz, unter was immer für einer Bedeutung. Mit einem Worte, der Verfasser mußte sich der Allgemeingiltigkeit seiner Theorie dadurch zu versichern suchen, daß er durchaus Nichts als gemeingiltig voraussetzte, was nicht wirklich allgemeingeltend ist.

Daß die eigentlichen Prämissen einer Wissenschaft erst nach der Wissenschaft selbst gefunden werden, ist nichts neues, sondern eine nothwendige Folge des analytischen Ganges, der den Fortschritten des menschlichen Geistes durch die Natur desselben vorgeschrieben ist. Die Theorie des Vorstellungsvermögens, welche die Prämissen zur Theorie des Erkenntnisvermögens liefern soll, sey es die des Verfassers oder eine andere, konnte nur nach der letzteren gefunden werden, obwohl sie, wenn sie ihres Namens werth seyn soll, unabhängig von derselben feststehen, und auch denjenigen, welche die Kantischen Schriften entweder nicht gelesen, oder nicht verstanden haben, durchaus verständlich seyn muß. Da sie bloß das Allgemeingeltende aus dem Schatten hervorhebt, in welchem dasselbe theils durch das Zwitterlicht metaphysischer Sophismen, theils durch die Staubwolken metaphysischer Kämpfe verdeckt wurde, so muß sie sogar auch leicht zu verstehen seyn, und dem aufmerksamen Leser die Miene des längstbekannten zu haben scheinen. Durch sie müssen endlich die wesentlichsten Resultate der Kritik der Vernunft unab-

unabhängig von den tiefsinnigen Betrachtungen, durch welche sie im Kantischen Werke aufgestellt worden sind, ihre volle Bestätigung und einen Sinn erhalten, von welchem die Gegner der Kantischen Philosophie vielleicht sich selbst gestehen dürften, daß sie ihn bey ihren Widerlegungen keineswegs vor Augen gehabt haben.
Jena den 1. März 1789.

x.

II.

Theodora

oder

die Ankunft der Türken in Europa.

Personen.

Johannes Paläologus, griechischer Kaiser.

Kantakuzenus, gewesener Vormund des Kaisers.

Der Patriarch von Constantinopel.

Photius, ein Feldherr des Kantakuzenus.

Murad I. Sohn des türkischen Sultans Orchan.

Anna, verwittwete Kaiserin, Mutter des Johannes Paläologus.

Theodora, Tochter des Kantakuzenus.

Dera, eine von Murads Gemahlinnen.

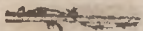
Griechische Kriegsvölker. Hofbeamte.

Janitscharen.

Frauenzimmer im Serail.

I 4

Erster



Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Anna. Der junge Kaiser.

(Szene: der Palaß der griechischen Kaiser zu Konstantinopel.)

Anna. Verachte meine Bitte nicht, mein Sohn;
 Du bist jetzt Herr; auch mein Herr bist du jetzt.
 Ich weiß, jetzt bin ich Mutter bloß, bin länger
 Vormünderin und Mitregentin nicht.
 Jetzt darf ich bitten nur, doch — darf vielleicht,
 Wenn mütterlicher Rath bei dir noch gilt,
 Dir rathe. Deinetwegen, theurer Sohn,
 Verachte meine Bitte nicht; dein Wohl
 Treibt mich noch einmal diesen Schritt zu thun.

Kaiser. Du thust mir Unrecht, du verkennst mich, Mutter,
 Wenn du dich überredest, daß ich jemals
 Das sanfte Band zu trennen fähig sey,
 Das einen Sohn an seine Mutter knüpft.
 Im Staate bin ich Herr, im Hause Sohn.
 Doch auch im Staate will ich gern dich hören;
 Erlaube nur, daß ich nicht dich allein,
 Daß ich auch andre hören darf, daß ich
 Vor allen auch des Volkes Stimme höre.
 Was du verlangst, hab' ich ja längst mit dir
 Und oft schon überlegt; dir oft gewiesen,
 Du solltest's nicht verlangen; denn es streitet
 Mit meines Volkes Wohl. Der innre Krieg
 Zerrüttet unsern Staat; wir müssen Frieden
 Zu jedem Preis, wir müssen ihn erkaufen,

Und

Und — was für uns, ich muß dir's frey gestehn,
 Ein starker Grund zum Frieden sollte seyn —
 Das Volk sagt laut, an diesem Bürgerkriege
 Sey unsre Mißgunst, unser Undank schuld.
 Laut sagt das Volk, Kantakuzenus sey
 Ein warmer, ächter, treuer Patriot,
 Ein weiser Mann, entschlossen, tapfer, thätig,
 Ein guter Mann, uneigennützig, redlich,
 Des Staates Stütze. Als noch seine Hand
 Das Steuer führte, war das Volk vergnügt,
 Denn es war glücklich. Seit wir ihn verdrängt,
 Aus Neid verdrängt, — so klaget laut das Volk, —
 Vergeht der Staat im wilden Bürgerkrieg,
 In einem Kriege, wo der tapfern Thaten
 Nicht viel, der listigen, der schandevollen
 Grausamen Greuel immer mehr geschehn.
 Ich muß die Wünsche meines Volkes erhören;
 Dem edeln Manne, der gezwungen ward
 Sich zu vertheidigen, will ich den Frieden
 Aufrichtig bieten, seine Freundschaft suchen;
 Noch heute reis ich selbst zu ihm, will selbst
 Mein Herz ihm öfnen, das ihn ehrt und liebt.

Anna. Er ist ein schlauer Mann. Gott, daß mein Sohn
 Doch andern mehr, als seiner Mutter, traut,
 Und seinen Freunden! Herr, bedenke doch,
 Das Volk sieht nicht mit eignen Augen, sieht
 Nicht scharf, nicht richtig, läßt durch Blendwerk leicht
 Sich täuschen. Keine, wahre Tugend wird
 Vom Volke meist verkannt; denn wahre Tugend
 Liebt nicht Geräusch und Pomp; der Heuchler ist es,
 Der durch Geräusch und Pomp das Volk bethört;
 Die wahre Tugend glaubt es da zu sehn,

Wo Eigennutz bloß ihre Maske trägt.
 Der Mann, mein Sohn, den du verehrst, bewunderst,
 Den du als Märtyrer verehrst, den wir
 Aus Neid — so wähnest du — aus Undank sollen
 Vertrieben haben — glaube mir, mein Sohn,
 Er ist kein Patriot — spielt nur die Rolle;
 Er kennt die Künste, die das Volk bezaubern.
 Wie ungerecht bist du, wenn du die Männer
 Des Neides fähig hältst, die früh mich warnten,
 Die mir die Augen öffneten, daß ich
 Des Mannes Ehrsucht nicht zu spät bemerkte.
 Mein Sohn, in deiner Hand trügst du vielleicht
 Den Scepter nicht; dem Hause deiner Väter
 War schon vielleicht der Thron geraubt, der lang
 Ihr Erbtheil war. Du selbst, ach Gott, wer weiß
 Ob du noch lebstest? Oder — wenn du lebstest,
 In welchem Jammer? — Hätt' er deines Lebens
 Geschont, der arglistvolle Mann, du lebstest
 Gewiß im Kerker, oder auch in einem
 Dem Kerker gleichen Kloster. Ja, vielleicht —
 Mich schaudert! — hätten seine Henkerknechte
 Mit Höllequaal die Augen dir gerannt,
 Die ungerührt jetzt meine Thränen sehn.
 Du weißt es, die Geschichte dieses Hofes
 Auf jedem Blatt erzählt sie solche Greuel.

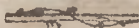
Kaiser. Unglückliche, warum erwähnest du,
 Was immer tief mich in der Seele schmerzt?
 Ich weiß es, ja ich weiß es allzuwohl,
 Bey keinem Volk geschehn so schwarze Thaten
 Muthloser Lücke, niedrer Rache, feiger
 Verräthern, kaltblüt'ger Grausamkeit,
 Als hier bey uns, bey uns, die wir so stolz sind,

Bald

Bald Griechen uns und Römer bald zu nennen,
 Als bey uns Byzantinen, denn das ist
 Der große Name, welcher uns gebührt.
 Byzanz — ich weiß es — war kein Vaterland
 Von Helden, wie das alte große Rom;
 Byzanz war nur das Vaterland von großen
 Und glücklichen Verbrechern. Dies ist Wahrheit.
 Doch diese Wahrheit — soll sie mich bewegen,
 Die Tugend zu verlästern, wenn sie sichtbar
 In einem unsrer Zeitgenossen wandelt?
 Sey ruhig. Dich trifft meine Klage nicht.
 Du warst um mich besorgt; die Mütter sind
 Um so viel mehr zur Furcht geneigt, je mehr
 Der Liebe Pfänder ihnen heilig sind.
 Die Männer tadl' ich, die durch Schreckenbilder
 Erst Furcht, grundlose Furcht, bey dir erregte,
 Dann diese Furcht zu banger Angst erhöhten.
 Sie mußten wissen, daß Kantakuzenus
 Vom kleinsten Fleck des Eigennuzes rein ist.
 Wie oft schon winkt' ihm die Gelegenheit?
 Wie oft schon lockten tausend Umständ' ihn
 Den Schritt zu thun, der auf den Thron ihn setzte?
 Er that ihn nicht; er diente meinem Vater;
 Er diente dir. Wenn dreyßigjährige Treu'
 Noch in Verdacht gezogen wird, so sind es
 Des Neides und der Mißgunst Lügenkünste,
 Die diesen niedrigen Verdacht erzeugen.

Anna. Nein, nein, mein Sohn, es waren redliche,
 Es waren würd'ge Männer, die aus Freundschaft,
 Aus Treue gegen dich, aus Treue gegen
 Dein väterliches Haus, aus Pflicht mich warnten;
 Es war der Patriarch —

Kaiser.



Kaiser.

Der Patriarch!

In dieses wußt' ich längst? wer konnt' es sonst
 Auch seyn? Es war recht Patriarchenwerk!
 Wenn wurd' ein Held gestürzt an diesem Hofe,
 Daß nicht ein Patriarch ihn stürzen half?
 Wer duldet weniger den Glanz der Tugend,
 Der ächten Tugend, die Lieb und Bewunderung
 Des Volkes an sich zieht, als Patriarchen?
 Wer lauert mehr, ob irgend auch ein Held,
 Ein Weiser minder sich vor Priestern bücke,
 Als Patriarchen? Wer faßt gern das Steuer
 Mit beyden Händen, und ist gleich beleidigt
 Wenn andre nur daran den Finger setzen
 Als Patriarchen? Sie, sie sind's, die immer
 Verdacht erregen, ob die Thaten auch
 Aus reiner Quelle fließen? Ob die Absicht
 Nicht eigner Vortheil sey? Verzeih, mein Eifer
 Betrübt dich; das sollt er nicht; verzeih!
 O kennstest du, wie ich, den Patriarchen!

Anna. Er meynt' es redlich. Hat er sich geirrt,
 O so verzeih ihm! dann verblendet' ihn
 Sein Eifer bloß für uns und unser Haus.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerherr.

Kammerherr. Der Patriarch erbittet sich Gehör.

Kaiser. Wie? er? so früh? Vorerst noch nicht!

Anna. Mein Sohn,
 Erlaube mir — die ist nicht unbekannt,
 An diesem Hofe hat von alten Zeiten

Der

Der Patriarch das Recht des freyen Zutritts;
Der Kaiser darf ihm kein Gehör verweigern.

Kaiser. Ja, ich erinnre mich, an diesem Hofe
Hat stolzer Uebermuth das Recht, dem Fürsten
Sich aufzudringen, nur gebeugte Demuth
Darf nicht sein Anliß schaun. So will's das Recht:
Was sag' ich Recht? — Der Unsinn nennt es so —
So will's der Höfe Brauch.

(Zum Kammerherren.)

Führe ihn herein.

Dritter Auftritt.

Anna. Der Kaiser. Der Patriarch.

Patriarch. Gebeugt, — von Last der Leiden tief gebeugt, —
Erschein' ich hier. Vom Throne sollt' ich Lindrung
Und Trost erwarten. Ach, vom Throne ward
Der Kummer mir gesandt, der jetzt mich drückt.
Gerüchte — doch Gerüchten trauf' ich nie —

(Sich an den Kaiser wendend.)

Ich weiß, nicht aus Gerüchten, weiß ganz sicher
Was du beschlossen hast. Vor mir verbargst du
Nicht ohne Grund den Vorsatz, den du heut
Zur Kränkung deiner Mutter willst vollführen.
O Gott, verhüt' es! o ihr Heil'gen alle,
Verhütet es! Entsetzlicher Gedanke!
Mein Herr, mein Kaiser, jung und unerfahren,
Verwirft die treuesten Diener seines Hauses,
Und will Verräthern in den Arm sich werfen.
Mein Herr und Kaiser, diese grauen Haare,

Sie wurden grau im Dienste meines Gottes
 Im Dienst des Staats, im Dienste deines Hauses;
 Gleich redlich dient' ich dir und deinen Vätern,
 Dem Staat und meinem Gott. Des Zeug' ist er,
 Er, der die Herzen kennt, sie tief durchschaut.
 Er kann mich nicht verkennen; dieses ist
 Mein Trost, mein Loth, wenn mich ein Mensch
 verkennt.

Doch auch die Menschen können's nicht, wenn sie
 Mich handeln sahn und redlich zeugen wollen.
 Verkennen kann mich nur, wer eben erst
 Mit ungeübten Jünglingsaugen anfängt
 Die Handlungen der Menschen zu betrachten.
 Der Jüngling, wenn ihn die Gesetze nun
 Befreyn von seinem Führer, der ihm oft
 Ein lästiger, verhafter Führer war,
 Der Jüngling leihet den Feinden seines Führers
 Sein Ohr nur gar zu gern, und horcht begierig,
 Wenn sie mit süßer, aber gift'ger Zunge,
 Mit Höllenkunst den Redlichen verläunden.
 Gern will ich dulden, will mich nicht beklagen,
 Wenn dieses Schicksal, das so manchen Guten,
 Rechtschaffnen traf, auch über mich verhängt ist.
 Ich würde schweigen, gält' es auch mein Leben,
 Wenn dein Entschluß nur mir Gefahren drohte.
 Allein hier deine Mutter, — und was mehr ist,
 Der Staat, — und was noch mehr ist, als sie beyde,
 Die Kirche Gottes will's, ich soll nicht schweigen,
 Soll laut mit meinem Herrn und Kaiser reden.
 Hier deiner Mutter, ihr verdankest du
 Dein Leben, — tausendmal war's in Gefahr,
 Wenn sich, gehüllt in Larven treuer Wächter,
 Ehrfüchtige, die nur durch deinen Tod

Den Weg zum Throne fanden, an dich brängten.
 Verdank' es ihrem Muth, daß deine Hand
 Den Scepter trägt, daß dich der Purpur schmückt!
 Er, dem du jetzt die Hand der Freundschaft reichen,
 Er, den du auf den Thron zu dir erhöh'n willst,
 Er wär' ists Kaiser, wenn nicht deine Mutter
 Den stolzen Plan ihm früh vereitelt hätte.
 Du wärst vielleicht — Gott weiß, wo du jetzt wärst;
 Und sie, sie soll 's erleben, daß du ihr
 Den Rücken kehrest, ihren Feind umarmest,
 Sie in den Staub erniedrigst, ihrem Feinde
 Den schönsten, herrlichsten Triumph bereitest.
 Der Staat —

Kaiser. Verzeih. Vorerst geh weiter nicht,
 Verspare, was den Staat betrifft; laß mich
 Dir erst entwickeln, was ich von Dir denke,
 Von meiner Mutter, und von jenem Manne,
 Den ihr mir stets so fürchterlich gemahlt.
 Ich ehr' in dir der Kirche Haupt; ich ehre
 Dein Alter, ehre deinen heißen Eifer
 Für Kirch' und Staat, erkenne deine Freundschaft
 Die du dem Hause der Paläologen
 Gewidmet hast, — ich ehre meine Mutter,
 Ich weiß es, zärtlich hat sie mich geliebt,
 Und ihre Liebe die sie zu mir trug
 Ward nur zu oft für sie zu einer Quelle
 Von Sorgen, Leiden und Bekümmernissen.
 Der Mann, vor dem ihr damals so gezittert,
 Und den ihr jetzt mir so abscheulich schildert,
 Der Mann war gleichwohl meines Vaters Freund;
 Mein Vater hatt' in wichtigen Geschäften
 Ihn viel gebraucht und immer treu befunden;

Mein



Mein Vater, sterbend, gab mir ihn zum Vormund.
 Als Vormund, ihr bezeugt es selbst, erzog er
 Mich redlich, sorgte redlich für den Staat;
 Wodurch denn wurd' euch dieser Mann verdächtig?
 Er war zu sehr des Volkes Liebling, war
 Sein einz'ger Abgott fast; der hellste Glanz
 Des Ruhms umstrahlte ihn, wie der Glanz der Sonne;
 Vor dem der Sterne schwächer Licht verschwindet.
 Ehrwürdiger, die widersprach er oft,
 Vielleicht ein wenig stolz; — allein ich hoffe,
 Der Lehrer der Geduld, der Demuth und der Rache,
 Die sich an Feinden nur durch Liebe rächt,
 Vergisset gern, wenn er beleidigt wurde.

Patriarch. Dein Vater — —

Kaiser. Weiter nicht hievon! Die Zeit
 Entflieht mir. Laß mich hören, was du noch
 Für Staat und Kirche vorzutragen hast.

Patriarch. Vernimm's. Dein Freund — ich seh, du wählst
 zum Freunde

Den Feind des Staats, der Kirch und deines Hauses —
 Dein Freund, vernimm's, hat einen Bund geschlossen
 Mit jenem Volk, von dem die heil'gen Bücher
 Mit schaudervollen Worten prophezeihn,
 Daß es die Kirche Gottes wird verwüsten,
 Mit jenem Volk aus Mitternacht, von dem
 Der Seher sagt, es werde Thronen stürzen,
 Es werde große Reich' in Staub zerstreuen.
 Der Zorn des Höchsten führte dieses Volk
 Bis an die Küsten; wo der Hellespont
 Das Morgenland von unserm Welttheil trennt.

Bis dahin führte sie des Höchsten Zorn,
 Zu sehn ob unsre Sünden uns gereuten.
 Wir ständ'gen fort; das Volk und seine jungen
 Regenten sind verblendet; ein Verräther
 Baut selbst die Brücke, daß das Heer der Heiden
 Herüber komme, daß der Tempel Gottes
 Nur bald ein Greuel der Verwüstung werde.
 Mein Herr und Kaiser, — um der Kirche willen,
 Laß dich erslehn; zu ihrem Schutz erhob
 Dein Gott dich auf den Thron. —

Anna. Laß doch dein Herz
 Mein einz'ger, theurer Sohn, sich nicht verhärten;
 Laß dich erslehn!

Kaiser. Hört mich geduldig an,
 Hört mich mit kaltem Blut; entfernt die schwarzen,
 Schreckvollen, aber wesenlosen Bilder,
 Womit euch Wahn und Aberglaube ängst'get.
 Dieß Volk, von dem du sprichst, kann mächtig werden;
 Es ist ein kriegerisch Volk: sein Stifter Osmann hat
 Zum Kriege, zu Eroberungen es
 Gebildet, wie einst Romulus die Römer.
 Nach Größe strebt es und nach Ruhm, und sucht
 Nur mit dem Schwerdt sich beyde zu erringen.
 Nur Kriegesthaten ehrt es, übt sich nur
 In jeder Tugend, die den Krieg verschafft.
 Wir — ach, von kriegerischer Tugend ist
 Uns nicht viel übrig; Handelskünste nur,
 Die uns bereichern aber auch entnerven,
 Nur die verstehn wir, die nur achten wir,
 Und wähnen unser Gold soll uns beschützen,
 Wenn über uns das Schwerdt der Feinde blinkt.

E. M. May 1789.

K

Jch

Ich weiß nicht, war es unsrer Väter Schuld,
 Daß dieses Volk die schönsten Länder uns
 Dem Euphrat bis zum Hellespont entriß?
 War's unsrer Väter Feigheit, oder Schicksal?
 Der Türken Tugend, oder unsre Laster?
 Da stehn sie jetzt, — auf jenem Ufer — gierig
 Herüber blickend nach Europens Küsten;
 Ihr Sultan denkt in seinem Herzen sich
 Auf meiner Väter Thron. Dieß zu verhüten,
 Eil' ich jetzt zu dem Mann, den ihr verfolgt,
 Und der, von euch gedrenget, sich vielleicht
 An dieses Volk um Hülfe wenden könnte.
 Ich eile zu ihm, hier' ihm meine Freundschaft,
 Und führ' ihn, wenn er sich gewinnen läßt,
 Hieher zurück. Er ist — ihr selbst gesteht es —
 An Rathe reich, von Thaten mächtig, ist
 Ein Feldherr, wie das alte Rom nur zengte.
 Wo giebt es Feldherrn sonst in unserm Staat,
 Die er so sehr bedarf? Nur Einen nennt mir!
 Ihr schweig! — Er zwar, er ist ehrföchtig, sagt ihr:
 Er mag es sehn; befriedigt seinen Ehrgeiz,
 Damit er willig eure Schlachten fechte.
 Mit diesem Manne will ich Tag und Nacht
 Auf Plane finnen, daß das Volk der Griechen
 Durch eigne Kraft sich vor dem Falle sichere,
 Denn fremde Kräfte werden es nicht retten.
 Noch ist es Zeit. Zwar unsre schönsten Länder,
 Sie sind dahin; — Aegypten, Syrien,
 Das ganze Morgenland, sie sind dahin;
 Doch sind wir noch ein Volk. Wir können's sehn;
 Wir können's sehn, wenn wir nur wollen, wenn wir
 Nur Zwietracht, Haß und Eigennuk und Mißgunst,
 Goldgier und Weichlichkeit von uns verbannen.

Wir müssen es, wenn unser Griechenland
 Noch länger soll besohn, wenn es noch länger
 Ein Staat, ein Kaiserthum genannt soll werden;
 Wir müssen länger nicht den Lastern fröhnen,
 Die uns so tief gestürzt. Unstre Grobe,
 Sie müssen länger nicht in bösen Ränken
 Bey Hofe bloß erfahren sehn und thätig;
 Der Kirche Diener müssen länger nicht
 Den Haß ernähren, der von unsern Brüdern
 Im Abendland' uns trennt; das ganze Volk
 Soll nicht bloß auf Gewinnst und Reichthum sinnen,
 Es soll begreifen, daß nur Muth und Stahl
 Den Staat Selbstständigkeit verschaffen kann.

Patriarch. Du siehst, ich habe kalt dir zugehört,
 Wie du's verlangtest; doch du selbst, bist Du's?
 Das Herz muß kochen, wenn die Worte glühn.
 In jedem Staat sind Fehler. Nur der Jüngling,
 Wenn sie sein unerfahrenes Aug' entdeckt,
 Wähnt, daß nur er, daß keiner sonst sie sehe;
 Und wähnt, daß er dazu berufen sey
 Sie zu verbessern, und mit stolkem Eifer
 Will er vollführen, was die graue Weisheit
 Erfahrungsreicher Alten nicht vermochte.

Kaiser. Verschone mich. Ich darf die flieh'nde Zeit
 Nicht länger fruchtlos mit Gespräch verlieren.
 Nach meiner Rückkunft will ich gern dich hören,
 Will ich dich bitten, daß du frey und redlich
 Mir über vieles deine Meynung sagest.

(Der Patriarch geht ab.)

Vierter Auftritt.

Anna. Der Kaiser.

Kaiser. (nach einer Pause.)

Jetzt, Mutter, muß ich eine Bitte wagen,
Als Sohn. Ich fürchte zwar, daß sie,
Wenn du zuerst sie hörst, dir schmerzhaft seyn wird.
Doch höre mich mit gütiger Geduld.
Du selbst, ich hoff' es, bist jetzt überzeugt.
Wir müssen mit Antakuzenus uns
Versöhnen, wenn der Staat nicht untergehen soll.
Doch welches Mittel soll ihn an uns ziehen?
Was bürget ihm für unsre Treu, die wir
So oft gebrochen? Thaten wird er fordern;
Was thun wir, daß er unsern Worten glaube?
Oft hab' ich selbst gehört, daß du mit Lobe
Von seiner Tochter sprachst, von Theodoren.

Anna. Mein Sohn! mein Sohn!

Kaiser.

So sanft, so liebenswürdig,
So ganz gemacht, zur Freundschaft und zum Frieden
Selbst Herzen zu gewöhnen die sich haßten,
Kenn' ich kein weibliches Geschöpf, wie sie.
Sie sey das Pfand des Friedens zwischen uns
Und ihrem Vater! Dieß ist meine Bitte;
Es ist die Bitte meines Herzens, ist
Des ganzen Volkes Wunsch.

Anna.

Mein Sohn! Die Tochter
Des Mannes, der mit tausendfachem Leiden
Mein Leben überhäufte! O wie kannst du
Verlangen, daß sie meine Tochter werde?

Kaiser.

Kaiser. Sie ist es werth.

Anna. Die Tochter meines Feindes!

Kaiser. Der nie verdiente, daß du Feind ihn nennstest.
Laß dich bewegen!

Anna. O mein Sohn, bedenke
Bedenke was du thust. Einmal gethan,
Wird dieser Schritt vergeblich dich gereuen.

Kaiser. Ich hoffe: nie. Du selber, hoff ich, giebst
Ihm deinen Beyfall einst von ganzem Herzen;
Des Staates Wohl, der Griechen Rettung hängt
Von diejem Schritte ab. Du wirst es sehn.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Scene: das Lager des Rantafuzenus.)

Rantafuzenus. Theodora.

Rant. Dich seh' ich? Theodora? meine Tochter?

Theod. Mein Vater! O wie lange sah ich dich
In Träumen bloß! seit wie viel Jahren war
Mir jeder Tag vom Morgen bis zum Abend
Ein langer Wunsch, nur Einmal dich zu sehn;
Dank dir, Allgütiger, du hast gehört,
Warum mein Herz dich bat!

Rant. O, meine Tochter!
Seit funfzehn Jahren sehnt' ich mich umsonst,
In diese Arme dich, mein Kind, zu schließen,



Mein einz'ges Kind! Von allen Grausamkeiten,
 Die meine Feinde über mich gehäuft,
 War dieß die niedrigste, zu ihrer Schande,
 Die martervollste für mein liebend Herz,
 Daß sie dem Vater seine Tochter raubten.
 Oft bat ich sie: dieß Eine nur vergönnet mir,
 Von meiner Tochter trennet mich nicht länger,
 Sie ist mein einz'ger Trost in meinem Alter;
 Mein Weib habt ihr getödtet, habt sie langsam
 Getödtet durch die tausendfachen Lügen,
 Die eure Bosheit bloß dazu erdachte
 Ein furchtsam Weib zu martern, sie zu tödten;
 O tödtet nicht auch meine Tochter! Gönnt mir
 Den Anblick meiner Tochter! — Nein! die feige
 Boshafte Rachgier meiner stolzen Feinde
 Versagte diese Bitte mir. Gewiß
 Barbaren hätten sie erfüllt; Barbaren
 Sind menschlicher, als unsre feinen Griechen.
 Doch, sage mir, was hat sie jetzt erweicht?
 Was hat jetzt ihren Haß so sehr gemildert,
 Daß sie das Kloster endlich dir geöfnet,
 Wo, wie im Kerker, du gefangen lebst?
 Hat Furcht vielleicht sie übersallen? traun sie
 Dem Glück nicht mehr, das ihnen seinen Schutz
 Nicht ewig gönnen wird? Denn wahrlich, Liebe
 Zum Frieden, Billigkeit, vermögen Seelen
 Wie jene zu gerechten, edlen Thaten
 Nicht umzustimmen. Sage mir, wer war's
 Der dir die Freyheit gab mich zu besuchen?

Theod. Er war's, der jetzt das Haupt zwar deiner Feinde
 Doch nicht dein Feind ist; der, wie einen Vater
 Dich liebt, wie einen großen Mann verehrt.

Kant.

Kant. Du sprichst in Räthseln,

Theod. Unser Kaiser war's.

Kant. Er? dessen Führung mir von seinem Vater
Vertrauet wurde? welchen meine Feinde
Aus meinen Händen mit Gewalt mir rissen?
Weil sie mit Recht befürchteten, ich würd' ihn
Zum denkenden, selbstthät'gen Manne bilden?

Theod. Er war's.

Kant. Wie konnt' er's? Schaaren meiner Feinde
Umgaben ihn, seitdem sie mich vertrieben;
Sie unterließen wahrlich keine Künste,
Nach ihrem Wunsch sein junges Herz zu bilden,
Und er, ihr Sögling, hast mich nicht? Er hält mich
Für keinen Feind des Staats? Du sagst: er liebt mich?

Theod. Aus seinem Munde hört' ich's selbst. Im Kloster,
Wo ich in Einsamkeit, von dir getrennt,
Getrennt von allen meinen Freunden lebte,
Erschien er plötzlich; vierzehn Morgen sind
Seitdem entflohn.

Kant. Wie durft' er das? Wie litten's
Die Stolgen, welche sich so widerrechtlich
Der Vormundschaft bemächtigten, um ihn
Zum Herrscher nicht, um ihn zu einem frommen,
Folgsamen Sklaven ihres eignen Willens
Zum Werkzeug ihrer Ehrfucht bloß zu bilden?

Theod. Du weißt, nach seines Vaters letzten Willen
Gehört die Selbstregierung ihm, sobald er,
Der Lebensjahre volle siebzehn zählt.



Sie sind verfloßen, und er hat, voll Muth,
 Voll Würde, voll Entschlossenheit, den Scepter
 Mit starker Hand gefaßt, der ihm gebührt.
 Bestürzung überfiel die stolze Schaar,
 Die länger noch, als Kind, ihn leiten wollte.
 Von Eitel; verblendet, hatten sie den Geist,
 Der in des Jünglings Busen glüht, verkannt.
 Da sehn sie nun betäubt, beschämt, verwandelt
 In stumme Sclaven; zittern nun vor dem,
 Der, wie sie dachten, sich in ihren Händen
 Zum bloßen Werkzeug sollte brauchen lassen.
 Er sprach als Herr und bebend sanken sie
 Zu seinen Füßen, kriechen nun vor ihm.
 Noch stärker bebten sie: Erstaunen, Schrecken,
 Angst, Schaam, verbißne Wuth, und jede Quaal
 Der Bösen fühlten sie, als er erklärte,
 Antafugenus sey der Mann, den er
 Zum Freund sich wünsche, sey der Mann, des
 Freundschaft
 Zur Rettung unsers Staats er suchen wolle.

Kant. Wer konnt' es hoffen? — Gott, wie wunderbar
 Sind deine Wege! — Welch ein Labyrinth
 In das mich mein Verhängniß führt! — Doch weiter,
 Erzähle, meine Tochter, laß mich hören,
 Zu welcher Prüfung mich mein Gott berufen.

Theod. Zu einer Prüfung, deren schöner Ausgang
 Mit Ehre deine Tugend, deine Leiden
 Mit Sieg und Ruhm, und deine grauen Jahre
 Mit Fried und Freude herrlich krönen wird.
 Doch, sey nicht zu gerührt; — Die Thränen zwar
 In deinen Augen sind der Freude Thränen,
 Doch seh' ich sie nicht ohne Schmerz —

Kant.

Kant.

Mein Kind,

Es sollten Freudethränen seyn, sie find's nicht!
 Erschrick nicht! — Gott, was thu' ich? — Theodora!
 O fasse dich! — Die Vorschafft, die du bringst,
 Wie wäre sie nicht freudenvoll für mich?
 Dieß einzige, daß endlich uns der Himmel
 In unserm Kaiser einen Fürsten schenkt
 Von edler Denkart, von entschloßnem Geiste,
 Voll Muth und Kraft, voll Vaterlandesliebe,
 Dieß einzige muß jedes Herz erfreuen.
 Wenn meine Thränen nicht der Freude ganz,
 Wenn sie zugleich auch Thränen sind der Wehmuth,
 So war es, weil ich all den Jammer dachte,
 Den über uns der Bürgerkrieg gebracht hat.
 Was sagt' er dann, als er im Kloster dich
 Besuchte, dieser junge Fürst, den uns
 Zur Rettung, wie es scheint, der Himmel selbst
 Mit Geist und Tugend ausgerüstet hat?

Theod. Du warst der Inhalt aller seiner Rede;
 Zum Freunde wünscht' er dich, zum Rath, zum Führer;
 Ja, dieses war sein Wort. Und glaube mir,
 Er sprach von Herzen; denn sein ganzes Wesen
 Verkündiget ein offnes, treues Herz.
 Er wollte, daß ich dich besuchen sollte,
 Damit mein Anblick dich der vielen Leiden
 Vergessen machte, die du ausgestanden,
 Und dadurch dich zum Frieden stimmen möchte,
 Den er dir selbst freywillig bieten wird.
 Als er so sprach, ward meine Seele heiter;
 Noch war ich nicht bekannt mit reiner Freude;
 Nun fühlt' ich sie; hoch schlug mein Herz, indem
 Der Liebenswürdige so zu mir sprach.

Jetzt fühl' ich auch, zum erstemmale, Stolz,
 Stolz, daß er so von meinem Vater sprach,
 Stolz, daß er mich zur Mittlerin ersah
 Zur Botin wenigstens des Friedens, — Doch
 Du freuest dich so wenig! Bist so tief
 Verlohren in Gedanken!

Kant. Kann ich anders?
 Die großen Wunder, die du mir erzählst
 Verwirren mich — Doch weiter.

Theod. Diesen Brief
 Vertraut er mir; dir selbst sollt ich ihn geben.

Kant. Ein Brief von ihm? (ben Seite) Wie tief werd' ich
 gebeugt!

Theod. (ben Seite, indem er den Brief liest.)
 O Gott! was mag in seinem Herzen sehn?
 Das ist nicht Freude! das sind nicht Gefühle;
 Wie meine Gegenwart, wie dieser Brief
 Erzeugen sollte! Nein! — er ist erschrocken;
 Betrübt! gebeugt; er bebt! in seinen Ängsten.
 Ist wilder Kummer, ist — Verzweiflung fast.
 In dieser Stunde, Gott! Versprach ich mir
 Der Freuden höchste: Gott, was hast du denn
 Beschlossen? — Angst, wie ich sie nie noch kannte,
 Umgiebt mich! — (zu Kant.) Vater, theurer Vater,
 Was ist dir? Ist des Briefes Inhalt nicht,
 Was ich ihn glaubte?

Kant. Meine beste Tochter,
 Von wichtigem, sehr wichtigem Inhalt ist er —
 Du irrst dich nicht. Voll Großmuth ist der Brief,
 Voll Freundschaft gegen mich, und was noch mehr
 Mich

Nich freuen muß, voll ächter, warmer Liebe
 Zum Vaterlande. — Dank dir, liebe Botinn!
 Doch viel enthält er auch, der Brief, was Rath
 Jetzt gleich in dieser Stunde, schnellen Rath
 Erfodert; dieses senket meinen Geist
 In Tiefinn, dieses mäßigt meine Freude.
 Ich muß jetzt gleich mit einem Freunde reden.
 Dort kommt er schon — geh hier in dieß Gezelt.

(Sie geht ab.)

Zweyter Auftritt:

Kantakuzenus. Photius.

Kant. O Photius, mein Freund, welch' eine Nachricht
 Bringt meine Tochter mir in dieser Stunde!
 Erschaune nur; sie selbst ist hier, als Botinn
 Des Friedens; nicht von meinen Feinden; diese —
 Sie sind gestürzt. Von unserm jungen Kaiser,
 Dem würdigen Erben der Paläologen,
 Ward sie zu mir gesandt, denn der regiert
 Jetzt selbst; — mit stärker Hand hat er die Bande
 Zerrissen, die ihn ewig fesseln sollten.
 Sieh diesen Brief von ihm, — er bietet mir
 Die Mitregierung an! Freund, welch' ein Glück!
 — Doch nein! — ich seh's an deinen finstern Mienen,
 Daß dieses Glück dich nicht erfreut, — dich schreckt!
 Ach, warum kam die Botschaft mir nicht früher?
 Warum doch, Freund, warum eilt' ich so sehr
 Mit den Osmanen jenen Bund zu schließen,
 Der, fürcht' ich, jetzt vielleicht mich hindern wird,
 Das Glück zu einten, das so schön mir blüht?

Phot.



Phot. Den Bund riet' dir die Klugheit, und — noch mehr
 Die Noth; dein Untergang war unvermeidlich,
 Nur dieser Bund vermochte dich zu retten.
 Wer konnt' auf Wunder rechnen? Denn es ist
 Ein Wunder, daß ein junger Prinz, umgeben
 Von deinen Feinden seit so vielen Jahren,
 Dich nicht mit ihren Augen sieht, und daß er
 Dich kennet, deine Tugend, dein Verdienst
 Und deine Leiden. Sind sie denn so häufig,
 Die jungen Fürsten, die selbst untersuchen?
 Die selbst urtheilen können? In die Reihe
 Der Möglichkeiten zwar gehören sie;
 Doch der Wahrscheinlichkeiten, wahrlich nicht.

Kant. Der Fehler ist begangen, Freund; laß uns
 Gesehn, daß es ein Fehler war. Wir hätten
 Auf diese Möglichkeit auch rechnen sollen.
 Doch — was ist jetzt zu thun? der Kaiser will
 In diesem Lager mich noch hent besuchen.
 Mein Freund, du mußt hinüber, — eile, flieg
 Nach Asien hinüber — zu dem Sultan.
 Der Bund soll heilig bleiben; — aber jetzt
 Bedarf ich seiner Hülfe nicht; dieß meld' ihm;
 Er sende mir jetzt seine Völker nicht.
 Triffst du sie unterwegs schon, so laß sie
 Zurück gehn; laß sie nicht nach Europa;
 Sag' ihnen, sag' dem Sultan, daß der Frieden
 Geschlossen sey; sag', meine Feinde hätten,
 Von Gottes Hand gerührt, um ihn gebeten,
 Demüthig ihn gesucht; ich sey indessen
 Dem Sultan dankbar stets. In meinem Namen
 Sag ihm dieß alles. Nur noch diesen Dienst
 Erweise mir, mein Freund, dann komm zurück

Und theile was das Glück mir giebt mit mir.
 Vor allem laß dir noch empfohlen seyn,
 Indem du überschiffst, laß alle Schiffe
 Von jenem Ufer sich geschwind entfernen, —
 Du weißt, wie oft ich dieß Gebot gegeben,
 Doch unsrer Schiffer Eigennuz verachtet's; —
 Jetzt müssen wir's mit größter Streng' erneu'n,
 Es möchte sonst der Sultan seine Völker
 Herüber führen wieder unsern Willen.
 Noch einmal, eile, flieg; entscheidend ist
 Heut deine Schnelligkeit für mich, für dich,
 Für Griechenland, vielleicht für ganz Europa.

Phot. Ich fühle ganz die Wichtigkeit des Auftrags.

(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kantakuzenus

Es war ein falscher Schritt; — jetzt seh' ich 's ein.
 Verschwunden ist auf einmal aller Nebel,
 Der mich verblendete. Ich seh' den Abgrund;
 Zu ihm hat Ungeduld mich fortgerissen.
 Vergebens such' ich Grund' hervor, und stelle
 Mir selbst im stärksten Licht sie dar. Nichts, nichts
 Kann mich entschuldigen; hier diese Stimme
 — Vergebens streb ich, sie zu unterdrücken —
 Sie schweiget nicht, sie ruft: es war Verbrechen,
 Daß ich mit einem Volke mich verband,
 Vor dem der Staat jetzt täglich zittern muß.
 Und dennoch hab' ich's redlich stets gemeint
 Mit dir, mein Vaterland, und schloß den Bund
 Mit jenem Volk in fester Ueberzeugung,

Es



Es sey zu deinem Heil. Ich habe mich
Geirrt; mein unglückselger Irrthum war
Die Frucht der Leidenschaft. O, bebt zurück
Vor jeder That, ihr armen Sterblichen,
Vor jeder That, so herrlich sie auch glänzt
Die in den Rausch der Leidenschaft geschieht;
Im Rausche schwebt ein Paradies vor euch,
Ihr eilt hinzu, und stürzt in einen Abgrund.

Vierter Auftritt.

Kantakuzenus. Photius.

Phot. Herr, sey bereit zu einem neuen Auftritt;
Sie sind herüber, — sind schon in Europa.

Kant. Was? in Europa schon? wer?

Phot. Die Osmanen.

Kant. Wie ist es möglich?

Phot. Wer es weiß, erklär' es;

Ich weiß es nicht! Ob deine Schiff es waren?

Ob Handelschiffe? ob sie es gezwungen,

Ob sie's für Geld gethan? ich weiß es nicht.

Doch ja, für Geld, für Geld geschah's gewiß;

Der Kaufmann will nur Geld; vermünschte Geldsucht!

Vermünschter Handelsgeist! Kein Staat besteht,

Wo Gold der Abgott aller Herzen ist!

Ja, nicht unglaublich ist es, unsre Schiffer,

Sie waren's selbst! — o möcht' ich doch mich ihren

Vielleicht auch waren es die Genueser;

Du weißt wie gierig, wie heißhungerig diese

Nach Golde sind. Der Türk durst' ihnen nur

Recht volle Beutel bieten, und sie fahren

Sehr

Sehr gern ein Volk herüber, das vielleicht
Der ganzen Christenheit Verderben bringt.

Kant. O zürne nicht, mein Freund! jetzt ist nicht Zeit
Zu zürnen; laß uns redlich Mittel suchen
Des Unglück abzuwenden, das wir selbst,
Gott weiß, aus Irrthum uns bereitet haben.

Phor. Ich weiß kein Mittel. — Schon, — du wirst erschrecken, —
Schon ist Kallipolis in ihren Händen.

Kant. Schweig, Freund! das ist zu viel! Doch rede, rede
Und tödte mich! Kallipolis verlohren!
Wie? ist es nicht ein fester Ort? liegt nicht
Besatzung dort? wie? ist denn Wachsamkeit,
Und Treu', und Muth ganz unter uns verschwunden?
Siehts keine Griechen mehr, die wissen, fühlen,
Was sie dem Staate, der Religion,
Was sie sich selber, ihren Eltern, Weibern
Und Kindern schuldig sind? Ist feige Furcht
So allgemein der Griechen Eigenschaft?
Ist Leben ihnen mehr, als Ehr und Gold?
Mehr als das Vaterland? So sind wir reif,
Vollkommen reif zu ewiger Sclaverey!
Doch, Photius, laß uns nicht muthlos seyn;
Verjagen, wenn das Vaterland selbst schon
Am Rande seines Unterganges steht,
Ist schändliches Verbrechen, ist Verrath!
Dann, dann ist Klugheit, ist entschlossener Muth
Von allen Tugenden die göttlichste.
Ich kenne deinen Geist — ermanne dich!
Uns beude heugt kein Streich; so unerwartet,
So hart er auch uns trifft, wir stehen fest
Und kämpfen fort, so lange Blut und Odem
Uns nicht verlassen. — Gott, was seh' ich dort!

Sünj

Fünfter Auftritt.

Kantakuzenus. Phorins. Murad mit einer Begleitung
von Janitscharen.

Mur. Sieh hier, so treu ist der Osmanen Volk;
So eilt, so fliegt es, gleich dem Blitz, zu helfen,
Wenn seine Freund' in Nöthen ihm nur winken.
Mein Vater, Sultan Orchan, sandte mich;
— Früh lehrt' er mich den Krieg, erzog im Lager
Und unter Waffen mich, mein Nam' ist Murad; —
Geh, sprach er, nimm von meinen tapfern Kriegern
Die Tapfersten, die Löwen; führe sie
Ans Ufer, das der Hellespont benetzt.
Du findest Christenschiffe dort; sie sollen
Hinüber dich nach jener Küste tragen
Des Abendlandes, das bisher noch nicht
Die Schwerdter der Osmanen blinken sah;
Siegreich und schnell sey dort dein Flug zu ihm,
Zu meinem Freunde, zu Kantakuzenus.
Verlaß ihn nie, zur Seite geh ihm stets
Als Wach' und Freund, auf jeden seiner Winke
Zu jedem Kampf bereit, zu Tod und Sieg!
So sprach der Sultan, und gab mir die Schaaren,
Den Kern der Helden, den vor wenig Monden
Er selbst zu Schlachten auserlaß. Ihr Arm
Ist nervicht, schnell sind ihre Füße; Muth
Flammt ihnen aus dem Blick; stolz schlägt
Ihr Herz; sie fühlen sich zum Sieg bestimmt.
An ihrer Spitze gieng ich: sieh', da führte
Mich Gottes Rathschluß hin zu einer Hütte
Von einem frommen, heil'gen Mann bewohnt,
Um Segen bat ich ihn; die frommen Hände

Legt

Legt er aufs Haupt von einem meiner Krieger,
 Und sprach: aus euren Augen blitze Schrecken
 Auf eure Feinde! Wie das Schwerdt der Engel
 Die den Propheten in der Schlacht umringten,
 Seyn' eure Schwerdter! Siegesglanz umstrahl' euch!
 Vor eurem Heldenschritt zerstreue sich
 Der Feinde zahllos Heer, schon euer Name
 Sey Schrecken ihren Ohren! Janitscharen
 Soll euer Name seyn, denn euer Muth
 Soll immer kühn seyn, wie der Muth der Jugend!
 So sprach der fromme Mann und Gottes Rathschluß
 Begeistert' ihn, daß er die Krieger mir
 So segnete (auf die Janitscharenweisend). Und diese
 Krieger fechten

Jetzt in Europa bloß, mein Freund, für dich.
 Sie sind es werth, daß du sie alle sehest
 Und Zeuge sehest, wie sie zum Krieg geschaffen,
 Zum Sieg begeistert sind. Das Morgenland
 In seinem weiten Schooß hat solche Krieger
 Nicht mehr; das Abendland sah nie dergleichen.
 Sie lagern sich nicht weit von hier; komm mit mir
 Zu meiner Rechten, als mein Freund, sollst du
 Durch ihre Reihen gehn, sollst deinen Muth
 Erwärmen an dem Feuer ihrer Augen,
 Sollst staunen, wenn ihr Arm, kraftvoll und stark,
 Als wär er Eisen, leicht und schnell, wie Blitze
 Die scharfen Schwerdter schwingt. Dann spricht
 du nur

Ein Wort, nennst uns den Ort nur, wo dein Feind
 Zu treffen ist, wir gehn und schlagen ihn.

Kant. Wenn, edler Fürst, die Freud' in meinen Augen
 Nicht lebhaft glänzt, so denke darum nicht,

L. M. May 1789.

2

Daß



Daß ich sie nicht im Herzen lebhaft fühle.
 Das Alter gleicht einem trüben Abend,
 Wenn Wolken sich am Horizont versammeln,
 Und uns die Sonne, nach dem Untergange,
 Nur selten matte, schwache Stralen senkt.
 Ich kannte längst die Treue der Osmannen,
 Sie wars die mich bewog, an Sultan Orchan,
 An deinen großen Vater mich zu wenden.
 Er ist, sagt' ich zu mir, großmüthig, tapfer,
 Uneigenmüthig; so sind seine Söhne,
 So ist sein Volk. Ein Bund mit Sultan Orchan,
 Ein Bund mit den Osmannen wird dich schützen,
 Wenn Tausende von Feinden dich umringen.
 So sagt' ich zu mir selbst, und schloß den Bund.
 Stets sey er heilig beyden Theilen! sey
 Ein ew'ger Quell von nachbarlicher Freundschaft,
 Von ungestörtem Frieden beyden Völkern!
 Ich sag' ein Friedensquell für beyde Völker,
 Für die Osmannen und für alle Griechen.
 Denn wisse, Fürst, — ich zweifle nicht, mit Freuden
 Wirst du's vernehmen, — meine Feinde bieten
 Mir Frieden an; das Volk der Griechen ist
 Der Zwietracht müde; alles sehnet sich
 Nach Einigkeit; — Zum Theil ist dieses Wirkung
 Von dem Gerücht, das laut verkündigt hat,
 Dein Vater sey mein Freund. Bloß dieß Gerücht;
 Osmannen würden auf den Kampfplatz treten
 Für mich, hat meine stolzen Feind' entwaffnet,
 Hat Friedenswunsch' in ihrer Brust erzeugt.
 Und nun, mein Freund, versprech' ich dir, den Bund
 Den ich persönlich nur mit euch geschlossen,
 Mein Rath — viel gilt er jetzt bey den Griechen, —
 Mein Einfluß, mein Bestreben sollen ihn

In einen ew'gen Völkerbund verwandeln.
 Mein Volk, die Griechen, dein Volk, die Oemannen,
 Sie sollen Brüder seyn; so werden beyde
 Unüberwindlich, ihrer Feinde Schrecken,
 Und sichere Stützen seyn für ihre Freunde.

Mur. Der schönsten Morgenröthe gleicht dein Vorschlag
 Von brüderlichem Bunde. Wie der Thau
 Erquicket er mein friedeliebend Herz.
 Ich selber biete dir dazu die Hand,
 Und schlage noch ein neues Band dir vor,
 Das süßeste, das Menschen binden kann,
 Das Band der Liebe. Fürst, jetzt will ich dir
 Bekennen, welch' ein Sporn so schnell mich trieb
 Dein Antlitz selbst zu sehn; die Liebe war's.
 Ich liebe deine Tochter; — du erstaunst
 Mit Recht. — Einst kamen Künstler deines Landes
 Nach Prusa, meines Vaters Sitz. Sie zeigten
 Gemähle mir. Bezaubert ward ich gleich
 Von einer weiblichen Figur. — Wer ist sie?
 Fragt' ich entzückt, und sie war — deine Tochter.
 Wo lebt sie? und was sonst der Fragen mehr
 Das heftige Verlangen eingab, fragt' ich
 Begierig und verschlang mit Lust die Antwort,
 Wie Durstige den lang entbehrten Trunk.
 Sie sey im Kloster, hört' ich, ließ das Kloster
 Mir nennen, und nun ungesäumt, verkleidet
 In einen Christenpilger, gieng ich, flog ich
 Hinüber nach Europa, sah die Stadt,
 Sah Konstantins erhabne Stadt, und sah
 Was mehr als sie mich reizte, sah dein Kind;
 Sah deine Theodora, einst auch meine,
 Da Friede dir so sehr am Herzen liegt.



Um ihn zu knüpfen unter uns, hast du
Kein stärker Band; es ist das sanfteste,
Es ist das einzige für dieses Herz.

Kant. Fürst, jedes Band soll theuer mir und werth seyn,
Das unsrer Freundschaft Festigkeit verschafft.
Allein du weißt doch, andre Sitten herrschen
Im Abendlande unter meinen Griechen,
Und andre unter euch; du weißt auch, jedem
Sind seines eignen Volkes Sitten heilig.
Erlaube mir, daß ich erst meine Tochter
Um ihre Wünsche, um ihr Herz befrage;
So will es unsre Sitte; seine Tochter
Verschenkt kein Vater bloß nach eigener Willkühr.
Frei wählet sie; der Vater lezet bloß
Ihr Gründe vor. Ich zweifle nicht, die edle
Die liebenswürdig'ge Tugend, die in dir
So herrlich strahlet, muß ihr Herz mit Achtung,
Mit Freundschaft selbst für dich, mein Fürst, erfüllen.
Doch Christensitten, und die euren — hast du
Die Scheidewand bedacht, die beyde trennt?

Mur. Und reichte diese Scheidewand bis hoch
Zum Himmel, bis zur Hölle tief, sie trennt mich
Von Theodora nicht. Für edle Seelen
Sind äußerliche Sitten, sind Gebräuche,
Sind Glaubenslehren von unsichtbaren Dingen,
Wie eine Scheidewand; nur Laster sind es.
Doch, Fürst, mein Wunsch in dieser Stund' ist bloß,
Daß du zu meinem Lager mich bealeitest.
Sie sind es würdig, meine tapfern Streiter,
Daß sie dein Antlitz sehn, des Helden Antlitz,
Für den sie kämpfen.

Kant.

Führe mich; ich folge.

Dritter

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Kaiser.

(Die Scene ist noch im Lager des Kantakuzenus.)

Wie? jenes ist das Lager der Osmannen?
 Sie sind schon in Europa? Länger trennt
 Der Hellespont sie nicht von Griechenland?
 Wer schiffte sie herüber? Denn sie selbst,
 Sie haben keine Schiffe? Christen waren's?
 Der Geist der Christen? oder, was noch ärger,
 Der Christen Wuth, einander selbst zu stürzen,
 Zu unterjochen, sollt' auch gleich darüber
 Die ganze Christenheit zur Selavin,
 Zu leichter Beute den Barbaren werden?
 War'st du's, Kantakuzenus? War es Täuschung,
 Wenn ich so hoch von deiner Tugend dachte?
 Galt Rache dir mehr als dein Vaterland?
 Nein, dieses Bundes hielt ich dich nicht fähig!
 So hatten deine Feinde Recht? und ich,
 Der dein Bewundrer war, ich bin beschämt?
 Für Griechenlandes Retter hielt ich dich,
 Und du bist sein Verräther?

Zweyter Auftritt.

Der Kaiser. Theodora.

(Indem er sich umsieht, kommt sie aus ihres Vaters Zelte,
 von ihm unbemerkt.)

Kaiser.

Ist denn niemand

Mich zu empfangen hier? Ich hab' ihm doch



Durch seine Tochter selbst die Zeit bestimmt?
Und er — er ist im Lager der Osmanen?
Will er vielleicht auch mich, — auch mich! — verrathen?
Wer giebt mir Nachricht?

Theod. O, mein Herr und Kaiser!
Zu deinen Füßen fleh' ich! O verdamme
Nicht meinen Vater ungehört! So strafbar
Er scheinen mag, — er ist es nicht! — gewiß!
Ach, alles Unglück, — o wie soll ich dir's
Erzählen, — häuft sich über ihn zusammen.

Kais. Ein großes Unglück, beste Theodora,
Ist deines Vaters Bündniß mit den Türken;
Es ist vielleicht der Untergang der Griechen. —
Ließ er mit seinen Schiffen sie herüber
Nach unsrer Küste bringen, o so war er, —
Ich mag dich nicht betrüben, mag dir nicht
Den Namen nennen, den er dann verdient.
Wie kamen sie, — erklär' es, wenn du kannst, —
So schnell herüber? daß ihr Lager dort
So nahe steht, wer hat's gethan? weißt du's?
War's nicht dein Vater? Sage mir, wer war es?

Theod. Nicht er, mein Fürst. Er suchte Schutz bey ihnen.
Schutz mußte er suchen, dieses weißt du selbst;
Weißt, wie ihn seine Feinde drängten; weißt,
Wie sie ihr Herz vor jedem Friedenswort
Verschlossen, und des Krieges Ende nur
In seiner Schand', in seiner Unterdrückung,
In seiner gänzlichen Vernichtung suchten.
Zu seiner Sicherheit sucht er den Schutz
Des Sultans; Sicherheit allein, nicht Rache,
War seine Absicht. Nie vergaß er, nie,

Was für das Vaterland die Pflicht verlangt.
 Er liebt es, liebt es mehr als seinen Ruhm,
 Als Glanz und Größe, mehr noch, als sein Leben.
 War' seine Unschuld nur von seinen Gegnern
 Erkennt, dem Herrschen hätte er gern entsagt,
 Und jedem Antheil an der Herrschaft, — hätte
 Gern seines langen, thatenvollen Lebens
 Vielleicht nur kurzen Rest in unbefleckter,
 Verborgner Ruh, umringt von seinen Freunden,
 Den Zeugen seiner Tugend, sanft verlebt.
 Allein verworfen ward von seinen Feinden
 Ein jeder Antrag, den er noch so redlich
 Aus warmer Liebe that zum Vaterlande.
 Die Unversöhnlichen, — sie häuften tausend
 Und tausendfache Lasterungen — schändlich
 Beschimpften sie sein graues Haar mit Lügen.
 Nothwendigkeit die Lügen zu beschämen,
 Die Lästrer zu widerlegen, zwang ihn
 Zu jenem Bunde. Dennoch war er immer
 Mit seiner ganzen Wachsamkeit bemüht,
 Daß nicht dem Vaterland' aus diesem Bunde
 Gefahr entstände. Genes kühne Volk
 Ehrt meinen Vater, ließ von ihm schon oft
 Sich lenken, fragt' ihn oft um Rath, und folgt ihm.

Kaiser. Vielleicht nur aus Verstellung, Theodora.
 Dieß Volk ist kühn nicht nur, auch klug und schlau.
 Wie viel gewann es nicht, wenn ihm dein Vater,
 Er, Haupt von einer wichtigen Parthen
 Im zwietrachtvollen Staat, sich anvertraute?
 Und es erlangte diesen großen Vortheil;
 Durch Schmeichellünste hat es ihn erlangt!
 Kein Sieg, erfochten mit dem Schwerdte, konnt ihm

So wichtig seyn. Willst du ein mächtig Volk
 Entkräften, laß es unter sich zerfallen,
 Laß ehrsüchtvolle Häupter der Parthenen
 Mit mächt'ger Nachbarn sich verbinden, laß sie
 Sich an die Spitze fremder Krieger stellen;
 Und wenn's ein Volk der ersten Größe war,
 Es wird herab zur tiefsten Ohnmacht sinken;
 Den Nachbarn wird es zum Gespötte werden.
 O Theodora, wenn dein Vater sich
 Mit diesem Volk so fest verbunden hat,
 So bin ich hier umsonst. Ich wollt' ihn bitten,
 Als Rath, als Freund, als Mitregent den Thron
 Mit mir zu theilen, daß die Wunden endlich,
 Die unsern Staat geschlagen sind durch Zwietracht,
 Durch Eintracht unter uns geheilt würden.
 Ich wollt' ihn bitten, daß er unsre Freundschaft
 Zur heiligsten, zur schönsten Ruh' erhöhte,
 Daß er sich mir zum zweyten Vater schenke — —

Theod. Hier kommt mein Vater selbst.

Dritter Austritt.

Der Kaiser. Theodora. Kantakuzenus mit einem Gefolge, dem er zurückzutreten winkt.

Theod. (zu Kantakuzenus.) Der Kaiser!

Kaiser. Seit ich mit hellerm Blick zu sehn begann;
 Seitdem ich deutlicher der tiebel Menge
 Zu kennen anfing, die dem schönen Staat
 Der Griechen Untergang und Schande drohn,
 Beklagt' ich oft, daß der Parthenen Wuth
 Die besten Männer von dem Steuer trieb;
 Beklagte ich, aus unglücksel'gem Irrthum

Ant

Am Hofe dein Verdienst erkannt zu sehn.
 Am Hofe warst du verhaßt, gefürchtet,
 Und ich verehrte dich: ich glaubt' in dir
 Den einzigen zu sehn, durch dessen Weisheit,
 Durch dessen Tugend unser Griechenland
 Von Schand und Sclaverey sich retten könnte.
 Im Stillen hab' ich oft mit dir gelitten,
 Wenn ich, umringt von deinen Feinden, hörte,
 Wenn sie sich rühmten, daß du nun besiegt,
 Ohn' alle Rettung nun verlohren wärst.
 Der Zwang der Vormundschaft war meinem Herzen
 So lästig nie, als wenn er mir verwehrt
 Laut zu bekennen daß ich dich beklagte.
 Dann sehnt' ich mich mit heft'ger Ungeduld
 Selbst zu regieren; wünscht' es bloß, um dir
 Die Hand zu bieten, dich, als einen Freund,
 Als einen Vater, neben mir zu setzen
 Auf meinen Thron. Ich wollt' ihn mit dir theilen.
 Der Tag ist da; im völligen Genuß
 Der Kaiserwürde war mein erster Schritt
 Durch deine Tochter dir zu melden, daß ich
 Dich sehnlich wünscht' an meine Brust zu schließen.
 Mein zweyter Schritt war — selbst hieher zu eilen.
 Zu unglücksel'ger Stunde komm' ich, finde
 In dir den Mann, der unserm kranken Staat
 Die unheilbarste seiner Wunden schlägt.
 Sprich, kennst du jenes Volk das dort sich lagert,
 Durch deine Schuld sich lagert, das mit gier'gen
 Eroberungsfüchtgen Blicken unsre Hauptstadt,
 Konstantinopel, schon verschlingt? sprich, kannst du's
 Hinbannen dort zurück woher es kam?
 Jenseits des Meeres? kannst du es bereden,
 Aus einem Lande wieder gern zu weichen,

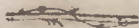
Wo leichter Sieg und reiche Beut' ihm winken?
 Verstehst du Zaubertöne, wie Amphion,
 Dem wilden Raubthier Sanftmuth einzuschmeicheln,
 Daß es des Blutes, so es schon gekostet,
 Großmüthig sich enthalte, daß es schonend
 Die schon erhaschte Beute fahren lasse
 Und zahm und sanft in seine Höhle schleiche?
 Vermagst du diese Wunder? — Dann erst ist
 Noch Hoffnung übrig, daß das Reich der Griechen
 Nicht bald die Beute der Dömannen werde.

Kant. Mein Herr und Kaiser, tief bin ich gebeugt.
 Du redest wahr. Ja, Untergang und Schande
 Stehn unserm Staat bevor. Nur dieses Eine,
 Der bitter Vorwurf nur ist ungegründet
 Den du mir machst. Ich habe die Dömannen
 Nicht hergeführt. Es war nicht mein Befehl,
 Vielmehr verbot ich unsern Schiffern stets
 Dieß Volk zu führen, warnte sie beständig;
 Allein du weißt es leider, Durst nach Golde
 Macht unsre Griechen treulos, feige, macht sie
 Zu feilen Sklaven, die mit kaltem Blute
 Für kleinen Lohn das Vaterland verrathen.
 Fürst, willst du Rettung, — wollen wir das letzte
 Versuchen, was noch übrig ist: so mußt du,
 Wir alle müssen die begangnen Fehler,
 Wer immer sie begieng, vergessen. Jeder
 Vergrab in ew'ge Nacht, was er für Unrecht
 Von seinen Gegner litt. Es rüge keiner
 Des andern Mängel. Wer am ersten sie
 Und willigsten vergift, ist jetzt der beste
 Der treueste Patriot. So denke jeder
 In jedem Busen schlag' ein feurig Herz

Für eigne Größe nicht und eignen Ruhm,
 Nein, für das Vaterland! — Wer Feind uns war
 Sey jetzt uns Bruder! Jeder seh im andern
 Nichts als den Kämpfer, den das Vaterland
 Im letzten Kampfe nicht entbehren kann!

Kaiser. Du sprichst Gedanken meiner eignen Seele,
 Gefühle meines Herzens. Ja, so sey's!
 Durch redliches, durch feuriges Bestreben
 Fürs Vaterland in diesem Sturm der Noth
 Sey jede Schuld, so groß sie war, vertilgt!
 Mann, den ich ehre, sey mein Rath, mein Freund!
 Begleite mich zu der bedrängten Stadt.
 Das ganze Volk sehnt sich, dich dort zu wissen.
 Es liebt mich, weil es weiß daß ich Dich liebe.
 In banger Angst, ob nicht den morschen Staat
 Der erste Stoß von irgend einem Feinde
 Zertrümmern werde, schauen sie nach dir.
 Wie, wenn nach finstern Sturm der Sonne Glanz
 Durch flieh'nde Wolken heiter und erquickend
 Hervorgeht, wie das Herz der Menschen dann,
 Das erst verzagte, freudig wieder schlägt:
 So wird der Griechen Volk, wenn es uns beide
 In Eintracht muthvoll sieht ans Steuer treten,
 Mit Blicken froher Hoffnung uns betrachten.
 Jetzt darf mein Herz dir einen Wunsch eröffnen;
 Das Wohl des Staates trifft mit ihm zusammen.
 Du willst mein Freund, mein Rath, mein Beystand seyn;
 Sey mehr noch, sey mein Vater! Alles Volk
 Wünscht diese Bande, zwischen uns. Am meisten
 Wünscht sie mein Herz. Auch wenn die Zeiten nicht
 Dies Band verlangten zwischen dir und mir,
 Mein Herz verlangt es: gieb mir deine Tochter!

Kant.



Kant. (ben Seite) Gott, welch' ein neuer Streich!

Kaiser. Wie? Du erschrickst?
Mein Wunsch bringt dir nicht Freude? bringt dir
Schmerz?

Verbirg ihn nicht! dein Auge, deine Minen.
Verrathen deutlich daß du Schmerz empfindest,
Weil ich's gewagt, dich um dein Kind zu bitten.
Wie? sollt' ich dieses nicht? warum nicht? sprich.
Bin ich nicht ihrer werth? ist nicht mein Herz
Aufrichtig? zeugt nicht jeder meiner Schritte
Von meiner Redlichkeit? und du? du zweifelst?

Kant. Ich zweifle nicht; ich liebe dich! Wem sonst?
Wem könnt' ich lieber meine Tochter geben?
Doch kann sie dein nicht werden, denn — sie ist
Nicht länger — mein!

Theod. (ben Seite) Gott! sey mir gnädig!

Kaiser. Wie?

Kant. Seit diesem Morgen ist sie nicht mehr mein.

Kaiser. Und wessen ist sie?

Kant. Murads.

Theod. (ben Seite) Gott, sey gnädig!

Kaiser. Was? wessen?

Kant. Murads.

Kaiser. Murads? Nein, Verräther,
In Ewigkeit soll sie nicht Murads werden!
Flieh du zu ihm; geh, werde du sein Eclave;
Dein Kind bleibt hier, bleibt frey, bleibt Kaiserin.
Die letzte Kraft des Reiches bier ich auf

Und

Und falle lieber in dem letzten Kampf
 Als daß ich Zeuge dieser Schande sey.
 Die edelste der Töchter Griechenlandes
 Sie sollte Sclavinn des Barbaren werden?
 Komm, Theodora; komm, vergiß den Mann,
 Den du nicht länger Vater nennen mußt.

Theod. (zu ihres Vaters Füßen) Mein Vater!

Kant. Murad liebt dich, meine Tochter.
 Er hat mein Wort, und dieses muß, du weißt,
 Unwiderruflich seyn.

Theod. So ist mein Unglück
 Unwiderruflich!

Kaiser. Kniee länger nicht;

Sein Ohr ist taub; umsonst sind Flehn und Thränen;
 Komm laß uns fliehn, er möchte dich sonst gleich
 Den Händen des Barbaren überliefern.

Kant. (zu seinem Gefolge) Führt sie hinweg. (Man führt sie weg)
 (zum Kaiser) Du siehst, mein Herr und Kaiser,
 Gelassen hör' ich, wie du mich beleidigst;
 Die Leidenschaft verblendet dich. Ich will
 Jetzt nicht rechtfertigen, was ich gethan.
 Einst, hoff' ich, leget sich der wilde Sturm
 In deiner Brust, dann sollst du Richter seyn,
 Dann bist du 's fähig.

Vierter Auftritt.

Der Kaiser. Kantakuzenus. Photius.

Phot. Herr, mit starken Schaaren
 Kommt Sultan Murad selbst.

Kant. Mein Kaiser, eile.
 Flieh, daß du hier nicht ein Gefangner werdest.

Kaiser.

Kaiser. Ich? flehn? ist dieses nicht dein Lager?

Kant. (zu den Füßen des Kaisers) Laß dich
Erbitten! Knieend fleh' ich dir! der Staat,
Dein Volk, sie flehn' mit mir. Um ihretwillen —
Komm, Photius, komm, hilf mir flehn.

Phot. (knieend) Erhöre
Das Vaterland; es fleht aus unserm Munde

Kant. Der treueste meiner Freunde, Photius
Soll dich begleiten. Jögge länger nicht.
Geh, Photius, rett' unsern Kaiser! bring ihn
Zur Stadt auf Wegen, welche den Osmanen
Noch nicht bekannt, die sicher sind. Mein Kaiser,
Vertrau dich ihm; er ist treu, klug und tapfer.

(Nach einigem Widerstreben geht der Kaiser mit We-
nen zurückgehaltenen Unwillens, von Photius be-
gleitet, ab.)

Fünfter Auftritt.

Kantakuzenus.

Und nun, wohin? — Gott! — Gott! — zu meiner Tochter!
Zu meiner Tochter! — Ihr zu sagen; daß ich —
Entsetzlich! — daß ich sie verkauft! verstoßen!
Verkauft! — Unsel'ger Ehrgeiz, deinetwegen!
Dir zu gefallen, zügellose Rachgier!
Um durch Barbaren meine stolzen Feinde
In Staub zu treten, schloß ich erst den Bund;
Gefesselt durch den Bund, bin ich genöthigt
Jetzt meine Tochter, meine einz'ge Tochter,
Die heute mich zum erstenmale sah,
Dem Sultan heute noch zu überliefern.
Der Sultan hat mein Wort. — Er kommt; — wie könnt' ich
Mich

Mich jetzt entschuldigen? — Umsonst! — Bin ich
 Doch nicht der erste, — hat doch längst die Vorzeit
 Der Väter mehr gesehn, die eignen Vortheil
 Der Kinder Wohl entschlossen aufgeopfert?
 Und — wann wird Mangel seyn an solchen Vätern? —
 Abscheulicher Gedanke! — Nein, so fühllos
 Sey dieses Herze nie! Sein Tadel mag
 Mich immer foltern, schweigen muß er nie!
 O meine theure, gute Theodora,
 O könntest du mein blutend Herze sehn!
 Tyrann muß ich dir scheinen, und ich bin
 Selbst Märtyrer — O sähest du allen Jammer,
 Der hier in diesen Busen wühlt, du würdest
 Verzeihn! mitleidig, großmuthvoll verzeihn!
 Was zögr' ich noch?

(Er geht nach dem Zelte, bleibe aber stehn.)

Mich schaudert! — Gott, ich muß!
 Doch eh ich sie dem Sultan übergebe,
 Soll ich vorher sie nicht dazu bereiten?
 Ihr nicht das Innre dieser Brust eröffnen?
 Dann wird sie minder sich unglücklich finden,
 Wenn sie erfährt, wie tausendfache Marter
 Dies Herz zerreißen! — wenn sie hört, daß nur
 Mein Unglück mich zu diesem Schritte zwingt.
 Für ihren Vater, den sie zärtlich liebt,
 Giebt sie, ich weiß, sich gern zum Opfer hin,
 Wenn sie erfährt, daß ihn dies Opfer nur
 Der Schande, die ihm droht, entreißen kann.

Nein! — überraschen muß ich sie — mich selbst.
 Schnell muß die That geschehn, wenn sie geschehn soll,
 Schnell werd' ihr mein Entschluß eröffnet, schnell

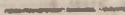
Woll.



Vollführt; sonst — was vermögen Bitten,
 Vermögen Thränen nicht von einem Kinde
 Bey einem Vater, dessen Brust noch nicht
 Der Stimme der Natur verschlossen ist.
 Schon diesen Morgen, was empfand ich nicht?
 Wie rührt' ihr Anblick mich? wie rührt' ihr Ton?
 Was würd' ich nicht empfinden, wenn sie erst
 Mit Flehn, mit Thränen dieses Herz bestürmte?
 Ganz würd' ich Vater seyn! -- vergessen, daß ich
 Aus Noth mein Wort — ach! einem Mächt'gen gab,
 Der mich es ungestraft nicht brechen läßt.

So waffne denn für diese Stunde dich,
 Un glücklich, mit Unempfindlichkeit;
 Nimm an die Mine scheußlicher Tyrannen,
 Die ungerührt bey ihrer Kinder Thränen,
 Bey ihrem Flehen unerbittlich sind.

Nur diese Eine Stunde — sey Tyrann,
 Und büße dann für diese Eine Stunde
 Dein ganzes Lebenlang mit allen QuaaLEN,
 Die ein sich selbst verdammend Herz empfindet!
 So will's der Stolz! — Gefühle der Natur,
 Wer achtet er, wenn der Stolz gebeut?



III.

Nachrichten

von

dem Leben und den Werken des berühmten Malers

Pompeo Batoni,

aus

der zu Rom 1787 gedruckten Lobsschrift des

Ritters Boni gezogen.

Pompeo Batoni würde ohne Zweifel der größte Maler unseres Jahrhunderts seyn, wenn Raphael Mengs ihm den Vorzug nicht streitig machte. Beyde waren durch verschiedene Wege zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit gelangt. Der eine hatte sie der Natur, der andere der Philosophie zu verdanken. Batoni hatte, ohne es wahrzunehmen, den natürlichen Geschmack, Mengs die Ueberlegung und das Studiren zum Begleiter. Jenen hatten, wie den Apelles, die Grazien, diesen, wie den Protogenes, die Kunst gebildet. Der erste schien mehr Maler als Philosoph, der zweyte mehr Philosoph als Maler, dieser gezierter und erhabener, jener aber natürlicher, zu seyn. Es sey ferne von mir zu behaupten, daß dem teutschen Maler die Natur nicht günstig, und in dem Italiener die Ueberlegung mangelhaft gewesen sey; denn ihre

I. M. May 1789.

M

Werke

Werke zeigen, daß Natur und Kunst sich in beyden in sehr hohem Grade vereinbarten, und zwar so, daß die eine durch ihre Gaben reichlich ersetzte, was die andere in geringerem Ueberfluß zugetheilt zu haben schien. Daher entstand unter ihnen ein Gleichgewicht von Stärke und Ruhm, welches ihnen bey ihren Lebzeiten nicht nur von allen kultivirten Nationen zuerkannt, sondern auch von ihnen selbst, durch ihr gegenseitiges Bestreben einander zu überwiegen, stillschweigends eingestanden wurde.

Pompeo Batoni wurde den 5. Februar des Jahrs 1708 von Paulinus Batoni, und Alara Sesti zu Lucca geboren. Sein Vater, der ein Goldschmied war, widmete ihn seiner Kunst, so wenig er auch dazu geneigt war. Hierdurch wurde er veranlaßt, sich in der Zeichnung zu üben, und sein vorzügliches Talent zur Malerey zu äussern. Die Ehre, welche Pabst Benedikt XIII. den Luckesern bewieß, ihre bischöfliche Kirche zu einem Erzbisthum zu erheben, bewog sie, ihren Wohlthäter mit einem goldenen Kelche von erhabener Arbeit zu beehren, welcher der hohen Würde desselben angemessen wäre. Diese Arbeit wurde dem jungen Batoni anvertrauet, und gelang dermaßen wohl, daß man seine Fähigkeit über den Stand eines Goldschmiedes weit erhoben zu seyn glaubte, und durch das Betretben seines Taufpathen Alexanders Quinigi eine Gesellschaft patriotisch-gesinnter Edelleute sich vereinte.

eintrug, ihn in die Römische Schule der Malerey zu schicken, und auf gemeinschaftliche Kosten zu unterhalten.

Es ist merkwürdig, daß er bis in sein siebentes Jahr so dumm und ungestaltet war, daß er fast mehr einem unförmlichen Klotze als einem Menschen ähnlich sah. Es war ihm nicht möglich, den Kopf auf die Seite zu wenden, ohne den ganzen Leib in Bewegung zu setzen. Dieses plumpe und linkische Wesen verlor sich zwar mit den Jahren, doch hinterließ es in diesem großen Manne, dem es an Kultur der Wissenschaften fehlte, einen gewissen Anschein von Einfalt und Rohheit, der ihn oft unter die gemeine Klasse der Menschen herabsetzte. Aber unter der rohen Hülle verbarg sich eine von den Grazien ausgebildete Seele, die von dem zärtlichsten Gefühle der Schönheit durchdrungen war, und sich in seinen Werken zeigte.

Hievon legte er frühzeitige Proben an dem Tag: Der P. Diversi aus dem Philippinerorden, und der Abt Fatinelli, Lucchesischer Gesandte zu Rom, denen er empfohlen war, führten ihn zu Sebastian Conchar und Augustin Masucci, welche damals die berühmtesten Meister der Römischen Schule waren, damit er sich einen von beyden zum Lehrer und Wegweiser wählte. Allein die Antiken und Raphaels Werke machten gleich zu Anfange einen so starken Eindruck auf seine Seele, daß er sich vornahm, die neuen Manieren zu



vermeiden, und sich ganz nach jenen zu bilden. Das glückliche Gefühl, womit ihn die Natur begabt hatte, belehrte ihn, es müsse nur Eine wahre Manier geben die Kunst auszuüben, und keine der Neuern, die von der Antiken so sehr abweichen, könne die rechte seyn. Er bekümmerte sich daher wenig um den Vorwurf des Stolzes und Steifsinns, den ihm die obberührten Meister machten, und noch viel weniger um das große Ansehen, in welchem sie standen, und studierte die Antiken, und die Werke Raphaels von Urbino. Wie fleißig er hierin war, beweisen die noch vorhandenen Köpfe, die er aus der Disputa del Sacramento im Vatikan abkopiret, eine in Oel gemalte und nicht ganz vollendete Kopie der Schule von Athen, und die vielen Aufträge, die er von Fremden erhielt, die besten Originale abzuzeichnen.

Er wurde gar bald gewahr, auf welchen Wegen Raphael und die Alten zu der hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt waren. Die Natur auf der That in ihren Bewegungen zu belauschen, dieß war ihre Hauptmaxime, und dieser folgte Batoni. Daher haben alle seine Figuren die Stellung und Bewegung, welche die Natur der Sache erfordert. In seinen Gemälden findet sich keine Spur der gekünstelten Zusammenstellung der Figuren, die damals zum Gesehe geworden war; er concentrirte das Licht nicht auf einen Gegenstand zum Nachtheil der übrigen, welches

Maratta

Maratta eingeführt hatte; kein Beyspiel konnte ihn verleiten, von dem Pfade der Natur abzuweichen. In den Händen seiner Erben findet sich noch eine beträchtliche Menge Zeichnungen, wo er die verschiedenen Bewegungen der Menschen und sogar der Kinder, alle Theile des Menschen und die Falten der Kleidungen, nach der Natur entworfen hat. Diese Skizzen benutzte er nachher in seinen Gemälden, und vervollkommnete sie nicht nur durch das lebhafteste Kolorit, sondern auch mit den schönsten Formen, die sich durch das Studium der Antiken in seinen Geist eingedrückt hatten.

Gleichwie Raphael die vollendete Zeichnung der einzelnen Glieder nie der sogenannten Bravour opfert hat, also finden sich auch unter den Werken des Batoni keine Bravourgemälde. Er bearbeitete alle ihre Theile mit dem größten Fleiß. Hierzu gewöhnte er sich vielleicht durch die Miniaturmalerey, wozu ihn anfänglich seine Dürftigkeit nöthigte, die er sich durch seinen allzufrühzeitigen Ehestand zugezogen hatte. Denn er verheirathete sich im zwey und zwanzigsten Jahr seines Alters mit der schönen Tochter des Aufsehers über den Pallast Farnesina, die er bey dem öftern Abkopiren der dasigen Gemälde kennen lernte, und verlor hier: durch die Pension, womit ihn seine Gönner von Lucca, die damit nicht zufrieden waren, unterstützten. Er hatte ihnen damals aus Dankbarkeit ein großes Ge-



mälde zugebacht, welches er aber wegen der Entziehung seiner Pension zurückbehielt, und seinen Erben hinterlassen hat. Dieses ist freylich von seinen nachmaligen Werken weit unterschieden. Es war über die Kräfte eines Jünglings, der erst seit kurzem mit der Malerkunst bekannt geworden war. Es stellt die Geschichte der Sophonisbe mit einer Menge Figuren vor. Der Styl ist vielleicht hier größer als auf irgend einem andern seiner reifern Werke, wenn man das schöne Gemälde der Villa Borghese ausnimmt, welches die Republik S. Marino vorstellt, und diejenigen, womit er die Decken der vornehmsten Zimmer des Pallasts Colonna ausgeschmückt hat. Betrachtet man es aber genau, so ist zwar die Haltung der Figuren gut, und die Zeichnung richtig: es hält aber in Absicht auf Vollendung, Wahrheit und Schönheit die Vergleichung mit seinen nachmaligen Werken bey weitem nicht aus, besonders in den Umrissen, in der Bewegung, und in den Falten, welche etwas von der allzuleichten Manier der Schule des Cortona an sich haben, und in dem Kolorit, wo die zufälligen Figuren dem Hauptgegenstande aufgeopfert sind. Uebrigens ist das Gemälde im Ganzen so beschaffen, daß es nicht nur die Erwartung von einem zwanzigjährigen Jüngling, sondern auch viele Werke ansehnlicher Maler seiner Zeiten, die vielleicht da geendigt haben wo Watoni anfieng, übertrifft. Die Figur der Sophonisbe ist sowohl wegen der Formen, als wegen des Kolorits überaus schön, und wenn

ße, wie man sagt, das Bild seiner Gattin ist, so ist seine allzufrühzeitige Liebe allerdings zu entschuldigen.

Das in seinen Urtheilen über die Werke der Wissenschaften und schönen Künste so strenge, so unbefriedliche und scharfsinnige Rom, — welches verschiedener politischer Ursachen wegen bey dem starken Zuflusse fremder Nationen, die es ohne Unterschied freundlich aufnimmt, vielleicht die einzige Stadt in Europa ist, wo es ein freyes und unpartheyisches Publikum giebt, — säumte nicht lange, dem jungen Watoni in dem vornehmsten und schwersten Theile der Malerey, in der Zeichnung, den Ruhm der Vorzüglichkeit beizulegen. Durch die richtigen und prächtigen Kopieen der Antiken, der Werke Raphaels, und des Nackten in der Akademie, hatte er sich dieses allgemeingünstige Urtheil errungen. Allein der Neid, welcher heimlich ausstreuete, im Kolorit wäre er noch weit zurück, vergällte ihm dieses Vergnügen, und erweckte in ihm ein sehnliches Verlangen nach einer Gelegenheit, auch hierin seine Stärke zu zeigen.

Diese gab ihm der Marchese Gabrielli von Gubbio an die Hand. Eines Tags, als er eine der erhabenen Arbeiten der Treppe des Palazzo de' Conservatori auf dem Campidoglio abzeichnete, wurde er von diesem Edelmann überrascht, der wegen eines plötzlichen Regengusses dahin geflüchtet war. Er bewunderte die



seltene Vollkommenheit und Reinlichkeit seiner Zeichnung, und that ihm den Auftrag, für die Kapelle seines adlichen Geschlechtes in der Gregoriuskirche zu Rom ein neues Altarblatt zu verfertigen. Batoni konnte sich vor Freude über diese günstige Gelegenheit, das Publikum von seiner Stärke im Kolorit zu überzeugen, kaum fassen; es gelang ihm auch, ein Gemälde mit einem so glänzenden und lebhaften Kolorit aufzustellen, daß es, so ungünstig auch das Licht ist worin es steht, nach einem Zeitraum von 50 Jahren noch immer wunderbar hervorsticht. Die Vorstellung der heiligen Jungfrau Maria und der vier Heiligen aus dem Gabriellischen Geschlechte, welche nicht die geringste Verbindung unter einander haben, benahm ihm zwar allen Stof, durch den Ausdruck Affekte zu erregen; er ersetzte aber diesen Mangel durch die Grazie und Schönheit, die dem Charakter einer jeden Figur angemessen sind; daher man sie inösgesamt nicht genug bewundern kann. Rom zeigte sich nun eben so willig und gerecht, seinem Kolorit eine vorzügliche Vollkommenheit beyzulegen, als dieses schon in Ansehung seiner Zeichnung geschehen war. Der Neid verstummte, und der neue Vorwurf, sein Freund Franz degl' Imperiali, ein geschätzter Maler, habe ihm beygestanden, wird durch den bloßen Augenschein widerlegt; denn das Kolorit dieses Malers kommt jenem an Lebhaftigkeit und Glanz nicht bey.

Da der Werth des Vatoni nun entschieden war, fehlte es ihm nie an ehrenvollen Aufträgen. Der gelehrte Prälat und nachmalige Kardinal Furietti, welcher dem Bau der Kirche des h. Celsus vorstand, trug ihm das Gemälde des Hauptaltars derselben auf. So groß die Ehre war, so vielen ältern und geschickten Meistern von einem Kenner, wie der Prälat Furietti war, vorgezogen zu werden, so eifrig war auch das Bestreben des jungen Vatoni, die hohe Erwartung desselben zu erfüllen. Mengs hielt dieses Gemälde für das reinlichste und einsichtsvollste unter allen seinen Werken. Das Bild des Heilandes, der auf den Wolken sitzt, ist über alle Maßen schön, und die größten unter den Engeln, die ihn umgeben, zeigen in ihren Gebärden und Gewändern die antike Zierlichkeit. Wie schön ist nicht die Stellung der vier Heiligen unten auf der Erde! Alles ist hier reinlich und fein gewählt in den Umrissen, einfach und anmuthig in den Bewegungen, schön im Kolorit, geschmackvoll im Gewande; alles bezeuget, wie sich der junge Maler, weit entfernt von knechtischer Nachahmung, den Styl des göttlichen Raphael's eigen gemacht, und wie sehr er seinen Geist mit den Ideen der Schönheit der Antiken bereichert hatte. Wer siehet dieses nicht offenbar in dem überaus schönen Kopfe, und in der ganzen Bildung der jungen Heiligen, die auf der Erde kniet?

Es würde allzuweitläufig ausfallen, alle die Gemälde, die er für Kirchen und Bethäuser versertiget



hat, auch nur kürzlich zu beschreiben. Einige wer-
den genug seyn, zu beweisen, daß so sehr auch die Ge-
schichte der Heiligen durch die Malerey erschöpft ist und
in diesem Fache nichts neues erfunden werden kann,
seine Gemälde dennoch, durch die Wahl und Anord-
nung, durch die Richtigkeit der Zeichnung, und Schön-
heit des Kolorits, durch die Grazie, womit er alles
veredelte, durch den hervorstechenden Scharfsinn, alles
nach einem einzigen Ziele zu ordnen, das Auge des
Kenners jederzeit  bererraschen. Was ist von den Ma-
lern öfterer bearbeitet worden, als das letzte Abends-
mal des Hellandes? und was kann besseres hierin an
des Tages Licht kommen, als das Abendmal in dem
Kloster delle Grazie zu Mailand? ein Werk des gr  -
ten Philosophen unter den Malern, welcher dem New-
ton in der Theorie des Lichtes, dem Galileo in seinen
Mechanischen und Hydraulischen Erfindungen, dem
Michel Angelo in dem Erhabenen und Großen, dem
Raphael in dem Ausdruck, dem Coreggio in der Gra-
zie, und im Erhabenen des Hells dunkeln, vorgieng. — des
gr  sten Genies, den die Malergeschichte aufweisen kann,
des Leonardo da Vinci? Dennoch wird man das seiner
Vollendung nahe Abendmal des Batoni, welches sich
bey seinen Erben befindet, und in seinen letzten Le-
bensjahren von ihm selbst für die regierende Königin
von Portugal etwas größer abkopirt worden, nicht
ohne Bewunderung betrachten. Das ganze Abendmal
wird von einer Lampe beleuchtet, die in der Luft hängt,

und

und von einer Gruppe Engel vor dem Auge des Zuschauers verdeckt wird, hierdurch anzuzeigen, wie wenig auch die hellsten Farben fähig seyen, das Licht vorzustellen. Indessen fallen die stärksten Lichtstrahlen auf das überaus schöne Angesicht des Heilandes, welches gleich einem Blitz dem Zuschauer ins Auge leuchtet, und von der noch viel stärkern Weiße des Tafeltuches eine sonderbare Verschönerung der Fleischfarbe erhält. Der Heiland hält das schon gebrochene Brod in der linken Hand, und drückt mit dem gegen die Brust gefehrten Zeigefinger der rechten die Worte, das ist mein Leib, aus. Die zum Genuße dieses Brodes eingeladenen Apostel zeichnen sich, jeder ins besondere, durch verschiedene schöne Gebehrdungen aus, und eines jeden Angesicht glüheth von Andacht, Bärtlichkeit, Ehrfurcht, Glaube und Liebe; Judas ausgenommen, der wegen seines bösen Vorhabens eine große Zerstreuung und Geringschätzung der himmlischen Gaben verräth. In diesem Gemälde findet sich ein besonders feiner Zug des materischen Witzes, welcher der Vorsicht, womit Timantes beym Opfer der Iphigenta das Angesicht ihres Vaters ganz verhüllte, gewissermaßen vorzuziehen ist. Der heiligen Schrift gemäß mußte Johannes dem Heilande sehr ähnlich, und folglich sehr schön aussehn. So hat ihn auch Batoni gebildet. Damit aber hierdurch die Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht getheilt würde, so stellt er ihn mit dem Angesicht gegen seines Lehrers Brust geneigt, die er mit Kreuzweiss



weise überschlagenen Händen berührt; daher er ganz im Schatten ist, und das Licht der Lampe nur auf das Haar, und auf den obern Theil der Schulter fällt. Er wird deswegen nicht verdunkelt. Das weiße Tafeltuch wirft so viel Licht auf ihn zurück, daß man ihn auch in der Ferne kennt. Auf diese Weise entzog er nicht nur dem Auge nichts was zur Sache gehört, und vermied die Trennung des Subjekts, sondern vermehrte auch noch die Wirkung des Gemäldes durch einen anziehenden Kontrast von Licht und Schatten.

Eines gleichen Vortheils bediente sich Batoni in einem Gemälde für Mailand, welches ohne denselben, wegen der vielen blassen und weissen Gegenstände, matt und unangenehm ausgefallen seyn würde. Es stellt den seliggesprochenen Bernhard Tolomei, Stifter des Olivetanerordens, vor, welcher zur Zeit der Pest, in Begleitung eines seiner Ordensbrüder, einem Sterbenden beysthet, und ihm ein Crucifix zu küssen giebt. Das Hauptlicht fällt auf den Heiligen, welcher mit seinem weissen Ordenskleide aus der Mitte des Gemäldes hervor leuchtet. Sein Begleiter steht im Schatten einiger Pflaster und Säulen des Vorhofs, wo die Sache sich zuträgt; nur sein Angesicht, die Hände und der Saum des Kleides werden vom Lichte beschienen. Der nemliche Schatten trifft auch die Gruppen der Todten, die auf der Erde liegen, und mit blassen Lichtfarben dem Gemälde ein fatales Ansehen geben würden. Dennoch

noch verursachen die vielen Schatten hier nichts weniger als Dunkelheit; der Widerschein der beleuchteten Theile macht alles hell und kennbar.

Die unbesleckte Empfängniß Maria's ist wohl mehr als tausendmal von Malern bearbeitet worden; doch gelang es dem Batoni dieselbe für die Kirche der Philippiner zu Chiari bey Brescia, auf eine Weise vorzustellen, welche die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Kenner rege macht. Der himmlische Vater sitzt, fast ganz im Profil, mit großer Majestät auf den Wolken, von vielen Engeln begleitet, die in verschiedene schöne Gruppen vertheilt sind. Vor ihm steht die heil. Jungfrau in der Gestalt eines zarten Mädchens, wie die Bescheidenheit und Demuth selbst gebildet, und richtet ehrfurchtsvoll die Augen auf ihn, indeß er seine allmächtige Hand ihr auf das Haupt legt. Dieses geschieht mit solchem Ausdruck von Gewalt und Allmacht, als erforderlich war, die seltsame Jungfrau über das allgemeine Schicksal der Menschen zu erheben.

Es ist nicht möglich, eine Geschichte, die einen weiten Raum und eine große Menge Personen erfordert, auf einer Tafel abzubilden, welche die verhältnismäßige Größe nicht hat. Will der Maler an der Größe des Raumes nichts fehlen lassen, so werden die Figuren zu klein, und thun keine Wirkung; vergrößert er aber die Figuren, so fehlt es an Raum für die
gehörige



gehörige Haltung. In dergleichen Fällen pflegten die Alten der Größe der Figuren den Raum aufzuopfern. Auf ihren geschnittenen Steinen, Münzen und erhabenen Arbeiten, sind Wagen, Pferde, Häuser, Stadtmauern, Flüsse und Bäume im Verhältnisse zu der Größe der Figuren sehr klein, und diese oft auf eine unangenehme Weise zusammengedrängt, wie es die Trojanischen und Antoninischen Säulen beweisen. Raphael, welcher auf den geräumigen Wänden des Vatikans das genaueste Verhältniß zwischen Figuren und Raum beobachtet hatte, wurde in seinem vortreflichen Gemälde der Verkündung Christi, wo ein Theil derselben auf der Spitze eines Berges und der andere an dem Fuße desselben vorgelagert, eben so wie die Alten genöthiget, die Wahrheit des Ortes der Größe der Figuren aufzuopfern, und den Gipfel des Berges so viel möglich, dem Fuße desselben zu nähern; widerts gegenfalls würde die Figur des Heilandes, als des Hauptgegenstandes, so klein ausgefallen seyn, daß man sie nicht nur bey dem Eintritt in die Kirche, sondern auch nahe bey dem Altare vermißt hätte. Einer gleichen Ursache muß es zugeschrieben werden, wenn in des Vasari Gemälde, welches den Fall Simon des Zauberers vorstellt, und für die Peterkirche zu Rom bestimmt war, die Figuren etwas verwirrt und allzu gedrängt ausgefallen sind; sie mußten kolossalisch seyn, wenn sie in dem ungeheuern Tempel eine verhältnißmäßige Wirkung thun sollten. Franz Vanni hatte die nämliche



liche Geschichte für diese Kirche gemalt, und um einer Bühne, worauf der Kaiser mit den vornehmsten Zuschauern stände, Platz zu verschaffen, die Figuren so verkleinert, daß es Mühe kostet den h. Petrus, der dem aufstieghenden Zauberer zu befehlen sich etwas unter das Volk zurückziehet, zu unterscheiden. Diesem Fehler auszuweichen, wollte Batoni lieber an Raum, als an der Größe der Figuren zu kurz kommen. Man muß freylich gestehen, daß er die Enge des Raums durch ein allzukleines Säulenmaß in den dabey befindlichen Gebäuden vermehrt hat; auch tadeln einige die kniende Stellung des h. Petrus, und meynen, diese Figur würde aufrecht edler und schlanker ins Auge fallen. In allen übrigen Theilen, besonders in dem Nackten (welches in kolossalischen Figuren sehr viel ist) hat Batoni die ganze Vollkommenheit der Kunst an den Tag gelegt. In der Karthaus, wo dieses Gemälde unter andern Werken großer Meister aufbewahrt wird, findet sich nur eines, des Domenichino, welches demselben überlegen ist, ob gleich auch hier wegen des gewöhnlichen Mangels an Raum die Figuren des heil. Sebastianus, der Soldaten zu Pferde, und der Zuschauer, sich einander allzunahе sind. Uebrigens übertrifft es an Werthe die Gemälde des Subleyras, des Chiari, des Costanzi, des Maratta, und des Mancini, welche ebenfalls in diesem Jahrhundert für die nemliche Peterskirche verfertigt worden sind, und ist weit über das falsche Gerücht erhoben, welches
der



der Reid zu Lebzeiten des Batoni austreute, man wolle es seines Unwerths wegen nicht in mosaische Arbeit versehen.

Man würde noch einen sehr reichen Stoff zu seinem Lobe finden, wenn man den Werth aller seiner übrigen Kirchengemälde untersuchen wollte. Vergleichen sind die zwey großen Altarblätter, die er für die Stadt Bressia gemalt hat, deren eins den h. Johann von Nepomuk mit der Jungfrau Maria, und das andere Mariä Opferung vorstellt; zwey andere für die Stadt Lucca, eins mit den Wundmahlen der h. Katharina von Siena, und das andere mit dem Bildnisse des Apostels Bartholomäus; ein anderes für Messina mit dem Apostel Jakob; und für Parma Johannes, wie er in der Wüste prediget; imgleichen die vielen biblischen Gemälde, und vorzüglich diejenigen, die man im Lusthause des päpstlichen Gartens in Monte Cavallo bewundert; die keusche Susanna bey seinen Erben; die Sagar eines Englischen Cavaliers; der verlorne Sohn des Kardinals und Herzogs von York; wozu noch eine Menge Marienbilder, heilige Familien, und Heiligen beyderley Geschlechts kommen, die er für Privatpersonen verfertigt hat. Alle diese wollen wir übergehen, um uns bey zwey andern, mit welchen er seine letzten Lebensjahre gekrönt hat, etwas länger aufzuhalten.

Eins ist die berühmte heilige Familie, welche der Großherzog von Moskau auf seinen Reisen in Italien für die Summe von 1000 Pistolen gekauft hat. Die Mutter Maria reicht stehend ihren göttlichen Sohn der heiligen Elisabeth dar, und diese streckt sitzend ihre Arme aus, ihn zu empfangen. Der Knabe Johannes küßt affectvoll die Füße des Kindes Jesu, indeß das Joseph sich umkehrt, was vorgehet zu betrachten. Zwey kleine Engel, die in der Luft schweben, vollenden die Vorstellung des Gemäldes. Man hält es allgemein für eins der größten Meisterstücke des Vatonk. Der Zauber des Kolorits, der in allen Theilen dieses Gemäldes still und ruhig herrscht, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Die Fleischfarbe des Kindes Jesu ist ein Schmelz von Lilien und Rosen, und strahlt wie ein Stern der ersten Größe unter den kleinern in einer hellen Sommernacht. Das Angesicht der Mutter Maria ist aus englischen Formen zusammen geschmolzen; es ist das schönste und würdigste Ideal, das man sich immer einbilden kann.

Das andere Gemälde ist die Vermählung der h. Katharina, ein Nebenbild des vorigen, bey seinen Erben befindlich. Die Mutter Maria sitzt hier auf einem Throne mit ihrem göttlichen Sohn auf dem Schooße, und reicht ihm die Hand der vor ihnen knieenden Katharina dar, damit er den Ring, den er in der Hand hält, ihr an den Finger stecke. Er wirft

I. M. May 1789.

N

einen



einen überaus anmuthigen Blick auf seine Mutter, und schickt sich an, ihre Wünsche zu erfüllen. In dem Vordergrunde des Gemäldes steht in Gestalt eines verehrungswürdigen Greises der heilige Hieronymus, und zeigt den Zuschauern, was sich hier zuträgt. Hinter ihm steht die heilige Lucia, und in der Luft schweben drey singende Engel. Die Absicht des Malers war, die Heiligen, deren Namen er und seine erste und zweyte Gattin führten, auf dieses Gemälde zu bringen. Es giebt dem vorigen an Schönheit der Zeichnung und des Kolorits wenig oder nichts nach. Der Maler hat hier noch ausserdem eine besondere Schwierigkeit überwunden, die ihm viel Ehre macht. Wenn die Gegenstände sich durch ihre Farbe selbst von dem Grunde trennen, so ist es dem Maler leicht zu bewirken, daß sie hervorstehen. Aber in diesem Gemälde müssen die gleich weissen Hände der weiblichen Figuren, von gleich zarter und edler Fleischfarbe, über einander gelegt und über den nicht minder zärtlichen und weissen Leib des Jesuskindes erhoben werden. Dieses hat Batoni mit einer unsichtbaren, und überaus feinen Verschiedenheit des Farbenschmelzes, ohne Hülfe des Dunkeln, bewirkt, und offenbar an den Tag gelegt, daß er mit den geheimsten Vortheilen der Kunst bekannt war, und den Pinsel völlig in seiner Gewalt hatte.

Einem solchen Maler mußte es leicht seyn, zärtliche und leidenschaftliche Gegenstände glücklich zu bearbeiten.



ten. Unter seinem Pinsel wurde alles mit Anmuthigkeit und Ausdrucke belebt. So ist sein Herkules auf dem Scheidewege beschaffen, welchen er zuerst in natürlicher Größe, und nachher kleiner, für den Florentinischen Marchese Ginori, als ein Nebenbild des Herkules, wie er als Kind die Schlangen erwürgt, gemalt hat. Der Held ist sitzend, und auf seine Keule gestützt vorgestellt. Auf seinem Angesichte liest man den Streit, der in seinem Geist und Herzen vorgeht. Pallas zeigt ihm auf der einen Seite den Tempel des Ruhms, der auf einem felsigten Berge steht. Auf der andern Seite reicht ihm die Göttin der Schönheit liegend und anständig bedeckt, mit reizendem Blick, einen Blumenstrauß, mit dem sie ihn leicht berührt, die Einladung der Pallas mit allen Reizen der Sinnlichkeit zu vernichten. Herkules bleibt gedankenvoll und verwirrt, ohne einen Blick auf diese oder jene Seite zu heften.

Nicht minder lebhaft und ausdrucksvoll ist ein anderes Gemälde dieser Art, wo er auf Verlangen eines Engländers das entstehende Feuer der Liebe des Bacchus gegen die verlassne Ariadne abgebildet hat. Sie sitzt in einem Schleyer gehüllt, und vergießt heiße Thränen. Bacchus überrascht sie, und hebt auf eine gefällige Art den Saum des Schleyers auf, ihr Angesicht zu betrachten. Die schöne Ariadne folgt dem Wink der unbekannten Hand, und entschleiert sich vollends



mit der rechten Hand. Beyde werden von gegenseitiger Schönheit überrascht, wie ihre Blicke und die linke Hand der Ariadne, die vor Verwunderung ausgestreckt ist, anzeigen. Indes schleicht sich ein Amor zwischen beyde, wie Einer, der jemand unvermuthet fesseln will, stemmt sich mit dem Leibe an die Knie der Ariadne, und greift nach dem Daumen der Hand des Bacchus, in welcher er seinen Stab hält. Das Feuer, welches in den Augen des Amors lodert, die Begierde nach der Beute, das schalkhafte Lächeln womit er die Sicherheit seines Sieges an den Tag legt, seine leichte und sprechende Bewegung, und alle die Eigenschaften, welche ihm von den Dichtern beygelegt werden, sind hier auf das lebhafteste ausgedrückt. Ein anderer Amor, der in der Luft schwebt, verdoppelt den Angriff durch den Abdruck eines Pfeils, der auf den Bacchus gerichtet ist. Ueber alle Maßen schön zeichnet sich die Gruppe der beschriebenen drey Figuren aus; sie scheint von der Natur und den Grazien selbst zusammengeknüpft zu seyn. Das Gesicht der Ariadne ist ganz in der Manier des Guido, ihre ganze Bildung prächtig und edel.

Reizend und schön ist eine andere dichterische Erfindung, die er auf einem Gemälde, welches noch bey seinen Erben ist, meisterhaft ausgedrückt hat. Seine Absicht war, die Sorgen und Neigungen einer aufblühenden Schönheit abzuschildern. Sie liegt auf einem
 prächt

prächtigen Bette, und schläft; aber ihr Schlaf ist nicht so tief, daß er alle Gemeinschaft zwischen dem Geiste und den Sinnen unterbräche; er ist leicht und sanft, wie er zu seyn pflegt, wenn ein angenehmer Traum die Einbildung täuscht. Die leicht abwechselnden Veränderungen, die auf ihrem Angesichte und in ihren Gebärden vorgehen, bezeugen dieses. Zwey kleine Liebesgötter stehen am Ende des Bettes, und zeigen ihr lächelnd allerley Schmuck von Edelsteinen und reichen Kleidern; ein artiges Lächeln ihrer Lippen beweiset ihr inneres Vergnügen über die glänzenden Geschenke. Ein anderer Liebesgott sitzt bey ihr auf dem Bettgestelle, und versucht mit einem Finger die Spitze seiner Pfeile. Das Mädchen, welches die eine Hand auf seine Schultern gelegt hat, giebt sattsam zu erkennen, daß Noth und Liebe der Hauptgegenstand ihrer Gedanken sind.

Das Bild des Friedens und des Krieges war eins seiner schönsten Werke, die er in den letzten Jahren seines Lebens verfertigte. Mars eilt zornig und gerüstet, mit entblößtem Schwerte, in den Krieg; eine überaus schöne Jungfrau, die einen anmuthigen sanften Blick auf ihn wirft, und ihm einen Oelzweig darbietet, stellt sich ihm in den Weg. In dem Kopfe des Mars erkennt man den wilden Caracalla, von dem Maler der Grazien veredelt und verschönert.



Die Lebhaftigkeit seiner bilberreichen Phantasie wurde in den Jahren, da die Hand seinem Geiste nicht mehr so biegsam gehorchte, nicht im geringsten entkräftet. Er malte für den Prinz Jusupof einen Amor, der von der Jagd zurückkömmt. Seine Beute sind einige mit Pfeilen durchschossne Herzen. Er legt sie der sitzenden Venus auf den Schoos, und streckt beide Arme aus, sie zu umhassen. Sie bezeuget ihr Wohlgefallen durch sanfte Liebkosungen.

So schöne Ideen, die immer richtig gezeichnet und mit dem lebhaftesten Kolorit ausgedrückt sind; erregten bey den Reisenden, die nach Rom kamen, und bey vielen fürstlichen Personen, ein sehnliches Verlangen etwas von seiner Hand zu besitzen. Dergleichen Aufträge sind unzählich. Unter andern erhielt die Kaiserin von Rußland von ihm auf einer großen Tafel die Thetis, wie sie den Achilles vom Centaur Chiron zurück erhält, und auf einer andern die Enthalttsamkeit des Scipio. Zwey Gemälde, welche einige Begebenheiten der Diana vorstellen, versfertigte er für den König von Polen, und ein anderes für den König von Preußen mit der Familie des Darius, wie sie sich vor Alexandern niederwirft. Ausser einer wunderbaren Grazie der Komposition zeichnet sich dieses Gemälde noch dadurch besonders aus, daß die auf den Gesichtern der Gefangenen abgemalten Leidenschaften dem Alter und Stande eines jeden genau angemessen sind, und

und von dem lebhaftesten Schmerz der Mutter und der Gemahlin des Darius bis zu der Gleichgültigkeit und zum Gelächter der Sklaven und unmündiger Kins der stufenweise abnehmen.

Weil Watoni gewohnt war die Natur bey ihren Veränderungen und Bewegungen zu beobachten, so hatte er etne wunderbare Fertigkeit erlangt, auch die unmerklichsten Züge auf dem Gesichte der Menschen, welche die Gemüthsbeschaffenheit und den Character derselben verrathen, zu entwerfen. Die Portraits, die er in dem langen Zeitraum seines Lebens versertt get hat, sind nicht zu zählen, wenn man sich auch nur auf solche einschränken wollte, welche bald mit Personen zu Pferde, bald mit schönen Landschaften und meisterhaft entworfenen Thieren, oder Alterthümern begleitet sind. Watoni konnte sich rühmen, nicht nur die Päbste Benedikt XIV. Klemens XIII. und Pius VI. sondern auch fast alle große Fürsten, die zu seiner Zeit Rom besuchten, auf ihr Verlangen abgebildet zu haben. Unter diesen hat ihn das Erzherzogliche Haus Oesterreich vorzüglicher Ehren und Belohnungen gewürdiget. Da Kaiser Joseph II. im Jahre 1770 zu Rom war, und daselbst von seinem Bruder, dem Großherzoge von Toskana, überrascht wurde, wünschte er, daß diese Zusammenkunft von dem geschicktesten Maler, der zu Rom wäre, abgebildet würde. Mengs gestand selbst, es wäre damals der Kunst große Ehre



wiedersahen, da der Kaiser den Watoni hierzu wählte. Das Gemälde fand dermaßen seinen Beyfall, daß er den Meister nicht nur reichlich belohnte, sondern auch mit einer goldenen Kette, woran eine Medaille mit seinem Portrait hing, und einer goldenen Tobaksdose beschenkte. Die Hochselige Kaiserin, Mutter der beyden Monarchen, vermehrte die bemeldten Geschenke mit 26 großen goldenen Medaillen, worauf ihre vornehmsten Thaten abgebildet waren, und einem mit Brillanten reich besetzten Ring, und beehrte ihn mit einem Briefe, worin sie verlangte, daß die Abbildungen ihrer Edhne, die sich an den Knien endigten, ergänzt würden. Watoni vollendete das Werk, wie es auf einer von ihm selbst veranstalteten und von Andrex Koffi gestochenen großen Kupfertafel von jedermann bewundert wird. Hierauf wurde Watoni samt seinen männlichen Erben vom Kaiser in den Adelsstand erhoben, und erhielt von der Kaiserin einen neuen Auftrag, auch ihren verstorbenen Gemahl, Kaiser Franz, nach einem zu Wien gefertigten Portrait zu malen. Er erfüllte auch die Erwartung der Kaiserin, so viel möglich war, und erhielt ausser einer anständigen Besoldung, oder wie man sich in Briefen ausdrückt, eines Ersazes seiner Ausgaben für Farben, auch das Portrait Kaisers Franz, mit großen Brillanten eingesetzt.

Für die Jahrbücher der Malerey wird der Tag immer merkwürdig seyn, an welchem der Erbe des Kaiserlichen

ferlichen Throns in Rußland, mit seiner Gemahlin, des Batoni Haus besuchte, und durch den Augenschein überzeugt wurden, daß der Maler der von ihnen gekauften heiligen Familie zwar sehr alt, aber nichts weniger als kindisch vor Alter geworden wäre, wie der Meid damals ausgesprengt hatte. Sein Haus war nicht nur der Hauptsitz der Malerey zu Rom, sondern es wohnte deselbst auch die Tonkunst mit gleicher Würde. Seine lebenswürdige Tochter Rufina, welche der Tod nur allzufrühe weggerafft hat, war eine der geschicktesten Liebhaberinnen der Singkunst, ganz nach dem zarten Gefühle der Schönheit, das ihrem Vater so sehr eigen war, gebildet. Er hatte in seiner Jugend, da Pergolesi, Vinci, Scarlatti, Leo, und die andern Stifter des wahren harmonischen Geschmacks blüheten, das goldene Alter der Tonkunst erlebt, und nur die reinste und ausgesuchteste Harmonie konnte ihn vergnügen. Seine jüngste Tochter, Maria Benedetta, hatte es in der Musik ebenfalls sehr weit gebracht, und accompagnirte ihre ältere Schwester. Es kam kein vornehmer Herr nach Rom, dem nicht eben so viel daran gelegen war, die Malereyen des Batoni zu sehen, als den Gesang seiner Töchter zu bewundern. Unter diesen war auch der Großfürst von Moskau mit seiner Gemahlin. Hier sah er das noch unvollendete Portrait eines Herrn von seinem Gefolge, welches ihm so wohl gefiel, daß er ihm den Auftrag that, auch das Seine zu verfertigen. Weil aber die Abreise der



Durchlauchtigsten Herrschaft sehr nahe war, so wurde auf der Stelle Hand ans Werk gelegt. In wenigen Augenblicken, die dem hohen Gaste durch den Gesang der Töchter des Malers versüßt wurden, entwarf er das Bild desselben mit so auffallender Ähnlichkeit, daß auch die Großfürstin in den letzten Tage vor ihrer Abreise sich von ihren dringenden Geschäften so viel Zeit abbrach, gleichsam im Fluge abgemalt zu werden. Dennoch fehlt es diesen Portraits an keiner der vorzüglichen Schönheiten, wodurch sich die Gemälde des Watont auszeichnen.

Seine Gemälde sind überhaupt so beschaffen, daß diejenigen, die es auch noch so weit in der Theorie der zeichnenden Künste gebracht haben, sie nur halb beurtheilen können, wenn sie nicht zugleich auch selbst den Pinsel zu führen gelernt haben, um die von ihm in der Praktik überwundenen Schwierigkeiten einzusehen. Er spielte gleichsam mit dem Pinsel, und der gefährlichste und schwerste Weg, den er wählte, führte ihn, so wie der leichteste, ohne Anstoß zum Ziel. Oft gab er einer einfachen Linie, die er in die Harmonie des ganzen einzuflechten wußte, einen ausdrucksvollen Ton; daher gehört sehr viel dazu, seine Gemälde ohne Trostlosigkeit zu kopiren. — Er besaß eine ganz besondere Geschicklichkeit, auch dichten Farben den Schein der Durchsichtigkeit zu geben, und den dunkeln Theilen Anmuthigkeit und Kraft einzufußeln. — Die Köpfe
seiner

seiner Portraits, die so ganz von Einem Guß zu seyn scheinen, sind nicht etwa in Einem Sitz verfertiget worden; er unterbrach seine Arbeit nach Gefallen, und doch floß alles so harmonisch zusammen, als wenn es in einer und derselben Begeisterung, in einem und demselben Gedankenzuge entworfen wäre.

Es war ihm etwas leichtes, auch als ein siebenzigjähriger Greiß viele Stunden nach einander an großen Werken zu arbeiten, ohne eine merkliche Entkräftung zu verspühren; sogar bediente er sich der wenigen Augenblicke seiner Muße, gewisse Gemälde von vorzüglicher Schönheit und Grazie zu verfertigen, z. B. die heilige Familie für den Großfürsten von Rußland, die Vermählung der h. Katharina, der Friede und der Krieg, wovon oben Meldung geschehen ist. Manchen großen Maler hat dieser außerordentliche Fleiß das Leben gekostet. Der verewigte Mengs würde noch lange Zeit den neulich durch den Tod erlittenen Verlust des Vatoni ersetzt haben, wenn er sich hierdurch nicht das Leben verkürzt hätte.

Schon seit einiger Zeit klagte Vatoni über Abnahme der Kräfte und des Gesichts, die er weit über sein siebenzigstes Jahr wunderbar erhalten hatte, als er im Herbst des Jahrs 1786 von einem leichten Schlag gerührt wurde; von welchem er sich nicht so ganz erholte, daß ihm nicht eine große Schwäche des Geistes und des Leibes zurückblieb. Den 4ten Februar des
folgens

folgenden Jahrs 1787 vollendete der Tod sein Werk an ihm durch einen viel stärkern Schlag, da er 79 Jahr und einen Tag alt war.

Er war der Religion sehr ergeben, freigebig gegen die Armen, freundlich gegen seine Schüler, und dergleichen ein Feind der Pracht, daß er den Ritterorden, womit ihn der Pabst beehrt hatte, sehr selten trug, und sich jederzeit sehr modest kleidete. Er bekümmerte sich um nichts als um seine Kunst, und genoß einer beneidenswürdigen Gemüthsruhe, worin er durchaus nicht gestört seyn wollte. Daher vermied er sogar auch die Versammlung der Malerakademie von S. Lukas, ob diese gleich sich das größte Vergnügen daraus gemacht haben würde, seinen Winken zu folgen. Einsalt und Aufrichtigkeit waren die Grundlage seines sittlichen Charakters. Jedermann glaubte beim ersten Anblick hiervon überzeugt zu seyn, und selten fand sich jemand von ihm beleidiget, wenn er ihm die Wahrheit sagte; so wie es ihm auch Niemand für eine Eitelkeit ausdeutete, wenn er von seinen eigenen Werken mit Selbstgefälligkeit sprach. So sehr verehrte man in ihm den Charakter der Wahrheit.

Die Römische Schule wird ihn jederzeit als den Wiederhersteller ihres alten Ruhms verehren. Denn er war in gegenwärtigem Jahrhundert der erste, der die lästigen Bande gewisser Regeln zerriß, die man als Grundsätze der Kunst betrachtete, ob sie gleich zu nichts dienten,

blenden, als fähige Köpfe in ihren Fortschritten zu hindern. Seine Vesperte haben die Vorurtheile der Manieren aus der Römischen Schule verbannt. Alles schöpft jetzt aus den reinen Quellen der Natur; alles beieifert sich, auf den Wegen, die Raphael und die alten Griechen in ihren Werken zeigen, die Vollkommenheit zu erreichen. Keine knechtische Nachahmung wird empfohlen. Daß man auf der unbegrenzten Schaubühne der Natur das schönste selbst wählen müsse, ist zur Grundmaxime der Malerkunst geworden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die glücklichen Tage der Caracci nicht sehr fern von uns sind.

IV.

Etwas vom Venezianischen Carneval
aus
einem Briefe des Herrn Gr**
an
einen seiner Freunde zu W.

Venedig, den 30. März 1739.

Diesesmal muß ich Ihnen auch etwas von den Belustigungen schreiben, welche das Carneval hier außer dem Theater gewährt. Je mehr sich die Fasten näherte, je glänzender und fröhlicher wurde die Stadt. Viele tausend Menschen in Maschera erfüllten den Marktplatz, das Meerufer, und die Hauptstraßen. Neben



dem, daß sieben Theater offen, und täglich zum Erdrücken voll waren, fanden sich noch eine Menge Casotti oder kleine Bühnen auf dem Markusplatze, deren einige ganz artig eingerichtet waren. Hier sah man Seiltänzer, extemporirte Komödien, in Wachs pouffirte anatomische Körper, das tragische Ende der Didone abbandonata mit allen ihren Zosen, Schattenspielen, künstlich abgerichtete Pferde, Affen, mechanische Kunstwerke, und viele andere seltsame Dinge unter einander gemengt. Jede dieser Buden hatte eine ebene Decke, worauf der Impresario, von einigen Musikanten, Trommeln und Pfeifen, oder von türkischer Musik umgeben stand, und mit stentorischer Stimme seine Künste und vorzüglichen Erfindungen ausposaunte. Einer von ihnen suchte die neugierigen Venezianer zu überreden, sie durch angenehme Erschütterungen des Zwerchfells für 5 Soldi von allen Krankheiten kurieren zu können; und wenn das Lachen solche Wunder thun kann, so war er wirklich der geschickteste und zugleich der wohlfeilste Arzt unter der Sonne. Nebst diesen Buden waren auch eine Menge Pulcinelli, Hanswürste, Taschenspieler, Zahnärzte, Charlatane, die mit einer Salbe alle Krankheiten des Leibes heilen wollten, eine Menge Historien erzähler und Improvisatori. Auch wurden Reliquien von Heiligen, und kleine Stückchen von einem schwarzen Schleier der Maria von Loreto um einen billigen Preiß verkauft. Alles dieses war unter einander gemengt, und keiner hatte einen

einen bestimmten Platz. Daher war es gar lustig anzusehen, wie Heiligthümer, Pickelheeringe, Taschenspieler und Charlatanen in so guter Harmonie mit einander auftraten. Dieses wunderliche Gemenge sieht man auf dem schönsten Platze der Welt, ich meyne den Markusplatz, und der daran grenzenden Riva de' Schiavoni.

Hierzu gesellt sich noch die außerordentliche Freiheit und Ungezwungenheit der Masken, die sich manchemal auf 30,000 belaufen. Jedermann belustigt sich hier nach seiner eigenen Manier, ohne der Gefahr der geringsten Beleidigung ausgesetzt zu seyn. Hier sind Fürsten, Excellenzen, Handwerker, und Lastträger einander gleich. Alles athmet Vergnügen und Fröhlichkeit. Will man aber an allem diesem ungeschloßener Theil nehmen, so ist nöthig, in Maschera zu gehen; eine Nase vor dem Gesicht, oder Larve auf dem Hut und in ordinärer Kleidung, ist hinlänglich. Gehet man aber in gute Gesellschaft, so muß man einen schwarzen seidenen Mantel (Zabarro) und eine Bajute von Spitzen haben; diese Kleidung, in welcher man einem jeden ins Gesicht sieht, bewirkt eine vollkommene Gleichheit der Personen; Titel und Complimenten hören auf, und jedermann heißt Stignor oder Signora Maschera. Die Venezianer sind so verliebt in ihren Zabarro, daß sie zwey Drittel vom Jahre darin gehen; und ich muß gestehen, diese Kreise

sich



sich zu kleiden ist nicht nur sehr vortheilhaft für eine gute Gestalt, sondern hat auch ungemein viel Bequemlichkeit. Man gehet in dem simpelsten Hauskleide, unfrisiert, mit über die Haare gezogener Kapuze in diesem Mantel ins Theater und in alle Gesellschaften, und man ist so willkommen, als in Teutschland mit dem Wörtchen von, einem gestickten Kleide und Degen. Diese Liebe zur Maschera erstreckt sich sogar auf die Bettler. Diese Sorte von Elenden gehen mit von Ziegelmehl angestrichenen Gesichtern, oder in der Maske des Todes, oder einer andern auffallenden lustigern Gestalt herum, und singen Canzonette, die sich auf ihre Vermögensumstände, und die Personen, die sie vorstellen, beziehen, und sammeln Almosen. Ich habe sogar Hunde in Maschera und einen jungen Ameisenbär, als Pariser Stuker, auf dem Markusplatze herum führen gesehen. Oft sieht man viele Familien 80 bis 100 Personen stark, alle in Einer Manier als Bauern, Neapolitaner, Griechen oder Räuber gekleidet, mit ihrer eigenen Musik sich auf dem Markusplatze mit Tänzen belustigen. Jeder Augensblick bringt etwas Neues hervor, und alle Beschreibungen sind gegen die Wirklichkeit matt. An der letzten Mittwoch (Mercoledì grasso) wird vor dem Palast des Dogen auf dem Markusplatz ein Feuerwerk abgebrannt, verschiedene artige Uebungen, welche die Stärke einer Menge vereinigter Menschyn zeigen, (la forza genannt) vorgenommen, und dreyen Ochsen mit

mit einem Hieb der Kopf abgehauen. Ganz Venedig war gegenwärtig, und man mußte einen guten Platz mit einem Gulden bezahlen. Ich erkundigte mich bey meiner Gesellschaft, zu welchem Ende man diese Schauspiele gäbe, und man sagte mir, daß vor einigen hundert Jahren der Patriarch von Aquileja mit seinen 12 Domherren, einer angesponnenen Verrätherey wegen, wodurch sie sich von der Republik unabhängig machen wollten, vor dem Pallast des Doge enthauptet worden seyen. Dieses Andenken zu verewigen, habe man eher dem einem Ochsen, und 12 Schweinen die Köpfe abgeschlagen; weil aber die Schweine jederzeit ein entsetzliches Geschreye angestimmt, so habe man sie auf zwey Ochsen reducirt. Ich mußte lachen, und wollte es nicht glauben; einige Sonnette aber, die von einem Manne ausgebreut wurden, der dem Doge zur nemlichen Zeit, vom Markus Thurm herab, auf einem Seile einen Blumenstrauß brachte, bestätigten diese Erzählung. Die letzten Tage des Carnevals sind hier wahre Bacchanalien. Am Fastnachts-Dienstage gehen die Theater schon zwey Stunden vor Mittage an, und endigen sich einige Stunden nach Witternacht. An diesem Tage sollte man glauben, der größte Theil der Venezianer sey toll. Jeder kauft diesen Abend eine Pfeife, eine Klapper, eine Glocke, oder ein anderes kermendes Instrument, und gehet mit einer brennenden Papier-Laterne auf dem Hut durch die Straßen der Stadt, oder auf den Markusplatz, um das Car-

neval auszuspfeifen. So lustig als es diesen Tag zugehet, so still und andächtig ist alles am folgenden Tage. Dieser sonderbare Contrast berechtigte einen Türken zu sagen, als er gefragt wurde, was er von den Venezianern dächte: Man könnte nicht klug aus diesen beiden werden: einen Tag wären sie toll, den andern wieder verständig. Doch nimmt an diesen Ausschweifungen der edlere Theil der Venezianer keinen Antheil. So sonst war der Ridotto des Abends größte Belustigung; weil aber hier manche Familie in einem Abende durch das Spiel zu Grund gerichtet wurde, so ist es vor einigen Jahren abgeschafft worden. Die Venezianer haben diese Wohlthat der Beredsamkeit des jetzigen Auditor di Ruota zu Rom, des Monsignore Flangini, ihres Mitbürgers, welcher damals Senatore und Corretto zu Venedig war, zu verdanken. Es kamen zwar des Spiels wegen viele Fremde nach Venedig, und brachten in Zeit von 14 Tagen 100000 Zechinen in Circulation; allein der Schaden einzelner Familien überwoog den scheinbaren Gewinn.

Mitten unter den Vergnügungen des Carnevals starb der Doge Paul Renieri im eilften Jahre seiner Regierung. Dieser Tod hatte aber nicht den geringsten Einfluß auf die öffentlichen Lustbarkeiten. Denn unter den nemlichen Zimmern, wo er gestorben war, machten sich die Improvisatoren und Barcaroli, sogar in der Stunde seines Todes, lustig, und tadelten seine Regierung, die wegen seines großen Geistes allgemein verachtet wurde. Man erzählte nunmehr in allen Kaffeehäusern ungeschent seine interessirten Handlungen, und las öffentliche Pasquille ab. Ich bin aber geneigt, ihn nicht für so geizig als seine Gemahlin, die von unedler Abkunft war, und unter deren Pantoffeln er stand, zu halten. Diese Dame Serenissima hatte sich nicht geschent, einen Sol von den Bettlern in der Markuskirche zu nehmen, und in dem Pallast den Urrath

der

der öffentlichen Geheimörter an die Meißbleihanden zu verkaufen.

Den ersten Montag in der Fasten wurde der Tod des Doge durch alle Glocken der Stadt bekannt gemacht, und seine Gestalt in Wachs voußtert auf einem Paradebette von rothem Sammet mit Gold besetzt, sein Wappen zu Füßen, von vier Fahnen der Republik umgeben, im Pallast öffentlich ausgestellt. Er lag in seinem Dogenkleide, ganz von Drap d'or, mit Zobel ausgeschlagen, einen fürstlichen Hermelinmantel um die Schultern, und die Dogenkrone auf dem Haupte, mit rothen Schuhen und Strümpfen und einem großen Degen zur Seite, ohne alle Wache, einige Rathsherrn ausgenommen, in einem Saale des Pallastes. Nach drey Tagen trug man ihn endlich, von einer ungeheuern Menge Menschen, ein jeder eine brennende Wachsfackel in der Hand, begleitet, ohne Musik, und nach Landesgebrauch unbedeckt, aus dem Pallaste auf dem Markusplatze herum, und nachher in die Kirche von S. Giovanni-Paulo, wo ein königliches Catafalko, mit Wachslichtern vortreflich beleuchtet, sich befand. Hier wurde ihm von den Dominikanern eine stille Messe gelesen, und damit waren alle Ceremonien geendigt. Sonderbar ist es, daß ein jeder Doge alle Unkosten seines Leichenbegängnisses, die ungefähr in 12000 Thalem bestehen, bey'm Antritt seiner Regierung der Republik überliefern muß, und mit seinem Tode dieses Kapital verliert.

Den Tag nach seinem Begräbniß fing die Wahl des neuen Doge an, und dauerte drey Tage. Sie ist so sonderbar, und hat so viel eigenes, daß ich sie Ihnen, theurer Freund, erzählen würde, wenn sie Ihnen nicht durch Bächer schon hinlänglich bekannt wäre. Unter der Zeit, daß die Erequien des verstorbenen Doge, und die Wahl des neuen vor sich giengen, traktirte die Republik alle und jede, die nur einige Bekan-

Kanntschaft mit einem Rathsherrn hatten, deren 800 an der Zahl sind, und die in ihren Amtsverrichtungen alle in schwarzen langen Kleidern mit großen weißen Perücken gekleidet gehen. Auch ich wurde von einem meiner gnädigen Patronen eines Morgens mit in den Pallast genommen; und ich erstaunte, mit welcher Ordnung, mit welchem Ueberflusse, Pracht und Delicatesse viele tausend wohlgekleidete Menschen unentgeltlich bewirthet wurden. Man hat in diesen Tagen allein für 136000 Lire di Venezia (ungefähr 18000 Thaler unseres Geldes) Kaffee, und Chocolate getrunken. Jeder hat hier das Recht, eine Kleinigkeit zum Andenken zu fordern, die man ihm auch sogleich bewilliget. Man forderte mich auf, auch mir etwas auszubitten, und ich verlangte eine Dose mit Spantol; man brachte mir sie sogleich mit dem besten Tabak angefüllt, und ich schätze sie als ein Andenken dieses sonderbaren Gebrauchs, der, wie mir ein Venezianer sagte, das Volk daran erinnern sollte, daß sie frey geborren wären.

Nachdem Manin, ein Patrizler, der jährlich 140000 Thaler Einkünfte hat, zum Doge erwählt war, wurde er den folgenden Tag von einer Menge Arsenalotti, in einer Art von Kanzel sitzend, auf ihren Schultern auf der Markuskirche, wo er den Eid abgelegt hatte, über den Markusplatz in den Pallast getragen. Bey Ihrer Durchlaucht saßen drey seiner Anverwandten, welche goldene und silberne Münzen unter das Volk warfen. Der Doge hatte eine rothsammetene Mütze auf, und war in eben diese Farbe gekleidet. Seine Krönung geschah bey seinem Eintritt in den Pallast. Alle Fenster des Markusplatzes waren mit langen seidnen Decken behangen, die Menschen standen doppelt über einander, alle Dächer waren voll, und der ganze Markusplatz schien sich unter der euseflichen Menge zu beugen. Bey allem diesem ist nicht die geringste Unordnung

nung oder Streitigkeit, geschweige denn Mord oder Beschädigung vorgefallen. Man brauchte auch nicht einen Soldaten, mit aufgepflanztem Bajonet den Uebel in Schranken zu halten; ausser einigen, die wie Officiere gekleidet waren und dazu dienten dem Pöbel Platz zu machen, und dreyen Fanti mit rothen Mützen auf den Köpfen, wovon vorn an der Stirne ein venezianischer Golddukaten befestiget war, habe ich niemand gesehen, der sich einiger Gewalt bediente hätte. Vor ihrem fürchterlichen Zepier weicht alles aus dem Wege; und dieß ist es, was der Großfürst von Rußland bey allen königlichen Festen, die man ihm zu Ehren in Venedig gab, am meisten bewunderte. Drey Tage wurden auf dem Markusplatze prächtige Feuerwerke gegeben, und der hohe Adel in dem Pallast bewirthe. Hier sah ich die Väter der Republik in ihrem Amisstaat mit großen Perücken, und langen mit Nels besetzten rothdamastenen Schlafröcken tanzen und schwitzen. Was mich aber am meisten dabey ergözte, war die Schönheit der Kleidung des venezianischen Frauenzimmers. Sie bestehet aus einem Leibkleide mit ganz en Ermeln von bunter Farbe; von den Hüften an herunter ein langer schwarzseidener Schleprock, der bey reichen und vornehmen Damen mit bunter Seide gestickt, mit einer dreyviertel Elle breiten Falbala unten besetzt, und mit goldenen Quasten wolkenartig aufgezoget ist. Auf dem Kopfe tragen sie ein sechs Ellen langes Stück schwarzen Tasset, das mit Flor vor dem Gesichte garnirt ist; sie binden es vorn an dem Busen zusammen, und lassen die beyden Enden hinten auf der Schleppe bis auf den Boden herunterlaufen. Dieses ist ihr Zendado und zugleich der Staat, worin sich, wie in einem englischen Damenhut, alle Coquetten des schönen Geschlechts vereinigt befinden. Es ist kaum glaublich, mit welcher Verschiedenheit, Geschmack und Kunst sie diesen reizenden und natürlichen Schmuck tragen, der sie vor den brennenden Strahlen der Sonne

ne schüzt, und ihren blendenden Busen noch mehr erhebt, und wie schwer es ausländischen Damen fällt, sie hierin zu erreichen und nachzuahmen. Der Markgraf von Anspach war mit einer englischen Dame dieses Carnival hier; sie erschien eines Tages auf dem Martusplatz als eine gebohrene Venezianerin gekleidet, und man erkannte sie sogleich für eine Fremde. Ursprünglich war diese Kleidung eine Erfindung der ehezeitigen Eifersucht der Venezianer. Sie war ein schwarzes seidener Schleier, der die Damen, wenn sie in die Kirche oder über die Straßen giengen, von Kopf bis zu Fuß bedeckte. Diese traurige Hülle haben die Venezianerinnen nach und nach in den galantesten Schmuck, den man sich nur einbilden kann, verwandelt. Der durchsichtige Schleier scheint nur dazu erfunden zu seyn, die Lüsterheit des Anschauers zu vermehren. Sie wissen ihn so geschickt zu erheben und zu erniedrigen, daß man den Anblick ihrer rosenfarbigen Lippen, und funkelnden schwarzen Augen nicht der Kunst, sondern dem günstigen Zufall verdankt. Ist die Dame von schlanker Taille, so weiß sie das Zendaletto so zu schlingern, daß dieser Vorzug der weiblichen Schönheit in seiner ganzen Vollkommenheit ins Auge fällt. Ist sie aber hierin nicht nach dem Muster der Grazien gebildet, so fällt das Zendaletto tiefer herab, und schmiegt sich wellenförmig um ihre Hüfte. Die allzumagern ersetzen den Mangel durch die hauchige Welte und Falten des Zendado. Kurz, diese Tracht hat, wie der Gürtel der Venus, die zauberische Kraft, den Reiz der weiblichen Schönheit unendlich zu vermehren.

Ich erstaune über die Länge dieses Briefes, der mit unbedeutenden Kleinigkeiten angefüllt ist; und noch nichts von Kunst gesagt hat, die doch unserer Verabredung gemäß der Hauptinhalt seyn sollte. Die geistliche Kunst hat jetzt in der Fasten die Theatralische vertrieben. Ich habe nebst dem berühmten Misere des Gahoppi, genannt Baranello, in der Markuskirche,

eine

eine Menge Oratorien, Cantilenen, und Miserere in den Conservatorj, von guter und schlechter Composition, gut und übel aufführen gehört. Ohnerachtet diese vier Conservatorj immer mehr ihrem Untergang nähern, so höret man doch noch viele vortrefliche Stimmen. Ob sie gleich nicht mehr, in dem ehemaligen auserlesenen Gesangs- und Instrumental-Schmacke singen. Alle großen Sänger Italiens, Componisten und Professoren, giengen ehemals nach Venedig, um ihren Gusto durch Nachahmung der Manier dieser armen Mädchen zu verbessern. Ich war gestern in *Pieta'*, wo ein Oratorium von *Furlanetto*, *Sisara* betitelt, durch Mädchen allein, auf zwey Chören vortreflich aufgeführt wurde. Die Hörner, Flöten, große Pässe, Pauken und Fagotti, alles spielten diese lieben Virtuossinnen mit einer richtigen und glänzenden Ausübung. Ich hörte allein fünf Contra-Altstimmen, ohne die Soprani, wovon immer eine vortreflicher als die andere war. Die Composition, welche der Capellmeister selbst aufführte, war aber, einen Chor der Hebräer ausgenommen, herzlich schlecht. Die beyden Chöre der Hebräer und Cananäer, auf verschiedenen Emporkirchen, machten gute Wirkung, und wurden im richtigsten Zeitmaasse gespielt. Nachher gieng ich zu den Mendicanti, wo ein neues Oratorium von *Sarti*, *Joseph a Fratribus agnitus*, himmlisch schön aufgeführt wurde. Die *Bianca Sacchetti*, so wie auch die *Almerigo*, und *Pavana*, sangen vortreflich; auch sang die junge Deutsche aus Bayern, die Sie aus meinem ersten Brief kennen werden, sehr artig; da sie aber starke und ausgebildete Sängerinnen zur Seite hatte, so machte ihre erst sich bildende Stimme freylich in den Mittelklängen nicht den besten Effect. Die Musik, ohnerachtet man einer der neuesten scribösen Opern von *Sarti* eigen lateinischen Text untergelegt hatte, deren Lücken der *Maestro Gazantga* ergänzte und ihr obigen Titel vorgesetzt hatte, war mit alldiesem Schneidereyen, die eigentlich gänzlich verboten

seyn sollten, dennoch voller Feuer, Einbildungsgrast, Harmonie, und Melodie. Was mußte diese göttliche Musik, die freylich für die Kirchen ein wenig zu glanzend gewählt war, nicht für einen Effekt mit ihrem Originaltexte machen! Unter allen den Musikern für die Kirche hat mir, das Miserere von Galuppi ausgenommen, keine besser als Ninive conversa, von Anfossi componirt, gefallen. Wie habe ich eine Kirchenmusik gehört, die alle Eigenschaften in so großer Vollkommenheit besitzt, als diese. Vorzüglich hat mir das Coro „De tua clementia, o Deus, undique gloriae sonent &c. und Ah quoniam fugere . . . angore palpito &c. gefallen. Die Melodien waren klar, griffen das Herz an, und alle Zuhörer schienen außer sich zu seyn. O Himmel, welche Wirkungen, welche himmlische Empfindungen bringt nicht die Musik, so aufgeführt, in ihrem erhabenen und edelsten Schmucke, ich menne den der Religion und Andacht, hervor! und wie sehr ist sie in solchen Augenblicken, ihrer schnellen Wirkung nach, über die Poesie und Mahlerey erhaben! Man höre einen Menschen das schönste Gedicht, die beste Rede in Einem Tone, ohne Declamation oder Wechselung der Stimme (denn selbst dieses ist ein Theil der Musik, der viel Studium erfordert) hersagen, und man wird die Gedanken und Wörter loben, aber die Seele wird unbeschäftiget und unempfindlich bleiben. Da ich in der Kirche der Mendikant die obbesagte Musik hörte, saß ich einem Gemälde des Tizians, welches unter seine größten Meisterstücke gerechnet wird, gegen über, und hatte es lang mit Erstaunen und Entzücken betrachtet, als das erste Recitativ meine ganze Seele auf einmal an sich zog, und alle den Eindruck, den die Wunder der mahlerischen Schönheit in ihr gemacht hatten, zerstreute. Sie sehen wohl, lieber Freund, daß ich nach meiner Empfindung urtheilte. Philosophieren habe ich nicht gelernt; daher unterwerfe ich mich dem Tribunal della sacra inquisizione de' Filosofi. — Ich bin —

No. 6.

Der

Deutsche Merkur.

Junius 1789.

Inhalt.

- I. Mahomet. Ein Fragment aus Gibbons
Fortsetzung seiner Geschichte vom Ver-
fall und Untergang des Römischen
Reichs. , , S. 217
- II. Allgemeiner Gesichtspunkt einer bevorste-
henden Reformation der Philosophie. — 243
- III. Otahelti. , , — 275
- IV. Blomberis, ein zum Throne bestimmter
Prinz, erzählt die Lehren, welche ihm
sein Oheim Lyonel gab. Aus einer Rits-
terepopee, Blomberis genannt. — 277
- V. Fortsetzung des ungedruckten Journals ei-
nes Reisenden von den Jahren 1784.
und 1785. , , — 283
- VI. Fortsetzung der geheimen Geschichte des
Philosophen Peregrinus Proteus. — 302

Nach

Nachricht.

Auf den Deutschen Merkur kann man sich
bekanntschaften,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser
Deutschland abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für
welche Hr. Buchhändler Götschen zu Leip-
zig die Haupt-Commission und Versendung
besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. pri-
vil. Adress- und Zeitungs-Comptoir zu
Hamburg wie bisher unsere Aufträge, und

4) für ganz Frankreich, Elsaß und die West-
reichischen Niederlande hat die Akademische
Buchhandlung zu Straßburg die Haupt-
Commission übernommen.

Wir ersuchen daher alle Leser des D. Merkur er-
gebl. sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen
die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Deutschen Merkur.

Der Deutsche Merkur.

Junius 1789.

I.

Mahomet.

Ein Fragment

aus Gibbons Fortsetzung seiner Geschichte
vom Verfall und Untergang des Römischen Reichs.

(Beschluss.)

(S. I. Merkur April S. 93.)

Und der aus Mekka verstoßne Prophet mit seinem
Gefährten in Medina eine weniger gläubige und ehr-
erbietige Aufnahme, so war nichts leichter als die Re-
ligion des Korans in der Geburt zu ersticken. Medis-
na, oder die Stadt, (vorher unter dem Namen Jae-
threb bekannt, ehe Mahomet sie zum Sitz seines
Thrones heiligte) war damals in die beyden Partheyen
der Chareyiten und Asiten, getheilt, zweyer Stämme
deren erbliche Fehde bey der kleinsten Veranlassung
wieder aufwachte. Ihr Anhang wurde auf beyden
Seiten durch zwey jüdische Colonien verstärkt, die sich

I. M. Junius 1789.

P

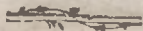
einer

einer priesterlichen Abkunft rühmten, und, ohne die Araber zu bekehren, doch wenigstens den Geschmack an Wissenschaft und Religion bey ihnen einführen, wodurch sich Medina als die Stadt der Gelehrsamkeit auszeichnete. Einige ihrer vornehmsten Bürger, waren bey einer Wallfahrt nach der Kaaba durch Mahomet's Beredsamkeit überzeugt worden. Bey ihrer Rückkehr verbreiteten sie den Glauben an Gott und seinen Propheten, und diese neuen Proselyten schloßten durch Deputierte ein förmliches Bündniß mit Mahomet in zwey geheimen und nächtlichen Zusammenkünften auf einem Hügel bey Mekka. Zehen Chareyten und zwey Äfriten, einmüthig in Glauben und Liebe, verpflichteten sich in der ersten für sich, ihre Weiber, Kinder und abwesende Brüder, zu unwandelbarer Treue im Bekenntniß der Lehren des Korans und in Befolgung seiner Vorschriften. Die zweyte Zusammenkunft war eine Verschwörung zu politischen Zwecken, und der erste Keim des Saracenischen Reichs. Drey und siebenzig Männer und zwey Frauen von Medina hielten eine feyerliche Conferenz mit Mahomet, seinen Verwandten und seinen Schülern; und die gegenseitigen Zusagen wurden von beyden Theilen durch Eide bekräftigt. Die Bürger von Medina schwuren im Namen ihrer Stadt, Mahomet, wenn er aus Mekka verbannt werden sollte, als ihren Vundsdesgenossen aufzunehmen, ihm als ihren Führer zu gehorchen, und bis auf den letzten Athemzug ihn, so wie

wie ihre Weiber und Kinder zu vertheidigen. „Aber
 „wenn dich dein Volk wieder zurück ruft,“ fragten sie
 ihn mit einer schmeichelhaften Aengstlichkeit, „wirst
 „du alsdann deine neuen Freunde nicht wieder ver-
 „lassen?“ — „Unter uns,“ erwiderte Mahomet mit
 einem freundlichen Blicke, „ist jetzt alles gemein.
 „Euer Blut ist mein Blut, euer Untergang ist der
 „meinige. Wir sind durch die Bande der Ehre und
 „des gemeinschaftlichen Vortheils an einander gefesselt.
 „Ich bin euer Freund, und wer wider euch ist, der
 „ist wider mich.“ — Aber gesetzt, wir opfern uns
 ser Leben in deinem Dienste, was ist unser Lohn? —
 „Das Paradies.“ — Deine Hand, Prophet!
 Er streckte sie aus, und sie wiederholten den Eid der
 Huldigung und der Treue. Das Volk zu Medina
 genehmigte diesen Vortrag und bekannte sich einmüthig
 zur Lehre des Islam. Mit Jauchzen hörte man die
 Nachricht von der Flucht des Propheten, aber man
 zitterte für seine Sicherheit, und sah seiner Ankunft mit
 Sehnsucht entgegen. Nach einer schnellen und gefähre-
 lichen Reise an den Küsten des Meers, und einem
 kurzen Aufenthalt zu Koba zwey Meilen vor Medina,
 hielt er seinen öffentlichen Einzug in diese Stadt am
 sechzehnten Tage nach seiner Flucht aus Mekka. Fünf-
 hundert Bürger zogen ihm entgegen; überall begrüßte
 ihn der Zuruf des Volks mit Ehrfurcht und Unterwer-
 fung. Er saß auf einem Kameele von einem Sonnens-
 chirm beschattet, und in Ermangelung einer Fahne

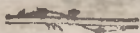
P 2

wurde



wurde ein aufgewickelter Turban ihm vorgetragen. Seine tapfersten Anhänger, die das Ungewitter zerstreut hatte, versammelten sich nun wieder um ihn; und unter den Bekennern des Isbams entstanden zwey Klassen von gleich grossen obwohl verschiedenen Verdiensten, die Mohajerins, oder die Flüchtlinge von Mekka, und die Ansars, oder die Helfer zu Medina. Alles kam darauf an, den Saamen der Eifersucht zwischen diesen beyden Partheyen auszurotten. Mahomet errichtete in dieser Absicht sehr weislich unter den vornehmsten Stützen seines Ansehens eine brüderliche Verbindung, so daß jedes Paar aus beyden Klassen gewählt war: und als für Ali niemand übrig blieb, mit dem er sich paaren konnte, äusserte Mahomet seine Zärtlichkeit gegen ihn, durch die Erklärung, daß er selbst der Bruder dieses edlen Jünglings seyn wollte. Diese künstliche Brüderschaft hatte übrigens im Ganzen den besten möglichen Erfolg. Im Kriege und Frieden wurde dieß heilige Band geehrt, und beyde Partheyen suchten mit einem edlen Betteifer durch Tapferkeit und Treue einander zu übertreffen. Ein einziges mal drohte ein zufälliger Zwist diese Eintracht zu unterbrechen; ein Patriot von Medina rügte den Uebermuth der Fremden: allein was er von ihrer Vertreibung durch Winke zu verstehen aab, wurde mit Abscheu aufgenommen, und sein eigener Sohn war bereit, das Haupt seines Vaters zu den Füßen des Propheten zu legen.

Sobald Mahomet zu Medina festen Fuß gefaßt hatte, fieng er an sein königliches und oberpriesterliches Amt auszuüben; und es wurde für Frevel angesehen, sich einem Richter nicht zu unterwerfen, dessen Aussprüche für Eingebungen der göttlichen Weisheit galten. Durch Geschenk oder Kauf gelangte er zum Besitze eines kleinen Grundstücks, des Erbtheils zweyer Waisen. Auf diesem auserwählten Plage baute er ein Haus und eine Moschee, die in ihrer rohen und einfachen Gestalt ehrwürdiger waren als die Palläste und Tempel der Assyrischen Caliphen. Sein goldnes oder silbernes Siegel war mit dem Titel eines Propheten bezeichnet. Wenn er in den wöchentlichen Versammlungen betete oder predigte, so lehnte er sich an den Stamm eines Palmbaums; und erst geraume Zeit nachher erlaubte er sich den Gebrauch eines Stuhls oder einer Art von Kanzel, von grober Arbeit aus gemeinem Holze. Nachdem er sechs Jahre regiert hatte, wurde der Huldigungseid von funfzehnhundert Muselmännern unter den Waffen und im freyen Felde erneuert, und ihr Oberhaupt versicherte sie alle nochmals seines Schutzes, so lange auch nur noch ein einziger von ihnen am Leben seyn würde, und der heilige Bund nicht gänzlich vernichtet wäre. In eben diesem Lager erschien ein Abgesandter von Mekka, und erstaunte über die Andacht mit der jedes Wort, jeder Blick des Propheten von den Gläubigen aufgefaßt wurde, und wie sie sich drängten, seinen Speichel zu sammeln, oder



ein Haar, das von seinem Haupte fiel, und das Wasser welches er bey seinen Abwaschungen gebraucht hatte, aufzubewahren, als ob auch in diesen Dingen eine gewisse apostolische Kraft enthalten wäre. „Ich habe einen Cosroes in Persien, sagte er, und einen edelmischen Kayser gesehen, aber nie sah ich einen König von seinen Unterthanen umringt mit solcher Hoheit, als Mahomet unter seinen Glaubensgenossen.“ Der fromme Eifer des Enthusiasmus äußert sich mit mehr Wahrheit und Energie, als die kalte und feyerliche Unterwürfigkeit der Höflinge.

Im Stande der Natur hat jeder ein Recht seine Person und sein Eigenthum durch die Waffen zu verteidigen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, oder seinem Beleidiger zuvor zu kommen, und selbst bis zu erfolgter Entschädigung oder Wiedervergeltung die Feindseligkeiten in gehörigen Schranken fortzusetzen. Ein so freyes Volk als die Araber wurde in solchen Fällen durch die Pflichten des Bürgers und Unterthanen sehr wenig im Zaum gehalten. Mahomet war, als er mit Sanftmuth und Wohlwollen sein Lehramt verwaltete, durch die Ungerechtigkeit seiner Mitbürger verbannt, und seiner Güter beraubt worden; jetzt hatte die Wahl eines unabhängigen Volks den Flüchtling von Mekka zum Range eines Fürsten erhoben, und das Recht Bündnisse zu schließen und über Frieden und Krieg sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung

zu entscheiden, war nunmehr in seiner Hand. Was er als Mensch nicht vermochte, wurde durch die Gewalt ergänzt, die er im Namen der Gottheit und unter ihrem Schutze ausübte. Als Prophet von Medina nahm er in seinen neuen Offenbarungen einen stolzern und grausamern Ton an, ein Beweis, daß die vorhergehende Mäßigung nur eine Wirkung der Schwäche war. Er hatte die Mittel der Ueberredung versucht, die Zeit der Nachsicht war verstrichen, und nun erhielt er Befehl die Religion durch das Schwerdt auszubreiten, die Gräuel des Götzendienstes zu vertilgen, und ohne Rücksicht auf die Heiligkeit gewisser Tage und Monate, zu jeder Zeit und über den ganzen Erdkreis die ungläubigen Nationen zu verfolgen. —

Schon in den ersten Monaten seiner Regierung begann er seine Feldzüge für den Glauben, und sein weißes Panier wehte vor den Thoren von Medina. Er socht in Person bey neun Schlachten oder Belagerungen, und funfzig kriegerische Unternehmungen wurden in zehn Jahren von ihm oder seinen Feldherren ausgeführt. Handel und Straßenraub bleibt immer das doppelte Gewerbe des Arabers, und solche kleine Gefechte, die bey Beschützung oder Angriffe einer Caravane vorkamen, bildeten unmerklich Mahomets Truppen zu seinen nachherigen Eroberungen. Die Vertheilung der Beute ward durch ein göttliches Gesetz bestimmt. Der Gewinn jedes einzelnen wurde mit größ-



ter Gewissenhaftigkeit in eine gemeinschaftliche Masse geworfen. Von der ganzen Summe des Goldes und Silbers, der Gefangenen, des Viehes, der beweglichen und unbeweglichen Güter war ein Fünfteil dem Propheten zu gottesdienstlichem und mildem Gebrauche vorbehalten; das Uebrige wurde unter die Soldaten, die den Steg ersochten oder das Lager bewacht hatten, verhältnißmäßig getheilt. Was die Gebliebenen erhalten hätten, fiel auf ihre Wittwen und Kinder; und um die Vermehrung der Reuterey zu begünstigen, waren für Mann und Pferd zwey Antheile ausgesetzt. Von allen Seiten strömten die herumziehenden Araber zu einer Fahne, die ihnen eine bessere Religion und eine reiche Beute versprach. Selbst den Ausschweifungen der sinnlichen Begierden, zu deren Befriedigung man sich alles gegen die gefangenen Weibspersonen erlaubte, wußte der Prophet einen Ansirich von Heiligkeit zu geben. Der Genuß des Reichthums und der Schönheit war ein schwaches Vorbild der Freuden des Paradieses, die den tapfern Märtyrern des Glaubens zu Theile werden sollten. „Das Schwerdt, sagte Mahomet, ist der Schlüssel des Himmels und der Hölle. Ein Tropfen Bluts für die Sache Gottes vergossen, oder eine Nacht unter den Waffen durchwacht, gilt mehr als ein zweymonatliches Fasten und Beten. Wer in der Schlacht fällt, dem sind seine Sünden vergeben. Am Tage des großen Gerichtes glänzt jede seiner Wunden wie ein Rubin und duftet wie

„wie Bakkam. Kein Arm oder Fuß wird verloren,
 „den nicht die Flügel der Engel und Cherubim ersetzen.“
 Der unerschrockne Geist des Arabers wurde durch
 Enthusiasmus angefeuert, das Bild der zukünftigen
 Welt schwebte lebendig vor seiner Einbildungskraft,
 und der Tod, den er immer verachtet hatte, war ihm
 jetzt Hoffnung und Wunsch. Es finden sich häufig im
 Koran über die Lehren vom Schicksal und von der
 Vorherbestimmung so harte Aeußerungen, daß es nicht
 mehr bedurft hätte, um alle Industrie und Tugend zu
 zerstören, wofern die Handlungen der Menschen durch
 ihre spekulativen Meynungen bestimmt würden. Zur
 dessen hat der Einfluß dieser Glaubensartikkel in jedem
 Zeitalter den Muth der Saracenen und Türken erhöht.
 Die ersten Anhänger Mahomets gingen zur Schlacht
 mit einer furchtlosen Zuversicht. Gefahr läßt sich nicht
 denken ohne Ungewißheit des Erfolgs. Sie waren ent-
 weder bestimmt zu sterben auch wenn sie auf ihrem La-
 ger schlummerten, oder sie waren sicher und unver-
 wundbar mitten unter den Schwerdtern ihrer Feinde.

Mahomets Flucht hätte vielleicht die Koreischiten
 beruhigt, wären sie nicht durch die Rache eines Feindes
 gereizt und in Furcht gesetzt worden, der ihren
 ganzen Handel nach Syrien abschneiden konnte, weil
 sie keinen andern Weg dahin und wieder zurück zu wäh-
 len hatten, als durch das Gebiet von Medina. Abu
 Sophian selbst, mit einem Gefolge von nicht mehr als

dreyßig bis vierzig Mann, begleitete eine reiche Karavane von tausend Kameelen. Durch Glück oder Geschicklichkeit entging dieser Zug der Wachsamkeit Mahomets; aber der Anführer der Koreischiten erfuhr, daß die geheiligte Schaar in einem Hinterhalte auf seine Rückkehr lauerie. Er sandte Boten zu seinen Brüdern in Mekka, und alles machte sich auf, aus Furcht ihre Waaren und ihre Lebensmittel zu verlieren, wenn nicht die ganze Kriegsmacht von Mekka zu ihrer Rettung herbeyeilte. Mahomets Heer bestand aus dreyhundert und dreyzehn Gläubigen, von denen sieben und siebenzig Flüchtlinge aus Mekka, die übrigen aber Proselyten aus Medina waren. Unter diese Anzahl wurden siebenzig Kameele (die Kameele von Yathreb waren im Kriege von großem Werthe) wechselweise vertheilt; aber so groß war die Armut der ersten Nachfolger Mahomets, daß nicht mehr als zwey von ihnen zu Pferde im Felde erscheinen konnten. In dem fruchtbaren und berühmten Thale Beder, drey Tagesreisen von Medina, erhielt Mahomet durch seine Rundschafter Nachricht, daß auf der einen Seite die Karavane sich näherte, und auf der andern die Koreischiten mit hundert Mann zu Pferde und achthundert und funfzig zu Fuß. Nach einer kurzen Ueberlegung siegte die Begierde nach Ruhm und Rache, und die Hoffnung des Gewinns wurde aufgeopfert. Man warf eine kleine Verschanzung auf, um die Truppen und einen Bach zu decken, der durch sein klares Wasser das Thal erfrischte.

frischte. Mahomet sahe die Menge der Koreischiten vom Hügel herabkommen. „Gott, rief er aus, wenn diese deine Knechte verflügt würden, wer würde übrig bleiben, dir zu dienen? — Muth meine Kinder — dem Feind entgegen in geschlossenen Gliedern. Geht, braucht eure Waffen und dieser große Tag ist euer.“ Bey diesen Worten stellte er sich mit Abubeker auf einen erhabnen Platz, und in einem feurigen Gebete rufte er Gabriel und dreytausend Engel um Hülfe. Jetzt warf er einen Blick auf das Schlachtfeld. Schon wichen seine Getreuen und wurden von der Menge übermannt. In diesem entscheidenden Augenblicke sprang er auf, bestieg sein Pferd, und warf eine Hand voll Sand in die Luft. Laß ihr Angesicht zu Schanden werden, rief er aus, und beyde Armeen hörten den Donner seiner Stimme. Ihre Einbildungskraft erblickte die himmlischen Heerschaaren, die Koreischiten zitterten und flohen, siebenzig von den tapfersten wurden getödtet, und siebenzig Gefangene schmückten den ersten Sieg der Gläubigen. Die Leichname der Koreischiten wurden geplündert und schimpflich behandelt. Zwey von den Gefangenen, die sich als Feinde des Glaubens ausgezeichnet hatten, büßten mit ihrem Leben, und das Lösegeld für die übrigen, viertausend Drachmen Silbers, war gewissermassen schon eine Entschädigung für die Einbuße der Karavane. Allein die Kameele des Abu Sophian hatten vergebens einen neuen Weg durch die Wüste und längst den Ufer des Euphrats

Euphrats versucht; die Schnelligkeit der Muselmänner kam ihnen zuvor, und die Beute muß ansehnlich gewesen seyn, da der Prophet zu seinem Fünfscheil zwanzigtausend Drachmen erhielt. Rache für den Verlust den der Staat und er selbst als Privatmann erlitten hatte, spornete Abu Sophian ein Heer von dreystausend Mann zu versammeln, unter denen siebenhundert geharnischt und zweyhundert beritten waren. Dreytausend Kameele folgten den Zügen; Henda, seine Gattin, und funfzehn Matronen aus Mekka ließen unaufhörlich ihre Cymbeln ertönen, den Muth der Truppen anzufeuern, und das Lob Hababs zu verherrlichen, eines Sohnes der Kaaba, der unter dem Volke am meisten verehrt wurde. Für Gott und Mahomet stritten nicht mehr als neunhundert und funfzig Gläubige, aber ihre geringere Anzahl beunruhigte sie eben so wenig, als bey dem Treffen zu Beder, und die Gewißheit, mit der sie den Sieg erwarteten, überwog selbst die Zweifel des Propheten. Diese zweyte Schlacht wurde auf dem Berge Ohud geliefert, sechs Meilen nordwärts von Medina. Der Angriff der Koreischiten geschah in Form eines halben Mondes, und der rechte Flügel ihrer Reuterey wurde von Caled angeführt, dem kühnsten und glücklichsten von allen arabischen Kriegern. Mahomets Truppen hatten eine wohlausgedachte Stellung auf dem Abhange eines Hügel, und waren im Rücken von funfzig Bogenschützen gedeckt. Sie stürzten mit solcher Gewalt auf die Mitte des Feindes herab,

ab, daß diese nicht Stand halten konnte, und in Unordnung gerieth. Aber bey'm Verfolgen begaben sie sich ihres Vortheils in Ansehung des Terrains; die Bogenschützen verließen ihren Platz; der Reiz einer ansehnlichen Beute war unwiderstehlich, man hörte nicht mehr auf den Feldherrn und die Glieder zerstreuten sich. Der tapfere Caled schwenkte seine Reuterey um ihnen in die Flanken und in den Rücken zu fallen und rief mit lauter Stimme: „Mahomet ist todt.“ Wirklich war er im Gesicht durch einen Pfeil verwundet, und ein Steinwurf hatte ihm die Kinnlade verletzt. Aber mitten im Tumult der Schlacht und unter den Schrecken einer Niederlage, rief er Wehe! über die Ungläubigen, die sich nicht scheuten, einen Propheten zu morden, und segnete die wohlthätige Hand, die den Lauf seines Bluts stillte, und ihn zu einem sichern Platze geleitete. Siebenzig Märtyrer starben für die Sünden des Volks. Sie fielen paarweise, sagte Mahomet, jeder Arm in Arm mit seinem erschlagenen Bruder. Die unmenschlichen Weiber von Mekka mißhandelten ihre Leichname, und Abu Sofians Frau wühlte in den Eingeweiden Hamga's, eines Oheims von Mahomet. Das abgöttische Heer mochte indessen noch so sehr triumphieren, und die Feinde des Propheten sich ihrer Buth überlassen; seine zerstreuten Anhänger sammelten sich bald wieder, und den Koreis fehlte es an Kräften oder Muth die Belagerung von Medina zu unternehmen. In dieser Absicht erschienen

schienen sie erst in dem folgenden Jahre mit einer Armee von zehntausend Mann, und diesen dritten Feldzug nennt man den Krieg der Völker, weil sich verschiedene Stämme oder kleine Nationen unter Abu Sophians Fahne vereinigten, oder den Krieg des Grabens, wegen einer Verschanzung, die um die Stadt und um das Lager der dreystausend Gläubigen aufgeworfen wurde. Mahomets Klugheit ließ es nicht zu einer Hauptschlacht kommen. Ali that sich indessen durch Tapferkeit in einem Zweykampfe hervor; der Krieg dauerte zwanzig Tage, und endigte sich mit dem plötzlichen Ausbruche aller verbundenen Stämme. Sturm, Regen und Hagel hatten ihre Zelte umgeworfen, und die Misshelligkeiten, welche unter ihnen entstanden waren, hatte der schlaue Feind sorgfältig zu unterhalten geruht. Jetzt gaben die Koreischiten von ihren Feinden verlassen alle Hoffnung auf, den verfolgten und unüberwindlichen Propheten von seinem Throne zu stürzen, oder seinen Eroberungen Einhalt zu thun.

Mahomet war anfänglich den Juden geneigt, welches sich daraus abnehmen läßt, daß er zuerst Jerusalem zur Kebla, oder zu dem Orte bestimmte, nach dessen Gegend man bey dem Gebet sein Angesicht richten sollte, und in Ansehung der irdischen Vortheile wären sie sehr glücklich gewesen, wenn sie den arabischen Propheten für die Hoffnung Israels und den verheißnen Messias anerkannt hätten. Ihre Harmlosigkeit ver-

wandelte

wandelte seine Freundschaft in den unverföhnlichsten Haß, mit dem er dieß unglückliche Volk bis auf den letzten Augenblick seines Lebens verfolgte. Der Zorn des Eroberers und des Propheten drohte ihnen in dem gegenwärtigen und in dem künftigen Leben. Einer ihrer Stämme, Kainoka genannt, wohnte zu Medina unter dem Schutze der Stadt; Mahomet nahm Gelegenheit von einem zufälligen Aufruhr, und forderte diese Juden auf, seine Religion anzunehmen, oder sich gegen ihn zu einem Gefechte zu stellen. „Ach! riefen sie zitternd, wir sind nicht in den Waffen geübt, aber wir bleiben dem Glauben und dem Gottesdienste unfreier Väter getreu. Warum willst du uns zu einer recht mäßigen Gegenwehr nöthigen?“ Der ungleiche Streit dauerte nicht länger als funfzehn Tage, und mit äußerstem Widerwillen gab Mahomet den dringenden Bitten seiner Anhänger nach, den Gefangnen das Leben zu schenken. Ihr Vermögen wurde übrigens einge-
gezogen, man bemächtigte sich ihrer Waffen um sie mit besserem Erfolg zu gebrauchen, und eine unglückliche Colonie von siebenhundert Verbannten sah sich genöthigt mit ihren Weibern und Kindern an den Grenzen von Syrien eine Zuflucht zu suchen. Nicht so un-
verdient war die Verfolgung der Nachhirten, die sich verschworen hatten bey einer friedlichen Unterredung den Propheten zu ermorden. Er belagerte ihre Festung drey Meilen von Medina, aber ihre entschlossene Vertheidigung erhielt eine rühmliche Kapitulation, und
der

der Besatzung wurde erlaubt mit klingendem Spiel und allen kriegerischen Ehrenzeichen abzuziehen. Der dritte Feldzug der Koreischiten war ebenfalls von den Juden theils durch Aufwieglung veranlaßt, theils unterstützt worden, und kaum hatte der Rückzug der vereinigten Völker den Krieg des Grabens geendigt, als Mahomet noch an demselben Tage, ohne die Waffen abzulegen, mit seinem Heere aufbrach, um einen andern jüdischen Stamm, die Koreidhiten, auszurotten. Nach einem Widerstande von fünf und zwanzig Tagen ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade. Sie hatten ihr Vertrauen auf das Wort ihrer Freunde in Medina gesetzt, und mußten doch wissen, daß die Gefühle der Menschlichkeit gegen den Fanatismus nicht bestehen können. Der Älteste eines ansehnlichen Geschlechts dieser Stadt, ein ehrwürdiger Greis, dessen Aussprüche sie sich unterworfen hatten, war es selbst, der sie zum Tode verdammt. Siebenhundert Juden wurden in Ketten auf den Marktplatz geschleppt; sie stiegen lebendig in eine Gruft hinab, die zu ihrem Richtplatze und zu dem Orte ihrer Verwesung bereitet war; und der Prophet sah mit unverwandtem Blicke, wie diese hilflosen Feinde seiner Rache geopfert wurden. Ihre Schaafse und Kameele wurden Mahomets Anhängern zu Theil, aber die nuzbarste Beute bestand in dreyhundert Harnischen, fünfhundert Piken, und tausend Lanzen. Noch war den Juden der Hauptheil ihrer Macht und ihres Reichthums in Arabien übrig, die

alte

alte Stadt Khatbar, sechs Tagereisen nordostwärts von Medina. Die umliegende Gegend, ein fruchtbarer Winkel in der Mitte einer Wüste, war mit blühenden Pflanzungen und zahlreichen Heerden übersät, und zugleich durch acht Castelle geschützt, wovon man einige für fest genug hielt, jedem Anfälle Trotz bieten zu können. Mahomets Truppen bestanden aus zweyhundert Mann zu Pferde und vierzehnhundert zu Fuß. Acht nach einander folgende förmliche Belagerungen erschöpften durch Gefahr, Ermüdung und Hunger ihre Kräfte so sehr, daß auch die tapfersten Anführer des Heers an dem Erfolge verzweifelten. Der Prophet suchte ihren Glauben und ihren wankenden Muth durch das Beyspiel Alys aufs neue zu beleben. Dieser erhielt den Beynamen: Löwe des Herrn. Daß er mit seinem gewethten Schwerdt einen hebräischen Krieger von riesenmäßiger Statur bis auf den halben Leib spaltete, ließe sich allenfalls glauben; aber wenn die Araber erzählen, daß er den Thorflügel eines Schlosses ausgehoben, und statt des Schildes gebraucht habe, so kann man wenigstens nicht ihre Verschiedenheit rühmen. Sobald die Castelle erobert waren, mußte sich die Stadt Khatbar ergeben. Der Anführer des Stammes wurde in Gegenwart Mahomets gefoltert, um die Entdeckung eines verborgenen Schatzes von ihm zu erzwingen. Uebrigens belohnte man die Industrie, mit der diese Juden den Ackerbau und die Viehzucht betrieben hatten, mit einer gewissen

T. M. Jun. 1789. D. Folio



Toleranz bis auf Widerruf. Man erlaubte ihnen nehmlich, so lange als es dem Sieger gefällig sein würde, ihr Eigenthum zu vermehren, und den erworbenen Gewinn zur Hälfte mit dem Propheten zu theilen. Unter Omars Regierung wurden die Juden von Khaibar nach Syrien verpflanzt; und die Ursache, welche der Kaliphe anführte, war ein Befehl seines sterbenden Lehrers, daß in Arabien, als seinem Vaterlande, neben der einzigen wahren Religion keine andre geduldet werden sollte. *)

Mahomets Kräfte waren bis in sein drey und sechzigstes Jahr den Beschwerlichkeiten seiner weltlichen und geistlichen Würde gewachsen. Seine epileptischen Zufälle, eine abgeschmackte Verläumdung der Griechen, wären eher ein Gegenstand des Mitleids als der Verabscheuung gewesen. Er selbst glaubte indessen im ganzen Ernste, daß er zu Khaibar durch die Rache eines jüdischen Weibes vergiftet worden sey. In den letzten vier Jahren bemerkte man eine Abnahme seiner Gesundheit, und die Schwächen des Alters zeigten sich in einem höhern Grade; aber die unmittelbare Ursache seines Todes war ein Fieber, welches vierzehn Tage

*) Das hier weggelassene Stück ist das Fragment, welches bereits in der Neuen Literatur- und Völkerkunde (November 1788) übersetzt zu finden ist. Es enthält die Eroberung von Mekka und ganz Arabien nebst dem Kriege Mahomets mit dem christlichen Kayser.

Tage dauerte, und ihm in gewissen Perioden den Gebrauch seines Verstandes benahm. Sobald ihm die Gefahr seines Zustandes merktlich wurde, so suchte er seinen Glaubensbrüdern durch eine demüthige Tugend oder durch Reue über seine Vergehungen ein erbauliches Beyspiel zu geben. „Ist jemand hier, sprach der Prophet von seinem Throne, „der mir eine ungerichte Züchtigung vorwerfen kann? Laßt meinen Rücken mit eben soviel Streichen dafür büßen. Habe ich irgend einen Bekenner der wahren Religion an seiner Ehre gekränkt? Er trete wider mich auf vor dieser Versammlung, und entdecke auch meine vororgensten Fehler. Hat jemand durch mich einen Theil seines Eigenthums eingebüßt? Das Wenige, was ich besitze, wird hinreichen, meine Schuld mit allen Zinsen zu berichtigen.“ — „Ja!“ rief eine Stimme aus dem Volke, „ich habe drey Drachmen Silbers von dir zu fodern.“ Mahomet ließ sich die Sache vortragen, befriedigte den Anspruch, und dankte seinem Gläubiger, daß er ihn lieber in dieser Welt, als am Tage des großen Gerichts angeklagt hätte. Mit ruhiger Standhaftigkeit sah er seinen Tod herannahen. Er gab seinen Sklaven, die aus siebzehn Männern und eilf Weibern bestanden, die Freiheit; bestimmte die Art seines Leichenbegängnisses, durch sehr pünktliche Vorschriften, und suchte die Klagen seiner bekümmerten Freunde zu mäßigen, denen er den Segen des Friedens erteilte. Bis zu dem drit-

ten Tage vor seinem Tode verrichtete er regelmäfsig selbst das öffentliche Gebet. Endlich wählte er Abubekern seine Stelle zu vertreten, und schenkte dadurch diesen alten und treuen Freund zum Nachfolger in seiner priesterlichen und königlichen Würde zu bestimmen: aber er vermied sorgfältig eine deutlichere Erklärung, die den Neid seiner übrigen Schüler hätte erregen können. In einem Zeitpunkte wo die Abnahme seiner Geisteskräfte besonders merklich sich äusserte, verlangte er Tinte und Feder, um noch ein heiliges Buch zu hinterlassen, wodurch seine Offenbarungen ihre Vollendung erhalten sollten. Dies veranlafste einen Streit unter den Umstehenden, ob man ihm erlauben dürfte das Ansehen des Korans auf diese Art zu entkräften, und der Prophet war genöthigt ihnen die unanständige Heftigkeit ihres Betragens mit Nachdruck zu verweisen. Wenn man den Erzählungen seiner Gemahlinnen und Vertrauten nur im mindesten Glauben beymessen darf, so behauptete er im Schoofe seiner Familie bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens die Würde des Apostels und die Ueberzeugung des Schwärmers. Er sprach von Erscheinungen des Engels Gabriel, und äusserte ein lebendiges Vertrauen nicht bloß auf die Barmherzigkeit, sondern auf eine ausgezeichnete Gnade des höchsten Wesens. In einem Gespräche mit seinen Freunden hatte er des besondern Vorrechts erwähnt, daß der Engel des Todes ihm seine Seele nicht eher abfordern dürfte, als bis er mit gehö-

rtger

elger Ehrerbietung seine Erlaubniß dazu erbeten hätte.
 Jetzt geschah dieß Besuch und wurde zugestanden.
 Seine Natur sträubte sich zum letztenmale gegen ihre
 Zerstörung, er lehnte sein Haupt zurück auf den Schoos
 seiner geliebten Ayscha, und die Heftigkeit der
 Schmerzen raubte ihm das Bewußtseyn; er erholte sich
 endlich wieder, richtete seine Augen aufwärts nach der
 Decke des Zimmers, sammelte seine letzten Kräfte um
 mit gebrochener Stimme, aber mit festem Blicke, noch
 diese Worte auszusprechen: „O Gott! — Vergebung
 — meiner Sünden! — Ja! — ich komme — meine
 „Brüder dort oben — ich komme — „ und so ver-
 schied er ruhig auf seinem Lager, einem Teppiche, der
 über den Fußboden gebreitet war. Ein Feldzug, der
 die Eroberung Syriens zur Absicht hatte, wurde durch
 diese traurige Begebenheit aufgeschoben; die Armee
 hielt vor den Thoren von Medina und die Anführer
 waren um ihren sterbenden Lehrer versammelt. Die
 Stadt und besonders das Haus des Propheten war ein
 Schauplatz der lautesten Wehklage und der stummen
 Verzweiflung, und der höchste Fanatismus allein sah
 noch einen Strahl von Hoffnung und Trost. „Er
 „sollte gestorben seyn, unser Vürge, unser Fürsprecher,
 „unser Mittler bey Gott? Nein, bey'm Himmel, er
 „ist nicht todt. Sein Geist schwebt in einer heiligen
 „Entzückung, wie Moses und Jesus, und er wird
 „bald wieder zu seinen Getreuen zurück kehren.“
 Vergebens widersprach die sinnliche Erfahrung. Omar

entblößte sein Schwert und drohte jedem Ungläubigen den Kopf zu spalten, der es wagen würde zu behaupten, der Prophet lebe nicht mehr. Abubekers Ansehen und Mäßigung stillte diesen Tumult. „Ist es Mahomet,“ sagte er zu Omar und dem übrigen Volke, „oder Mahomets Gott, den ihr anbetet? Der Gott Mahomets lebt ohne Aufhören, aber der Prophet war ein Sterblicher wie wir, und nach seiner eignen Vorhersagung hat er das allgemeine Schicksal der Menschheit erfahren.“ Er wurde von seinen nächsten Verwandten, mit anständiger Feierlichkeit an demselben Orte wo er gestorben war, zur Erde bestattet. Mahomets Tod und Begräbniß heiligte die Stadt Medina, und noch macht der fromme Pilger von Mekka oft einen Umweg, um das einfache Grabmal des Propheten durch eine freywillige Andacht zu ehren.

Beym Schlusse der Geschichte Mahomets wird man vielleicht eine Vergleichung seiner Fehler und Tugenden, und eine Entscheidung erwarten, ob er den Namen eines Schwärmers oder eines Betrügers verdient. Allein selbst bey dem vertrauesten Umgange mit diesem außerordentlichen Manne, würde dieß immer eine Unternehmung von großer Schwierigkeit und sehr ungewissem Erfolge gewesen seyn. Jetzt nach einer Reihe von zwölf Jahrhunderten ist durch die Wolke, womit ihn der Weihrauch seiner Verehrer umhüllt hat, kaum sein Schatten noch sichtbar. Und wäre

wäre es möglich ein ähnliches Bild von ihm für einen einzelnen Zeitpunkt darzustellen, so würden doch die Züge des Einsiedlers vom Berge Hera nicht eben so gut dem Propheten von Mekka oder dem Eroberer von Arabien gleichen. Ein herrschender Hang zum stillen und eifrigen Nachdenken über Gegenstände der Religion war alles, wodurch der Urheber einer der größten Revolutionen der Weltgeschichte sich ankündigte. Sobald ihn seine Heyrath vor dem Drucke des Mangels gesichert hatte, verließ er die Bahn des Ehrgeizes und der Habucht. Bis in sein vierzigstes Jahr führte er ein ruhiges, harmloses Leben, und wurde unbemerkt gestorben seyn. Die Einheit Gottes ist ein Gedanke, auf den er sehr leicht durch Natur und Vernunft geführt werden konnte, und eine geringe Bekanntschaft mit Juden und Christen war hinreichend, ihm Verachtung und Abscheu gegen den Götzendienst von Mekka einzusößen. Es war seine Pflicht als Mensch und als Bürger, das, was er für heilsame Wahrheiten hielt, andern mitzutheilen, und sein Vaterland von der Herrschaft der Sünde und des Irrthums zu befreien. Um diese allgemeine Verbindlichkeit in einen besondern Beruf zu verwandeln, bedurfte es nur der Energie eines solchen Kopfs, bey einer unaufhörllichen Beschäftigung mit einem und demselben Gegenstande. War es wohl zu verwundern, wenn die Ideen, welche er mit Wärme gedacht und ausgedacht hatte, von ihm als Eingebungen des Himmels gefühlt wurden, wenn

sich die Anstrengung seines Nachdenkens in Entzückungen und Visionen verlor, und wenn innere Ahnungen für Warnungen eines unsichtbaren Wesens galten, in denen die Einbildungskraft bald einen Engel, bald die Gottheit selbst zu erkennen glaubte? Von Schwärmerey zu Betrug ist ein leichter und gefährlicher Uebergang. Der Genius eines Sokrates ist ein merkwürdiges Beyspiel, wie es sogar einem solchen Manne, bey aller Weisheit und Güte des Herzens möglich war, sich selbst und andre zu hintergehen, und wie leicht das Gewissen in einem gemischten und mittlern Zustande zwischen eignem Wahn und vorsehzliche Täuschung einschlummert. Mahomets erste Eribsfeder, wie wollen es ihm aus Gutherzigkeit zutrauen, mag immer ein reines und ächtes Wohlwollen gewesen seyn; der Religionslehrer blieb Mensch, und als solcher war er unfähig die hartnäckigen Feinde seines Glaubens zu lieben, wenn sie seine Vorschriften verwarfen, seine Beweisgründe verachteten, und selbst sein Leben verfolgten. Wäre er auch bereit gewesen persönliche Beleidigungen zu verzeihen, so blieb es doch eine Art von Pflicht die Widersacher Gottes zu hassen. Leidenschaften, die die Menschlichkeit verschlingen, Stolz und Rache entzündeten sich in seiner Brust, und die Vertilgung der Rebellen, über die er das Urtheil gesprochen hatte, war es, was er wie der Prophet von Ninive mit Seufzen erwartete. Die Ungerechtigkeit seiner Vaterstadt und die freye Wahl von Medina ver-

wandelte

wandelte den Privatmann in einen Fürsten, den bescheidenen Volkslehrer in den Anführer einer Armee. Aber die Heiligen der Vorwelt hatten ein Beispiel gegeben, wodurch auch sein Schwert geweiht wurde. Gott, dachte man, straft oft eine sündige Welt durch Pest und Erdbeben, warum sollte er zu ihrer Bekehrung und Züchtigung nicht auch den Arm seiner Knechte gebrauchen? Als Regent war Mahomet genöthigt von der harten Strenge des Fanatismus etwas nachzulassen, bis auf einen gewissen Grad den Vorurtheilen und Leidenschaften seiner Anhänger nachzugeben, und selbst die Laster der Menschen als Mittel zu gebrauchen, um ihr geistliches Wohl zu befördern. Treulosigkeit und Betrug, grausame Rachsucht und Ungerechtigkeit dienten oft zu Ausbreitung des Glaubens; und die Ermordung der Juden oder Abgötter, die die Schlacht verschont hatte, wurde von Mahomet befohlen oder gebilligt. Solche Handlungen oft wiederholt mußten seinen Charakter allmählich verschlimmern, und gegen den schädlichen Einfluß dieser Gewohnheiten kam es wenig in Betrachtung, daß er übriges alle die persönlichen und geselligen Tugenden ausübte, ohne die es ihm nicht möglich war das Ansehen eines Propheten unter seinen Freunden und Anhängern zu behaupten. In seinen letzten Jahren war Ehrgeiz die herrschende Leidenschaft, und auf dem Gipfel des Glücks lächelte er vielleicht heimlich über den Enthusiasmus seiner frühern Jahre, und über die

Leichtgläubigkeit seiner Nachfolger. Merkwürdig für den Philosophen ist hierbey der Einfluß dieser Leichtgläubigkeit und dieses glücklichen Erfolgs auf die Befestigung des Glaubens an Mahomets göttliche Sendung, die genaue Verbindung seiner irdischen Vortheile mit dem Interesse der Religion, und die Leichtgläubigkeit mit der er sein Gewissen durch die Ueberzeugung beruhigte, daß ihm allein die Gottheit das Vorrecht gegeben habe, keinem bürgerlichen und moralischen Gesetze unterworfen zu seyn. Wenn man annehmen dürfte, daß noch eine Spur von der natürlichen Einsicht seines Charakters zurückgeblieben wäre, so müßten selbst seine Vergehungen für Beweise seiner Aufrichtigkeit gelten. Vielleicht hielt er die Kunstgriffe des Betrugs und der Erdichtung, sobald sie zur Unterstützung der Wahrheit dienten, für weniger strafbar, und nur die Würde und Wohlthätigkeit des Zwecks konnte ihn vermögen sich mit dem Gebrauch schändlicher Mittel auszusöhnen. Es giebt in der That bey ihm Züge von Menschlichkeit in Reden und Handlungen über die man bey einem bewaffneten Priester und bey einem Eroberer erstaunt, und schon der einzige Befehl, daß beym Verkauf der Gefangenen die Mütter nicht von ihren Kindern getrennt werden sollten, ist hinreichend den Geschichtschreiber zu bestechen, und die Strenge seines Tadelz zu mildern.

B.

II.

Allgemeiner Gesichtspunkt
einer
bedorftenden Reformation
der Philosophie.

Die Philosophie hat bisher weder allgemeingeltende Erkenntnißgründe für die Grundwahrheiten der Religion und der Moralität, noch allgemein geltende erste Grundsätze der Moral und des Naturrechtes aufgestellt.

Das Allgemeingeltende in der Philosophie unterscheidet sich von dem Allgemeingültigen dadurch, daß es nicht nur, wie dieses, von jedem der es versteht als wahr befunden, sondern auch von jeden gesunden und philosophierenden Kopfe wirklich verstanden wird. Eine Erkenntniß die unter den Philosophen noch nicht allgemein geltend ist, kann freylich an sich allgemeingültig seyn. Dieß waren z. B. die Lehrsätze, womit Newton die Naturwissenschaft bereichert hat, von dem Augenblick ihrer Entdeckung an: jenes wurden sie erst nachdem sie lange genug mißverstanden und bestritten worden waren. Allein die allgemein gültige Erkenntniß muß doch wenigstens die Möglichkeit mit sich führen allge-
mein

meingeltend zu werden. Jeder Philosoph, der irgend ein Problem seiner Wissenschaft aufgelöst zu haben glaubt, jeder Urheber eines neuen, und jeder Verbesserer eines alten Systems hält die Prämissen, die er ausdrücklich oder stillschweigend zum Grund gelegt hat, für allgemeingültig, und sucht die Ursache, warum sie etwa noch nicht allgemein geltend sind, sonst allenthalben nur nicht in den Prämissen selbst auf. Sollte er auch dabey den letztern zu viel zutrauen, so ist doch seine Voraussetzung unwidersprechlich: daß der Grund, warum ein an sich richtiges und richtig vortragenes Princip nicht verstanden wird, unmöglich an ihm selbst, sondern in gewissen äußern von dem Schriftsteller und seiner Kunst ganz unabhängigen Umständen liegen müsse. Hieher gehören z. B. die Vorurtheile, die durch die Regierungsformen und herrschenden Religionen bey allen kultivierten Nationen, selbst bey denjenigen, unter welchen am meisten philosophiret wird, unterhalten werden. Man hat die Hindernisse dieser Art im Ganzen genommen für so ganz unveränderlich, und ihren Einfluß auf die Philosophie für so überwiegend gehalten, daß man alle Hoffnung allgemeingeltender Principien für immer aufgeben zu müssen geglaubt hat, und der Vorzug des Allgemeingeltenden in der Philosophie ist dadurch bey dem größten Theile des philosophischen Publikums in eine sehr merkwürdige Geringschätzung gerathen. Viele halten ihn für eine bloße Chimäre; andere aber für
ein

ein zweydeutiges Merkmal, das sich eben so gut mit dem Irrthume als mit der Wahrheit vertrüge. Ich will hier nicht darauf bestehen daß durch diese letzte Beschuldigung die erste widerlegt würde, und daß durch die angebliche oder ausgemachte Thatsache, daß es in der Philosophie allgemein geltende Irrthümer gegeben habe, die äussere Möglichkeit des Allgemeinen geltenden überhaupt erwiesen wäre. Ich berufe mich nur auf die in der philosophischen Welt allgemein bekannte Thatsache, daß es nicht nur in der Mathematik und der Naturwissenschaft, sondern auch in einer von allem anschaulichen Stoffe ganz entblößten Wissenschaft, in der Logik allgemeingültige Principien gebe, die wirklich allgemein geltend geworden sind. Wenn es also ausgemacht wäre, daß gewisse andere philosophische Wissenschaften, z. B. die Metaphysik, diesen Vorzug auf immer entbehren müßten: so könnte der zureichende Grund dieses Entbehrenmüssens unmöglich in den äussern Hindernissen allein, er müßte in den Wissenschaften und ihren allgemeingültigen Principien selbst aufgesucht werden — oder es müßte diesen Wissenschaften bisher an solchen Principien gebrochen haben.

Jeder schreibende Philosoph setzt wenigstens bey der Klasse von Lesern, für die er schreibt, etwas allgemein geltendes voraus; denn wie könnte er sonst hoffen verstanden zu werden? Auch selbst dann, wenn es
damit

damit umgeht über eine gewisse Materie bisher noch nicht gefundene allgemeingültige Principien festzusetzen, muß er von etwas ausgehen, das er für bereits allgemein geltend hält; und wenn er seinen Zweck verfehlt, so lag die Schuld wohl größtentheils darin, daß er sich in der letztern Meinung geirrt hat. Der dogmatische Skeptiker der über das Allgemein geltende in der Philosophie spottet, widerlegt sich selbst, in dem er seine Spottschrift drucken läßt. Der Supernaturalist, der nur den geoffenbarten Wahrheiten den Vorzug des allgemeingültigen einräumt, und die Ursache, warum sie nicht allgemein geltend sind, in dem erblichen Verderbniß der menschlichen Natur aufsucht, muß, wosern er die Gegner nicht etwa durch ein Wunder — oder durch Schelterhausen belehren kan, zu Prämissen seine Zuflucht nehmen, worüber die Kinder der Finsterniß mit den Kindern des Lichtes einig sind. Wenn endlich Dogmatiker von noch so entgegengesetzten Grundsätzen, Theisten und Atheisten, Spiritualisten und Materialisten, Fatalisten und Aequilibristen gegen einander zu Felde ziehen: so müssen sie sich wenigstens einbilden, ihre beiderseitigen Waffen, waren aus dem unzerstörbaren Stahl des Allgemeingeltenden geschmiedet. Mit einem Worte, das Allgemeingeltende ist die einzige Grundlage, auf welche der Philosoph die Ueberzeugung anderer von einem allgemeingültigen Satz gründen zu können hoffen darf.

Ich behaupte nichts allgemeingeltendes, obgleich etwas von einem sehr beträchtlichen und sehr ehrwürdigen Theil des philosophischen Publikums angenommenes, wenn ich behaupte: daß es der vornehmste Zweck der Philosophie sey, der Menschheit über die Gründe ihrer Pflichten und Rechte in diesem, und ihrer Erwartung für das zukünftige Leben allgemeingültige Aufschlüsse zu geben. Dieser erhabene Zweck wird der Philosophie von mehr als einer philosophischen Sekte streitig gemacht; er würde ihr aber von jedem denkenden Kopfe eingeräumt werden müssen, wenn es ihr bis jetzt schon gelungen wäre, allgemeingeltende Erkenntnisgründe für die Grundwahrheiten der Religion und der Moralität, und allgemeingeltende erste Grundsätze der Moral und des Naturrechtes aufzustellen.

Ich kann mich hier keineswegs auf die Frage einlassen, ob die Philosophie der Menschheit diesen wichtigen Dienst jemals zu leisten vermöge? ich betrachte nur den bisherigen Mangel des Allgemeingeltenden in Rücksicht auf die angeführten höchst wichtigen Gegenstände als eine allgemein bekannte, aber vielleicht eben darum nur um so weniger erwogene Thatsache. Es war von jeher die Erbsünde der meisten spekulativen Philosophen, daß sie die Erwägung dessen, was sie gewis wußten fahren ließen, um sich über das wovon sich nichts wissen läßt zu zanken, und daß sie
das



das Ausgemachte als etwas Altes bey Seite setzen, um das Neue in dem Unbeantwortlichen Unbegreiflichen, Nichtvorstellbaren aufzusuchen.

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß hier unter Religion und Moralität kein wissenschaftliches System der Theologie und der Moral, sondern der Inbegriff gewisser Neigungen und Thätigkeiten des Willens verstanden werde, die man mit diesem Namen bezeichnete. Die Ueberzeugungen durch welche diese Neigungen und Thätigkeiten zunächst möglich werden, nenne ich Grundwahrheiten, und die zureichenden Gründe dieser Ueberzeugungen Erkenntnißgründe (nicht der Gegenstände, sondern) der Grundwahrheiten der Religion und der Moralität.

Ueber den Erkenntnißgrund der vornehmsten Grundwahrheit der Religion.

Die große Frage: ob ein Gott sey, und was man sich unter diesem so viel gebrauchten und gemisbrauchten Namen zu — denken habe? diese Frage welche nach einer so uralten, so weit verbreiteten, und jedem Gutsgeantten von was immer für einer Sekte ehrwürdigen Meynung, mit dem allgemeinsten und heiligsten Interesse der Menschheit so innig zusammenhängt, und bis zu deren Entscheidung die Realität aller natürlichen und positiven Theologie schlechterdings unentschieden bleibt,

bleibt, diese Hauptfrage ist in der philosophischen Welt nicht nur nicht allgemein geltend beantwortet, sondern die Philosophen sind nicht einmal über die Möglichkeit einer künftig zu entdeckenden allgemeingeltenden Antwort auf dieselbe, oder auch nur über den Weg einig, auf welchem selbst über diese Möglichkeit etwas allgemeingeltendes ausgemacht werden könnte.

Man hat es der philosophierenden Vernunft sehr oft und sehr hart zur Last gelegt, daß sie über diese Frage mit sich selbst nicht einig geworden sey, während der gemeine Menschenverstand dieselbe durch die Stimme aller gesitteten Nationen mit einer sehr auffallenden Einhelligkeit bejahend beantwortet habe. Allein hat man auch wohl dabey bedacht, daß die ganze Frage für dem gemeinen Menschenverstand einen andern Sinn habe, als für die philosophierende Vernunft? Für jenen heißt sie: giebt es einen Gott? — für diese hingegen: giebt es einen Erkenntnißgrund für das Daseyn Gottes, der von jedem denkenden Kopfe verstanden werden kann, und von jedem, der ihn verstanden hat, als wahr befunden werden muß? Der gemeine Menschenverstand (der *Sensus communis*) ist sich keineswegs der eigentlichen Gründe bewußt, durch welche seine Aussprüche bestimmt werden, die nicht so wohl Resultate der rasonnirenden Vernunft, als durch gefühlte Bedürfnisse abgedrungene Voraussetzungen und Wirkungen gewisser in der Einrichtung des menschlichen

Gemüthes vorhandener Triebfedern sind. Die Menschheit würde übel geborgen seyn, wenn sie ihre unentbehrlichsten Ueberzeugungen resonnierten Vernunftgründen hätte verdanken müssen. Welchen Schaden würden nicht manche spekulativen Philosophen sich und andern durch ihre Handlungen zugefügt haben, wenn sie nicht durch entgegengesetzte stärker wirkende Ueberzeugung des Gefühls genöthiget gewesen wären, den seltsamen Grundsätzen ihrer Spekulation zu wieder zu handeln! Und was würden Religion und Moralität dem menschlichen Geschlecht genützt haben, wenn nicht ihre wohlthätigsten Folgen von der philosophischen Erkenntniß ihres Wesens eben so wenig abgehangen hätten, als die Wirkungen des Lichtes auf unser Auge von unsern Meinungen über dessen ursprüngliche Beschaffenheit?

Die gewöhnlich mehr warmen als hellen Köpfe, die den gemeinen Menschenverstand auf Unkosten der philosophierenden Vernunft so gerne lobpreisen, vergessen aber auf der andern Seite fast immer, daß bey der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes, die klaren aber undeutlichen und durch heterogene Merkmale zum Theil verfälschten Vorstellungen nöthwendig in mehr oder weniger deutliche Begriffe aufgelöst und geläutert werden müssen, und daß bey denjenigen Klassen der Menschen, bey denen einmal das Bedürfniß eingetreten ist, sich über irgend eine

eine wichtige Ueberzeugung strenge und auf deutliche Begriffe zurückgeführte Rechenchaft zu geben, eben diese Ueberzeugung unmöglich mehr bloße Wirkung unbekannter Triebfedern seyn könne und dürfe. Sie bedarf alsdann schlechterdings eines philosophischen Erkenntnißgrundes, von dessen Wahrheit oder Falschheit, Stärke oder Schwäche, Reinigkeit oder Unlauterkeit die Beschaffenheit der Ueberzeugung selbst abhängt, und der über kurz oder lang aus der philosophischen Welt, wo er eigentlich zu Hause ist, ins gemeine Leben hinübergehen muß.

Die philosophierende Vernunft hat über den Erkenntnißgrund für die Ueberzeugung vom Daseyn Gottes (und, in wie ferne die philosophierende Vernunft ihre Ueberzeugung nur auf den Erkenntnißgrund gründen kan, über diese Ueberzeugung selbst) bisher nichts entschieden. „Nichts entschieden?“ — höre ich hier manchen mir sehr verehrungswürdigen Lehrer der Natürlichen Theologie nicht ohne Befremden und Unwillen mir in die Rede fallen — „Nichts entschieden?“ — „Und was wären denn die scharfsinnigen und vergebens angestrichenen Beweise *) mit welchen die weisesten
 R 2 „und

*) Unter den Vernunftbeweisen, oder wie sie auch viele ihrer Vertheidiger heißen, Demonstrationen, verstehe ich hier und im folgenden jeden von der speculativen



„und besten Männer aus allen Zeiten und Völkern
 „das Daseyn Gottes erwiesen haben, vom Anaxagor
 „ras herunter bis auf den unsterblichen Moses Men
 „delsohn? „ — Vergebliche Versuche der ihre Kräfte
 te verkennenden Vernunft! antwortet nicht ein einzelner
 Philosoph — nicht der Verfasser dieses Aufsatzes — son
 dern eine Menge, welche, genau gesehen, drey Viertel
 le des philosophischen Publikums ausmachen dürfte.

Wenn sich nämlich die dogmatischen Theisten nicht
 etwa eines ausschließenden Besizes der philosophierens
 den Vernunft anmassen wollen: so müssen sie eingest
 stehen, daß die Besitzer dieser Vernunft über die Fra
 ge: giebt es einen Erkenntnißgrund für das Daseyn
 Gottes? in zwey Hauptpartheyen zerfallen, in eine
 Bejahende und eine Verneinende. Die letztere theilt
 sich freylich wieder in zwey entgegengesetzte Partheyen,
 wovon die eine jeden Erkenntnißgrund für das Daseyn
 Gottes verwirft, weil sie die ganze Frage über das Da
 seyn Gottes für unbeantwortlich hält; die andere aber,
 weil sie diese Frage verneinend beantworten zu müssen
 glaubt; die eine den Begriff der Gottheit für grundle
 los, die andere aber für widersprechend erklärt,
 (dogmatische Skeptiker, und Atheisten.) Allein, leider,
 hat die bejahende Hauptparthey gleichfalls nichts vor der
 verneinenden voraus; denn auch sie trennt sich in zwey
 eben

Vernunft gebrauchten Erkenntnißgrund der Grundwar
 heit der Religion, der mehr als bloßer Glauben an das
 Daseyn Gottes bewirken soll.



eben so sehr entgegengesetzte Partheyen: wovon die eine den Erkenntnißgrund für das Daseyn Gottes innerhalb, die andere aber außerhalb des natürlichen Gebietes der Vernunft gefunden zu haben vorgiebt; die eine denselben Vernunftbeweis, die andere aber Offenbarung nennt; die eine das Glauben der andern, die andere das Wissen der ersten bestreitet (dogmatische Theisten, und Supernaturalisten.) Von dem Streite, den die beyden Hauptpartheyen (die bejahende und die verneinende) mit einander zu führen genöthiget sind, läßt sich, ohne Vermittelung eines ganz partheylosen Dritten (der sie etwa überzeugen dürfte daß sie sich beyderseits über den Begriff eines Erkenntnißgrundes missverstehen,) um so weniger ein Ende absehen, da die erste Hälfte der bejahenden mit der verneinenden, und die erste Hälfte von dieser mit der zweyten von jener, gegen ihre eigenen Hälften über gewisse Behauptungen gemeine Sache machen; der Theist nämlich mit dem Atheisten gegen den Supernaturalisten — über die Behauptung, „daß die Vernunft wirklich über die Frage vom Daseyn Gottes entscheiden könne und müsse;“ der Supernaturalist aber mit dem dogmatischen Skeptiker gegen den Theisten — über die Behauptung; „daß sich durch Vernunft schlechterdings nichts über jene Frage entscheiden lasse.“ *)

R 3

In

*) Der kritische Skepticismus allein kann einen denkenden Kopf der Nothwendigkeit überheben, sich zu einer dieser



In unsren Tagen sollte ich wohl kaum befürchten dürfen, von Philosophen über das Daseyn der athei-
stischen

dieser Partheyen zu halten, und es mit allen drey übrigen aufzunehmen. Er hebt die jeder Parthen eigenthümliche Behauptung aus, und vergleicht sie mit den Behauptungen der übrigen, da es sich dann ergibt, daß:

a. die den dogmatischen Skeptikern eigenthümliche Behauptung: „daß die Frage vom Daseyn Gottes schlechterdings unbeantwortet bleiben müsse“ von allen drey übrigen Partheyen einstimmig verworfen werde.

b. Dieß gilt eben so sehr von der den Supernaturalisten eigenthümlichen Behauptung: „daß die Gründe der Beantwortung jener Frage außerhalb des Gebietes der Vernunft lägen“.

c. Von der der dogmatischen Atheisten „daß sich das Nichtseyn Gottes beweisen lasse.“

d. Von der der dogmatischen Theisten: „daß sich das Daseyn Gottes beweisen lasse.“

Die Gegensätze dieser Behauptungen, über deren jeglichen in der philosophischen Welt drey Partheyen gegen eine Einzige einig sind, heißen nun:

a. „Die Frage über das Daseyn Gottes läßt sich befriedigend beantworten.“ Dieß wird gegen die Skeptiker von den drey übrigen Partheyen behauptet.

b. „Die Frage über das Daseyn Gottes läßt sich nicht durch Offenbarung beantworten.“ — Gegen die Supernaturalisten von den drey übrigen.

ischen Parthey schikaniert zu werden — (man erlaube mir dieß fremde Wort, dessen Bedeutung sich vielleicht zur Ehre unsres Vaterlandes mit keinem teutschen Worte geben läßt) Es gab Zeiten, wo der theoretische Atheismus für ein des zeitlichen und ewigen Feuers würdiges moralisches und politisches Verbrechen gehalten wurde, und wo es folglich unter die Gewissenspflichten eines christlichen Philosophen gehörte, an dem Daseyn, ja auch sogar an der blossen Möglichkeit des Atheismus zu zweifeln. Ich glaube an der un dankbaren Mühe, die sich noch vor kurzen einige berühmte Schriftsteller gegeben haben den Spinoza ge-

K 4

gen

c. „Die Frage über das Daseyn Gottes läßt sich nicht verneinend beantworten“ — gegen die Atheisten von den drey übrigen.

d. „Die bejahende Antwort auf die Frage über das Daseyn Gottes läßt sich nicht demonstrieren“ — gegen die dogmatischen Theisten von den drey übrigen.

Wenn diese meines Wissens von niemand bisher bemerkt und bey der sonst so durchgängigen Uneinigkeit höchst auffallende Einhelligkeit von drey Partheyen gegen eine einzige über die angeführten wichtigen Hauptsätze, jedem merkwürdig seyn muß, der je in seinem Leben über Religion selbst gedacht, und für Religion gefühlt hat: so muß ihm dieselbe noch viel merkwürdiger werden, wenn er bedenkt, daß diese Hauptsätze genau die Resultate sind, die sich aus der Kantischen Untersuchung des Erkenntnißvermögens ergeben, und die Bedingungen ausmachen, welche die Kritik der Vernunft für den einzig mög-



gen den Namen eines Atheisten zu verwahren, eben so sehr Spuren jenes unphilosophischen Zeitalters, als des Zwanges wahrzunehmen, den man in der Periode der elektrischen Philosophie den Bedeutungen der Worte anzuthun genöthiget ist, um sich gegen die in die Augen springenden Folgen des Mangels allgemeiner geltender, fester und mit sich selbst zusammenstimmender Principien zu sichern. — Doch, heiße Spinoza wie es jedem gefällt! Mir liegt gegenwärtig daran, über den Sinn, in welchem die Worte Theist und Atheist in dieser Schrift genommen werden, mit meinen Lesern übereinzukommen. Theist heißt mir

ders

möglichen Erkenntnißgrund für das Daseyn Gottes fordert, Bedingungen, die nur in dem Fundamente des moralischen Glaubens vereinbar sind.

Dieses so leicht verständliche Resultat eines mühsamen Nachdenkens ist seitdem es No. 231. a. der Allgem. Literaturzeitung bekannt gemacht wurde, mannigfaltig missverstanden worden. Es gefiel es z. B. einem Professor der Philosophie (auf seinem Katheder) darzüber als über einen sehr scheinenden neuen Beweis für das Daseyn Gottes —! und einem andern (in einer Anstalt) als über einen lächerlichen Versuch philosophische Behauptungen durch Wahrheit der Stimmen zu erhärten — zu spotten!! Es ist daher wohl nicht überflüssig (wie ich sonst wenigstens in Rücksicht auf die Philosophen von Profession und zumal die scharfsinnigen unter ihnen vermuthet hätte) zu erklären, daß jenes historische Resultat weder das Eine noch das Andere seyn sollte.

derjenige Philosoph, der eine von der Welt wesentlich verschiedene, vernünftige und freye Ursache der Welt beweisen zu können glaubt; Atheist aber jeder, der Verneinung des Nichtseyns, oder der entgegengesetzten Beschaffenheit einer solchen Ursache zu besitzen glaubt, er mag übrigens, wenn er vor einem Dämon zu zittern Ursache hat, lieber den Dämon der besondern Sekte zu der er gehört, Beybehalten, und Spinozist, Pantheist, oder Deist heißen. Ich nehme hier das Wort Atheist in wie ferne es das Gegentheil des Theisten bedeutet; eine Bedeutung, welche diesem Worte sowohl im gemeinen als philosophischen Sprachgebrauche zukommt. Ich weiß, daß es im letztern noch mehrere Bedeutungen hat; aber ich verdien' aufs wenigste Entschuldigung, wenn ich mich an die eigentlichste halte.

Der Dogmatische Theist, welcher das Daseyn Gottes durch Vernunftbeweise vollkommen erwiesen glaubt, kann wenigstens die Thatfache nicht läugnen, daß es nur für seine Parthey erwiesen ist, nicht für die drey andern, welche diese Vernunftbeweise einhellig verwerfen. Mit einem Manne, der mir hierauf erwiedern könnte: „O! diese Skeptiker, Atheisten, und Supernaturalisten sind längst widerlegt; man sehe nur mein Compendium nach!“, kann ich mich freylich nicht weiter einlassen. Er würde sich manche vergebliche Unannehmlichkeit ersparen, wenn er meinen Aufsatz ungeslesen ließe. Aber jeden andern, der den Sieg seiner

A 5

Pars

Parthey über alle übrigen nicht in eigener Person erforschten zu haben glaube, würde ich zu bedenken bitten, daß jede der drey übrigen Partheyen eben so fest überzeugt ist, die Vernunftbeweise wären längst widerlegt, und ihr eigenes System habe durch jeden Angriff an Festigkeit und Evidenz gewonnen. Ich würde ihn zu bedenken bitten, daß jede von Zeit zu Zeit ihr nur in den Augen der Gegner eingestürztes System mit neuen Verzierungen aufstellt, und von Zeit zu Zeit neue wichtige Vertheidiger erhält; zu bedenken bitten: ob es nicht wenigstens möglich sey, daß es den Vernunftbeweisen an Allgemeingültigkeit fehle, da sie nur für Ein Viertel der Philosophischen Welt gelten? an siegender Kraft der Ueberzeugung, da sie bisher drey Theile aus vieren nicht zu überzeugen vermocht haben? und ob nicht durch das Daseyn und die Fortdauer der drey alle Vernunftbeweise verwerfenden Partheyen, wenigstens so viel ausgemacht sey, daß jene Vernunftbeweise keine unwiderstehliche, jedem denkenden Kopfe verständliche Demonstrationen sind? Durch alle Wendungen, Erörterungen und Verstärkungen, welche diese Beweise unter den Händen der Philosophen von Profession, des ganzen ehrwürdigen Standes der akademischen Lehrer durch ganz Europa, erhalten haben, ist es mit ihnen nicht einmal so weit gebracht worden, daß sie auch nur den aufgeklärtesten und eifrigsten Forschern der Wahrheit eingeleuchtet hätten.

Ich weiß, daß man sich dieses Schicksal der Vernunftbeweise bald aus der Hartnäckigkeit, bald aus der Unwissenheit der Gegner zu erklären gesucht hat. Allein ausserdem, daß die eine Erklärungsart eine abscheuliche Lieblosigkeit, die andere lächerlichen Eigendünkel verräth, sind auch beyde in Rücksicht auf Gründlichkeit so unphilosophisch, daß man denken sollte es wäre endlich die Zeit da, sie den Antipoden aller Philosophie zu überlassen. In dem kleinen Kreise meiner eigenen Erfahrung habe ich von jeder Parthey Männer kennen gelernt, die mir nicht nur durch ihre Talente und Einsichten höchst schätzbar, sondern auch durch ihren moralischen Charakter eben so verehrungswürdig sind. In der That würden diese Partheyen längst aufgehört haben, wenn sie nicht durch Anführer, die sich einander gewachsen waren, emporgehalten und fortgepflanzt worden wären. Jede derselben hätte sonst, entweder durch die übrigen aufgerieben, oder auch sogar für sich selbst eingehen müssen. Der Pöbel aus jeder philosophischen Zunft, der nur durch Ansehen und fremde Leitung zusammen gehalten werden kann, würde, sich selbst überlassen, auseinander gegangen seyn, und sich unter die Zünfte vertheilt haben, an deren Spitze er die stärksten oder berühmtesten Führer angetroffen hätte.

Seit ungefähr zwanzig Jahren sind in unserm Vaterlande große und kleine Schriftsteller mit allen



allen Arten von Waffen gegen den Supernaturalismus zu Felde gezogen; es sind nicht unbeträchtliche Siege über ihn davon getragen worden, und er ist darüber nicht ganz unverdienter Weise zum Spott der übrigen Sekten geworden. Gleichwohl hat es ihm unter seinen Anhängern nie an Männern von wahrem Genie, und ächtem philosophischen Geiste gefehlt; und noch erst seit kurzem sind Jakobis und Schloßers zu seiner Vertheidigung aufgetreten, und haben wenigstens uns befangene Zuschauer davon überzeugt, daß alle jene Siege zusammen genommen keine entscheidende Niederlage gewesen seyn konnten.

So haben auch der dogmatische Skepticismus und der Atheismus, weder durch das ihnen entgegen wirkende Interesse der Religion und Moralität, noch durch die positiven Gesetze der Staaten, noch durch die Intoleranz der privilegierten Philosophen und Theologen, eben so wenig als durch die theistischen Beweise, bis auf den heutigen Tag unterdrückt werden können.

Sollten, wie nicht anders zu vermuthen ist, die Vertheidiger der Vernunftbeweise für sich anführen wollen „auf ihrer Seite befänden sich die besseren philosophischen Köpfe in einer so ungleich größeren Anzahl, daß vielmehr, die von allen drey übrigen Partheyen zusammen genommen, mit ihnen verglichen, kaum den vierten Theil des philosophischen Publikums aus-

ausmachen dürften,,: so würde es vor allen Dingen darauf ankommen, ob sich diese größere Zahl nicht aus ganz anderen Gründen erklären ließe, als aus der Gründlichkeit jener Vernunftbeweise. Ein vom Staate vorzüglich zur Erörterung und Befestigung der Grundwahrheiten der Religion und der Moralität bestellter und besoldeter Lehrer der Philosophie hatte schon darum allein keine andere Wahl, als sich für die Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes zu erklären. Er mußte sich also zur bejahenden Parthey, und zwar zu demjenigen Theile der bejahenden Parthey halten, der seine Ueberzeugung auf Vernunftgründe baut, wenn er nicht bey seinen Collegen den Namen eines Philosophen verwirkt haben wollte. Weit entfernt daran zu zweifeln ob sich das Daseyn Gottes überhaupt demonstrieren ließe, both er daher seinen ganzen Scharfsinn auf, um dasselbe wirklich zu demonstrieren, und es an Strenge und Evidenz seiner Demonstration wo möglich allen übrigen zuvor zuthun.

So allgemein aber auch die akademischen Lehrer den Weg der Demonstration eingeschlagen haben mögen, so uneinig sind sie über die Frage, welche denn die eigentliche und unumstößliche Demonstration sey? Einige lassen mehr als Einen Beweis, ja! eine Menge, die eines immer größeren Zuwachses fähig seyn soll, gelten: während andere fest darauf bestehen, daß nur ein einziger mit Ausschluß aller übrigen der ächte seyn könne:

könne; nur daß sie sich nicht darüber vergleichen können welcher denn dieser Rechte sey. Der etne stellt den Ontologischen als den einzig möglichen auf, den der andere, welcher den physikotheologischen versicht, für ein blosses Hirngespinnst erklärt. Ein dritter endlich widerlegt die beyden vorigen, und sucht den von ihnen angefochtenen Kosmologischen als den allgemeingültigen zu erhärten. Ich berufe mich auf die seit dreyßig Jahren in Teutschland erschienenen Compendien; indem ich zuversichtlich behaupte, daß es keinen einzigen Vernunftbeweis gebe, der nicht selbst von den Vertheidigern der Vernunftbeweise bestritten und verworfen worden wäre. Wenn die stolzen Ansprüche der dogmatisch theistischen Parthey noch nicht verdächtig geworden sind, und wer die Mühe nicht scheut, eine auch nicht ganz vollständige Sammlung besagter Compendien zu durchgehen, und die in denselben aufgestellten Demonstrationen gegeneinander zu halten: der wird bald gewahr werden, wie sie sich so rein unter einander aufheben, daß auch nicht die Spur eines einzigen übrig bleibt. Auch dürfte man einen denkenden jungen Mann, um ihn gegen den Dogmatismus zu verwahren oder davon zu heilen, nur mehrere Akademien bereisen lassen, um einige der berühmtesten Professoren das Daseyn Gottes beweisen zu hören.

Wenn

Wenn man nun von der freylich sehr beträchtlichen Anzahl der akademischen Lehrer der Philosophie, die, jenigen aushebt die über den ächten Beweys vom Daseyn Gottes unter sich einzig sind, diejenigen welche nicht bloß darum beweisen, weil sie zum beweisen berufen zu seyn glauben, weil sie das beweisen von ihren Lehrern gelernt haben, weil sie es einem Philosophen für schimpflich halten nicht beweisen zu können; mit einem Worte, wenn man sich nicht an den größern, sondern den bessern Theil, an die wenigen allein hält, die als wahre Selbstdenker aus Antrieb ihres eigenen Genies beweisen: würde dann wohl die Zahl und das Gewicht dieser Wenigen noch viel größer seyn, als die Zahl und das Gewicht der Selbstdenker an der Spitze der drey übrigen Partheyen?

Und was hätte denn also die philosophierende Vernunft über den Erkenntnißgrund für das Daseyn Gottes durch ihre vornehmsten Repräsentanten bisher entschieden?

Die nicht minder unstreitige Thatsache, daß die zweyte Grundwahrheit der Religion, nemlich die Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben, in der philosophischen Welt mit der ersten gleiches Schicksal habe, bedarf hter um so weniger einer Erörterung, da alles bisher gesagte auch von ihr gilt. Destomehr aber scheint mir dasjenige, was ich unter der Grundwahrheit

heißt

heit der Moralität und dem Erkenntnißgrunde derselben verstehe, einer kurzen und genau bestimmten Erklärung zu bedürfen.

Ueber den Erkenntnißgrund der Grundwahrheit der Moralität.

Moralität oder Sittlichkeit heißt die beabsichtigte Uebereinstimmung willkürlicher Handlungen mit den Gesetzen der Vernunft. Ebendieselbe Uebereinstimmung, ohne die Rücksicht ob sie beabsichtigt worden ist oder nicht, heißt Legalität, oder Gesetzmäßigkeit überhaupt.

In wie ferne diese Uebereinstimmung in so manchen Fällen von der Willkür des Handelnden abhängen soll, muß derselbe das Vermögen haben, die Gesetze der Vernunft gegen die denselben entgegenstehenden Forderungen der Sinnlichkeit durchzusetzen. Dieses Vermögen heißt Freyheit, in so ferne der Handelnde bey der Ausübung desselben weder durch die Vernunftsgesetze noch durch die Forderungen der Sinnlichkeit gezwungen handelt. Nicht gezwungen durch die Gesetze der Vernunft, kann er, wenn er will, der Sinnlichkeit — und nicht gezwungen durch Forderungen der Sinnlichkeit, kann er, wenn er will, der Vernunft den Vorzug geben. Da ihm beydes gleich möglich ist, kommt es bloß auf ihn an, woran er sich halten will. Er hat freye Wahl entweder seinen Entschluß durch

seits

seine Vernunft selbst zu bestimmen, oder ihn durch die Objekte der Sinnlichkeit bestimmen zu lassen.

In wie ferne sich der Mensch dieses Vermögen, zwischen zwey verschiedenen Gesetzen zu wählen, bewußt ist, (in wie ferne er weiß, daß er es in seiner Gewalt hat gut oder böse zu handeln) in so ferne kann er durch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Vernunftgesetze keineswegs im Bewußtseyn jener Freyheit gestört werden. Denn diese Nothwendigkeit ist zwar der Vernunft, aber nicht ihm selbst, der nicht lauter Vernunft ist, unüberwindlich; so wie die Nothwendigkeit des Instinktes zwar dem Instinkte selbst, aber nicht dem Wesen, das neben Instinkt auch noch Vernunft hat, unvermeidlich ist. Aus der Nothwendigkeit des Vernunftgesetzes folgt, daß der Mensch keine andere Wahl habe — als zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, daß er zwischen beyden wählen müsse, aber keineswegs daß er keine Wahl habe, nicht frey sey.

Ich will hier nicht untersuchen, ob eine noch so genaue Beobachtung der Vernunftgesetze, wenn sie gezwungen wäre, moralisch heißen könnte; ich behaupte nur, daß der Glaube, unser Wille handle auch selbst durch Vernunftgesetze gezwungen, unmöglich mit der Ueberzeugung von der durchgängigen Verbindlichkeit und Möglichkeit des Sittengesetzes bestehen kann. Denn dieser Glaube müßte nothwendig von dem Bewußtseyn begleitet seyn, daß es eine Menge Fälle

C

gebe,

Z. M. Jun. 1789.



gebe, wo der Zwang der Vernunft durch den Zwang der Sinnlichkeit vereitelt würde. Der Mensch könnte daher das Sittengesetz nur für jene Fälle für verpflichtend, oder welches eins ist, seine Beobachtung nur für jene Fälle für möglich halten, in welchen der Zwang der Vernunft nicht durch den stärkern Zwang der Sinnlichkeit überwogen würde. Er würde also die Sittlichkeit seiner Handlungen auf die von seinem Willen und ihm selbst gleich unabhängige Stärke seiner Sinnlichkeit ankommen lassen müssen; sie würde nur in wenigen, von ihm selbst unabhängigen Fällen zur fälliger weise möglich, in allen übrigen unmöglich seyn. Dieß ist die Ursache warum ich die Ueberzeugung von der Freyheit, die Grundwahrheit der Moralität genannt habe.

Ich habe noch stärkere Gründe, die ich nur mit der Zeit, nach dem ich, mit meinen Lesern über allgemeyn gültige Principien einig seyn werde, das heißt nur nach der versprochenen Theorie des Vorstellungsvermögens vortragen kann.

Wer nie über die Freyheit philosophiert hat, der ist von ihrer Wirklichkeit wie von seinem eigenen Daseyn überzeugt. Sie ist ihm eine Thatsache die er aus seiner inneren Erfahrung kennt, deren er sich durch das Selbstgefühl bewußt ist, und wovon er sich selbst neue Proben zu geben jeden Augenblick in seiner Gewalt hat. Die Wirklichkeit der Freyheit ist ihm der
völlig

vollgültigste Beweis von ihrer Möglichkeit. Dasjenige, was so manchen Philosophen an dieser Möglichkeit unbegreiflich ist, fällt ihm nicht auf, oder bekümmert ihn so wenig als das Unbegreifliche bey Tausend andern Fällen, wo er sich mit Recht durch die Evidenz des Daseyns alles Grübelns über die Möglichkeit überhoben glaubt. Allein in der philosophischen Welt ist sogar die Wirklichkeit der Freyheit zum Problem geworden, nachdem man es bisher vergebens versuche hat über die Möglichkeit derselben einig zu werden. Ueber keinen andern Gegenstand haben auch die scharfsinnigsten Köpfe bey vielem Vortreflichen so viel spitzfindiges, unverständliches, und unlesbares geschrieben; und die Philosophie hat wohl keine andere Frage aufzuweisen, die schwerer zu beantworten, und gleichwohl weniger abzuweisen wäre.

Neuere Schriftsteller, die sonst nichts weniger als Skeptiker sind, haben die Frage über die Möglichkeit der Freyheit für schlechterdings unbeantwortlich gehalten; und nur daraus läßt sich erklären, wie sie diese Frage in Rücksicht auf die Moralität für ganz entbehrlich und gleichgültig ansehen, und dreist behaupten konnten: alle Zweifel an der Möglichkeit der Freyheit würden durch die Evidenz des Selbstgefühls, welches der Wirklichkeit der Freyheit ein unwidersprechliches Zeugniß gebe, vollkommen zum Schweigen gebracht.

Läßt sich aber denn auch das Daseyn von Philosophen läugnen, welche aus was immer vor Gründen von der Unmöglichkeit der Freyheit überzeugt, das Zeugniß des Selbstgefühls für eine bloße Täuschung erklären?

Die Philosophie muß über den Erkenntnißgrund für die Ueberzeugung von der Freyheit des Willens Rechenschaft geben; er mag im Selbstgefühle oder sonst wo immer vorhanden seyn. Ist die Freyheit eine unbegreifliche Thatsache, so muß wenigstens diese Unbegreiflichkeit allgemeingültig erörtert werden, wenn sie nicht mit der Unmöglichkeit verwechselt, wenn aus ihr keine Unmöglichkeit gefolgert werden soll. Man muß darüber einig geworden seyn, daß nur die erkennbare nicht die denkbare, die physische, nicht die logische Möglichkeit der Freyheit unbegreiflich seyn könne. Sey es dann daß sich (aus sehr begreiflichen Gründen) nicht begreifen lasse, wie die Freyheit möglich sey: so muß doch wenigstens vollkommen begriffen, allgemeingültig dargezogen werden, daß sie nicht unmöglich sey, daß sie keinen Widerspruch in sich fasse, daß sie wenigstens unter die denkbaren Dinge gehören. Nur durch einen allgemeingültigen Beweis dieser Nichtunmöglichkeit kann das Zeugniß des Selbstgefühls (auf welches sich zwar die Wirklichkeit der Freyheit annehmen, aber aus welchem sich keineswegs die Möglichkeit derselben begreifen läßt) gegen alle Gräbeln und Zweifel

set der Speculation gesichert, und zum philosophischen Erkenntnißgrunde für die Grundwahrheit der Moraltät erhoben werden. Der gemeine Menschenverstand kann und muß die Nichtigkeit der Freyheit ohne allen Beweis annehmen; ihm kann und muß das Zeugnis des Selbstgefühls, unabhängig von Vernunftbeweisen, ein vollgültiger Erkenntnißgrund seyn: allein die philosophierende Vernunft kann und muß sich Beweise der Denckbarkeit absondern, bevor sie dem Zeugnisse eines bloßen Gefühls trauen darf, das ihr so lange verdächtig seyn muß, als sie nicht über die Nichtigkeit des Bezeugten mit sich selbst einig ist. Bis dahin giebt es für sie keinen allgemeingeltenden Erkenntnißgrund für die Freyheit, und in wie ferne die philosophische Ueberzeugung mit dem Erkenntnißgrunde steht oder fällt, ist es auch bis dahin in der philosophischen Welt nicht ausgemacht, ob es Freyheit überhaupt gebe oder nicht.

Die dogmatischen Philosophen, welche bisher das Zeugnis des Selbstgefühls für die Freyheit durch ihre Beweise gegen alle Einwürfe gerettet zu haben glauben, können sich unmöglich einfallen lassen, die philosophierende Vernunft habe durch sie die große Frage von der Freyheit des Willens befriedigend beantwortet, ohne nicht vorher drey Partheyen, welche das Gegentheil behaupten, von der Ungültigkeit ihrer Ansprüche auf philosophierende Vernunft überwiesen zu haben. Auch

über die Frage: ob es überhaupt einen Erkenntnißgrund für die Freyheit gebe, zerfällt das philosophische Publikum in eine verneinende und in eine bejahende Hauptparthey, die sowohl durch ihren Streit gegen einander, als durch ihre innere Spaltungen das Schauspiel der vier Hauptsekten und des sonderbaren Kampfes derselben fortsetzen, das aus eben so vielen Akten besteht, als die spekulative Philosophie wichtige Probleme bisher aufzuweisen hatte.

Gegen allen Erkenntnißgrund für die Freyheit erklären sich die dogmatischen Skeptiker, welche von der Grundlosigkeit des Begriffes der Freyheit überzeugt zu seyn glauben. Man hat läugnen wollen, daß diese Ueberzeugung aus den Principien des dogmatischen Skepticismus nothwendig erfolge, in dem dieser doch wenigstens subjektive Wahrheit zulasse, und folglich dem Zeugnisse des Selbstgefühls in so ferne den Beyfall nicht versagen könne. Freylich giebt der dogmatische Skeptiker subjektive Wahrheit zu; d. h. Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande in wie ferne derselbe gedacht wird. Allein er erklärt diese subjektive Wahrheit so lange für eine mögliche Täuschung, als es nicht erwiesen ist, daß der Gegenstand so gedacht werden müsse, wie er in der Vorstellung vor kommt. Diesen Beweis, und die von demselben abhängige Erkenntniß der objektiven Wahrheit, hält er für unmöglich. Wenn er daher auch nicht die Vor-

stellung

stellung der Freyheit läugnen kann, so kann er doch eben so wenig mit sich selbst einig werden; ob die Freyheit mehr als eine bloße Vorstellung, ob sie als etwas von der Vorstellung Verschiedenes denkbar, ob sie mehr als eine bloße Einbildung sey. In wie ferne er aber die Denkbarkeit der von der bloßen Vorstellung verschiedenen Freyheit als unerweislich einsieht, läugnet er doch wohl allen philosophischen Erkenntnißgrund für die Freyheit.

Der Fatalist geht noch weiter. Er findet den Begriff der Freyheit nicht nur grundlos, sondern sogar widersprechend; weil er sich keine Willenshandlung denken kann, die nicht durch unvermeidliche absolute Nothwendigkeit bestimmt würde. Hierher gehört z. B. der Materialist der alles Wirken und Leiden des Gemüthes den Gesetzen der Bewegung, und der Pantheist, der alles Seyn und Handeln der hypostasierten Nothwendigkeit, die er für den Grundstoff aller Realität ansieht, unterwirft.

Die bejahende Hauptparthey wird kaum durch die unbestimmte Behauptung, daß es überhaupt einen Erkenntnißgrund für die Freyheit gebe, zusammen gehalten; so sehr ist sie mit sich selbst über die Frage uneinig, ob dieser Erkenntnißgrund in der natürlichen Vernunft, oder in der übernatürlichen Offenbarung aufzufuchen sey?

Der Supernaturalist hält alle Vernunftgründe für die Denkbareit der Freyheit für Täuschungen des Eigendünkels der verkehrten Vernunft. Die natürliche Freyheit ist ihm gerade das Gegentheil von dem, was sie dem dogmatischen Theisten ist. Dieser hält sie für das Vermögen das Beste, jener' für das Vermögen das Schlimmste zu wählen — ein Unvermögen der geschwächten, sich selbst, oder vielmehr der Sinnlichkeit hingegebenen Vernunft, die nur durch übernatürlichen Beystand, Erleuchtung von oben herab, theologische Gnade, in die Freyheit der Kinder Gottes wieder eingesetzt werden kann, seitdem sie Sclavin der Sünde geworden ist. Diese Freyheit ist nur durch Offenbarung erreichbar, und wird den Glaubigen mit dem Lichte derselben zu Theil.

Vergebens ist diese Lehre von der übernatürlichen Freyheit durch die Vertheidiger der natürlichen als äußerst unphilosophisch erklärt worden. Die älteren Supernaturalisten haben den Namen eines Philosophen als einen Schimpfnamen von sich abgelehnt, und einige Neueren glauben ihn dadurch in einen Ehrentitel umzuschaffen, daß sie sich desselben ausschließend bemächtigen. Der Umstand, daß sie sich aller Untersuchung über die Möglichkeit der Freyheit, die ihnen Glaubensartikel ist, enthalten, verschafft ihnen den Vortheil, daß sie über diese Möglichkeit unter sich einig sind, während die guten Köpfe unter ihnen allen
philosof

philosophischen Scharfsinn aufbieten, um das Unphilosophische an den Blößen der Parthey sichtbar zu machen, welche die Freyheit durch Vernunftgründe zu erkennen vorgiebt.

Leider! sind die Vertheidiger der Freyheit durch Vernunftgründe, welche über die Frage von der Freyheit die vierte Parthey ausmachen, eigentlich nur noch darüber nicht einverstanden: was sie sich unter der Freyheit zu denken haben. So findet z. B. der Determinist die Freyheit nur in der Abhängigkeit des Willens von Gesetzen die durch Vernunft erkannt sind, und in so ferne denselben von der Sinnlichkeit unabhängig machen; der Aequilibrist hingegen in der gänzlichen Unabhängigkeit des Willens von der Vernunft sowohl als von der Sinnlichkeit. Beyde beschuldigen sich gegenseitig des Fatalismus, den dieser in der moralischen Nothwendigkeit und dem nothwendigen Bestimmtwerden, jener aber in dem gänzlichen Gleichgewichte, und der blinden Willkühr zeigen zu können glaubt. So wird z. B. dem Deterministen vorgeworfen, seine Freyheit sey ein leeres Wort, womit er sich und andere täusche, und seine moralische Nothwendigkeit nur ein milderer Name für den unüberwindlichen Zwang. Es sey ganz einerley, ob der Wille durch Sinnlichkeit oder durch Vernunft genöthiget würde, wenn er nur durch etwas, was nicht er selbst ist, bestimmt werde. In beyden Fällen sey dasjenige wo:

durch er bestimmt werde, das von ihm unabhängige Naturgesetz. Die Vernunft, oder das Vermögen den nothwendigen Zusammenhang unter den Dingen an sich einzusehen, hienge ganz von dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge, und durch sie der Wille von eben demselben ab. Durch diesen nothwendigen Zusammenhang bestimmt werden, könne doch unmöglich frey handeln heißen. Durch Sinnlichkeit bestimmt werden wäre eben so viel, als durch einzelne Eindrücke der Dinge; durch Vernunft bestimmt werden eben so viel als durch den Zusammenhang der Dinge genöthiget seyn. Warum soll der Zusammenhang der Dinge meinem Willen weniger Gewalt anthun als der einzelne Eindruck? warum dieser meine Freyheit aufheben, jener aber sie sogar ausmachen helfen? u. s. w. Es dürfte freylich den Determinirten nicht an Antworten fehlen: ob sie aber auch allgemein befriedigend seyn würden, muß hler unentschieden bleiben. Keine der bisherigen wenigstens hat auch nur die übrigen dogmatischen Vertheidiger der natürlichen Freyheit, vielweniger aber die drey andern Partheyen überführet, deren Daseyn und Fortdauer laut genug zeuget, daß in der Philosophischen Welt über die Grundwahrheit der Moralität so wenig als über die Grundwahrheit der Religion etwas allgemeingeltendes fest stehe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

K.

III.

III.

Otaheiti.

Lichtet die Anker, und ziehet die Tau' an, und löset die Segel,
 Nach Otaheiti hin geht mein geflügeltes Schif.
 Oder ist Eine der seligern Inseln im friedlichen Meere,
 Richtet dorthin den Lauf, steuret mir dorthin den Mast!
 Denn ich bin müde des Lebens Hesen hier länger zu trinken.
 Auf und verlaßt dieß Gestad', suchet die freundliche Bucht,
 Wo die Welle des Meeres gelinder ranschet, ihr Spiegel,
 Trunkener Bilder voll, leiser am Ufer zerfließt.
 O wie selig ist's hier des langermüdeten Lebens
 Süsse Vergessenheit dir, Brust der Natur, zu entziehen,
 Unter Kokospalmen und Pandang! Wie säufelt gelinde
 Durch den gesiederten Busch kühlender Westwinde Hauch!
 Wie zerfließet in Gold des Himmels glänzender Saphir!
 Leicht, wie mit Schmetterlingsflug, fliegt der Gedanke
 umher;
 Gleich dem bunten Geschöpf mit allen Farben der Sonne,
 Gaukelt er lustig umher, saugt den ätherischen Duft.
 An die Korallene Klippe, die weithin im Meer sich verbreitet,
 Hängt ein Muschelgeschlecht zierlich sein farbigtes Haus;
 Und du glaubest, wenn du von des Meeres schimmerndem
 Teppich
 Hinschau'st, ein Feen-Reich sey hier in Grotten erbaut.

Doch

Doch was braucht es des Zaubers? Sieh, hier am holden
Gestade,

Einen holderen Blick! Welche Gestalten sind das?
Reizende Mädchen! sie bringen, in Körben von Kokos gestochten,
Den gewürzreichen Duft seltener Früchte dir dar.
Hier des Pisangs gezuckerte Feige, des göttlichen Brodtbaums
Allernährende Frucht, Aepfel von Purpur und Gold,
Wurzeln der Yamé, und milde Patatten; vor allen der Palme
Köstlichen Kern, der Natur reichstes und bestes Geschenk.
Lieblichsten Töchter des lieben, des ganz glückseligen Eilands,
Sagt, hat die Sonn' aus Reid euch ihrer Stralen beraubt?
Ehnmückte die Erd' euch selbst mit ihrer bräunlichen Farbe?
Hat mit dem purpurnen Kleid Pontus euch schamhaft bedeckt?
Traget nicht Sorge der dunkleren Farbe, sie hüllet nur Reize
Edlern Ansehn und Werths in ein bescheidner Gewand.
Oft ermüdet der Glanz der allverblendenden Sonne,
Lieblicher leuchtet die Nacht unter dem Schimmer des Mond's;
Lieblicher glänzt am ranklichten Stock die purpurne Traube,
Braun, Philomela, bist du, die du den Himmel entzückst!
Wandelt ihr am Gestad', schwimmt ihr durch die silbernen
Fluthen,

Nie sah das Ufer, die Fluth trug nie ein schöneres Bild.
Nicht so biegt, mit gefälligen Reiz, das zärtliche Rohr sich,
Als eure zarte Gestalt holden Umarmungen weicht.

Wo, wo führt ihr mich hin? zu welchen Grotten und Lauben?

Welch ein flüsternd Geräusch, welcher balsamische Duft,

Kündet

Sündet mir an mein neues, mein seliges Leben! O nehmt mich,
 Wo der sprossichte Baum halb schon den Himmel erreicht,
 Und die breiten Aeste zur Erde senket, da will ich
 Unter euerm Schutz friedliche Wohnungen bau'n.
 Heiter kommt hier der Tag von der Berge duftigen Höhen,
 Heiter kommt mir die Nacht, hoher Entzückungen voll.
 Hier soll der Stern der Liebe am ganzen Himmel mir brennen,
 Auch die Freundschaft erbaut hoch sich den heil'gen Altar;
 Rein die Flamme, sie nähret vom Stof allbeselter Natur sich,
 Lebet durch ihren Hauch, wird nur verzehret durch ihn:
 Aber ihr Wesen bleibt und dringt von Geschlecht zu Geschlechtern:
 Denn, wo die Wahrheit erscheint, weckt sie die Seelen zum
 Glück,
 Die ihr verbreiteter Glanz stets schöner beglückt: so hauchet,
 Unbegrenzet vom Tod, sanft hier mein Leben noch fort.

v. B.

IV.

Blomberis,

ein zum Throne bestimmter Prinz, erzählt die
 Lehren, welche ihm sein Oheim Lyonel gab.

Aus einer Ritterepöee: Blomberis.

Doch, was der Held zu aller Zeit
 Am eifrigsten gelehrt, am heiligsten empfohlen,



Die Wissenschaften schätze du,
 Und halte hoch die ihres Dienstes pflegen;
 Was du für sie thust, strömt dir zehnfach wieder zu:
 Ihr Kiel nützt manchemahl mehr als deiner Krieger Degen.
 In ihrer Hand ist dein und deines Volkes Ruhm;
 Sie drücken jeder That der Fürsten jenen Stempel,
 Der ihnen recht dünkt, auf, und in der Ehre Tempel
 Verwalten sie das Priesterthum.

Den Adel lasse nie die Bürgerlichen kränken;
 Doch kränk' auch du den Adel nie,
 Goust muß der Einsichtsvolle denken,
 Du wollest von der Monarchie
 Zum Despotismus überlenken;
 Du wollest, gleich Tarquin dem Uebermüth'gen, die
 Mohnhäupter, so hervor aus allen andern ragen,
 Mit schlaudem Stab herunter schlagen. *)

Geburt

*) Als Sextus, der Sohn Tarquins, der durch List das ganze
 Vertrauen der Sabier gewonnen, bei seinem Vater anfragen
 ließ: was er jetzt zu thun hätte? soll dieser den Vorheren
 statt der Antwort in den Garten geführt, und mit dem Stabe
 die höchsten Mohnhäupter herabgeschlagen haben. Der Sohn
 verstand den Wink, und schaffte die Nächsten auf die Erde.
 E. Livius I. B. 54 Cap.

Geburt sey immerhin ein Vorurtheil (ob schon
 Von einem Tapferen sehr oft ein Tapfrer stammt,
 Und nichts die Seele so mit Edelmuth entflammt,
 Als der Gedank': auf Sohn und Sohnes Sohn
 Erb' ewig fort der uns erteilte Lohn)
 Doch, sey Geburt und die damit verknüpften Ehren
 Ein Vorurtheil! Du darfst es nicht zerstören;
 Auf diesem Vorurtheil ruht ja dein eigener Thron.

Gerachte stets den Irrwahn schwacher Köpfe:
 Ein Fürst muß alles selber thun.
 Der König Mark durchsucht den Höfen ihre Töpfe,
 Sieht, ob der Gärtner wohl die kranken Bäume schröpfe,
 Und ob der Meier jedes Huhn
 Gefüttert, läßt sich selbst und andre niemahls ruhn,
 Sieht immer Fehler, bessert immer,
 Und dennoch geht's im Ganzen desto schlimmer.

Was sagt die Welt von ihm? sie sagt, dieß Königlein
 Ist in dem Kleinen groß, und in dem Großen klein.
 Der Herrscher muß als Strom das Hauptrad treiben,
 Und dieses wird am Ende stehen bleiben,
 Wenn er mit der und jener Kleinigkeit
 Das allerkostbarste verschwendet — seine Zeit.
 Ein Fürst thut alles schlecht, der sich in alles mischet,
 Und wird gewiß dereinst vom Enkel ausgezisset.



Der Schluß ist klar, du brauchst getreuer Diener viel,
 Drum gieb dir nie das Ansehn eines Gottes,
 Gesteh, daß du sie brauchst; nie mache sie zum Ziel,
 Auf die dein schaler Witz die Pfeile seines Spottes
 Nach toller Willführ schnellst; sie helfen deine Last
 Dir tragen, nützen so wie du in Deiner Sphäre,
 Drum glänz' auch um ihr Haupt ein Theil von deiner Ehre!
 Weh dir, dafern du sie zu stillen Feinden hast!

Vertrau die besten Saamenkörner
 Dem Staatesacker; ohne sie
 Ist, was du thust, verlorne Müß,
 Nur unkraut ärntest du und Dörner.
 Sie werden zwischen dir und deinem Volke stehn;
 Auch, was du klug befehlt, zur Thorheit dir verdrehn,
 Sich aus der Schlinge ziehen, und in Geheim frolocken
 Wenn jeder Plan mißlingt und alle Räder stocken.

Durch Furcht allein regiert man niemals wohl;
 Denn sie beherrscht und zeugt nur Bösewichter.
 Wie sehr erniedrigte das edle Kapitol
 Kaligula und die von dem Gelichter!
 Nicht wahr, da sank die Römerherrlichkeit?
 Beglückt der Staat, dem gern ein guter Mann sich weicht!
 Doch dieses führe ja dir immer zu Gemüthe;
 Den guten Mann bezwinget nur die Güte.

Doch

Zwar kann auch wohl der Zorn des Fürsten nöthig seyn;
 Doch zeig' ihn selten nur, damit er wichtig bleibe.
 Das Reissen ist allein dem Weibe,
 Und dem Faum zu verzeihn; auch bilde dir nicht ein,
 Es müß' ein Fürst für jegliches Gebrechen
 Rath schaffen: denn wer gleich nach Arzeneyen schießt,
 Wenn's ihn ein bißchen sticht, blähet, jucket oder drückt,
 Der wird gewiß den Körper schwächen.

Ein anders Uebel führt die Strenge noch mit sich:
 Sie lähmt die Thätigkeit und macht die Klügern zagen;
 Du selbst, was würdest du in einen Staate wagen,
 In dem ein laun'scher Wütherich
 Den Zufall oder doch, was an den Zufall gränzet,
 Die kleinste Schuld bestraft. Vernimm den größten Zug,
 Den Janna je in ihre Bücher trug,
 Und der gleich einer Conn' in Roms Annalen glänzet,

Nachdem der Punier *) bey Cannä überwand,
 Das Siegerheer noch an den Thoren stand,
 Der Konsul **) aus der Schlacht, die tollkühn Er begonnen,
 Die schändlich Er verlor, mit siebzigen entronnen;

A 2

Was

*) Hannibal.

**) Terentius Varro.

Was that an ihm das edle Rom,
In dessen Mauern fast des Bürgerblutes Ström
Hineinstoß? Ward er wohl beschimpft, verbannt, entehrt
Ward er für einen Feind des Vaterlands erklärt?

O nein! entgegen kam ihm eine große Schaar
Des Volks, der Ritterschaft, der weisen Senatoren,
Und brachten ihren Dank für seinen Muth ihm dar,
Weil er nicht Alles für verloren

Gehalten. Edle That, und die dem Volke ziemt,
Das stets die Ehre mehr als feige Furcht gebietet,
Das nie durch Grausamkeit in Strafen sich entehrt,
Ja, der gelindesten mit Rechte sich gerühmt! *)

Gesetze ziehn die Nationen;

Man saget, Könige, die nah dem Nordpol wohnen,
Erniedrigten sich selbst und ihren Staat so sehr,
Und ließen Schuldige gebunden

Auf öffentlichem Platz durch Büttels Hand, gleich Hunden
Durchpeitschen, und das Volk stünd' um die Bühne her;
O laß uns, wie die Brut der Vipern, Menschen meiden,
Die diese Züchtigung bedürfen oder leiden.

A.

IV.

*) Gloriari licet ulli gentium mitiores placuisse poenas,

Liv. I. §. 28.

IV.

Fortsetzung
des
ungedruckten Journals eines Reisenden
von
den Jahren 1784 und 1785.

(L. Z. M. Februar 1789. S. 188 - 208.)

Unter allen Spitalern in Mailand zeichnet sich das große Hospital aus. Es ist ein ausnehmend großes Gebäude, das mehrere große Höfe einschließt, die einen freyen Durchzug der Luft befördern. Es enthält, ausser den Kellern und Küchen, Bäder, eine Apotheke und ein Archivzimmer, die alle gesehen zu werden verdienen. Neunzehn Vornehme vom Adel sind Vorsteher darüber, von denen nach der Reihe, täglich ein Paar hin kommen müssen, um Aufsicht über Alles zu haben, die Listen der neu Angekommenen und der Abgegangenen durchzusehen, Alles aufzeichnen zu lassen, und die nöthigen Veranstellungen zu treffen. Die Ordnung die durchgängig herrscht ist vortreflich. Es befinden sich gegenwärtig 1200 Patienten darin, die in 25 große geräumige Schlaffäle vertheilt sind. Zu ihrer Versorgung sind 26 Aerzte, 4 Geistliche, und eine Menge von Personen bestellt, die theils mit Aufwartung, theils in der Küche, Apotheke u. s. w. zu thun haben.

An dem Tage da ich zum erstenmale dort war, hatte man 51 Kranke hingebracht. Täglich braucht man 1300 Pfund Brod, und alle Wochen werden 28 Kälber geschlachtet. Das Haus hat 850,000 Lire Einkünfte, und macht doch jährlich noch Schulden, die durch nach und nach eingehende Schenkungen getilgt werden müssen. Es besitzt einen sehr beträchtlichen Seidenbau, und leidet daher viel wenn die Seidenwürmer einmahl nicht gerathen, oder die Seide zu sehr im Preise fällt. Ehemals wurden die geschwächten Mädchen und die Findelkinder auch hierher gebracht: man hat sie aber jetzt in ein abgesonderetes Haus gegen über gethan, das St. Catarina alla vora heißt. Die Findelkinder werden alle Jahre neu gekleidet, und alle Aufwärterinnen in dem großen Hospitale werden aus ihnen genommen. Heurathet eins dieser Mädchen, so bekommt es eine kleine Ausstattung und 100 Lire baares Geld.

Höchst sonderbar ist es, daß man an einem Orte, wo so viel zum Besten der Elenden geschieht, doch für eine der vorzüglichsten Bedürfnisse kranker Personen gar nicht gesorgt hat: ich meyne das Bettmachen. So groß auch die Anzahl der Leute ist, die man zu allen andern Arten von Arbeit in diesem Hospitale angestellt hat, so sind doch die Betten niemand angewiesen. Die Geistlichen haben dieses zu verantworten; sie haben ein verdienstliches Werck daraus gemacht, und daher haben es vornehme Leute aus der Stadt übernommen, die sich

glick:

glücklich genug schätzen einen Theil ihrer Sünden damit büßen zu können. Jede von der angesehensten Familien besorgt eine gewisse Anzahl von Betten, und nicht selten trifft man die größten Damen über dieser Beschäftigung an. Doch halten sie meist Leute, die den täglichen Dienst an ihrer Stelle versehen müssen, die sich aber auch weiter um nichts als um die ihnen aufgegebenen Zahl bekümmern. Daraus entsteht nun das Uebel, daß arme Leute, die keine Bekannten und Gönner haben, und für die also Niemand sorgt, wenn ihnen selbst die Kräfte fehlen das Bette zu machen, 8 Tage warten müssen, ehe sie ihr Lager verändern können, weil nur alle Sonntage eine gewisse geistliche Bruderschaft herumzieht, die sich über diese, in dem einzigen Punkt hilflosen Elenden erbarmt. Wie unausstehlich das im Sommer seyn muß, kann man sich leicht vorstellen.

Das ehemalige Jesuiten-Collegium ist gegenwärtig ein Zufluchtsort aller Wissenschaften und Künste. Man hat für jede derselben Professoren angestellt, und das ganze große Gebäude aufs Vortheilhafteste, theils zu Wohnungen für sie, theils zum Unterricht eingerichtet. Die neue Sternwarte befindet sich im Bezirk desselben. Auf einem vorzüglich guten Fuße ist die Zeichenakademie daselbst. Man hat besondre Zimmer für architektonische Zeichnungen, für Verzierungen, für Handzeichnungen nach Mustern, nach Antiken, und einen Saal, darin nach dem Leben gezeichnet wird. Alle werden

häufig besucht und die Schüler werden nach ihren Fähigkeiten oder Bestimmungen in die verschiedenen Zimmer vertheilt; ich sahe in jedem Fache Proben von Schülern die vortreflich waren. Die Brüder ferrari von hier, die beynahe ganz Teutschland mit Gypsabgüssen der berühmten marmornen Bildsäulen Italiens versehen haben, haben auch der hiesigen Akademie dergleichen geliefert und zwar von den ersten. Sie sind zum Nachzeichnen oder Formen in einem eignen Saale aufgestellt, in dem man an den Wänden noch eine große Anzahl von Akten berühmter neuerer Meister sieht.

Die Bibliothek die in diesem Gebäude aufbewahrt wird, ist, wenn auch nicht die kostbarste und seltenste, doch die größte in Italien. Sie besteht aus drey besonders gesammelten: aus der ehemaligen Gesultischen, der gräflich Pertusatischen, und der Hallerschen. Sie macht, ohne die Doubletten zu rechnen, über 60,000 Bände aus. Sie soll Schätze besitzen, die noch gar nicht bekannt sind, weil seit der neuen Einrichtung noch nicht Zeit genug gewesen ist, sich gehörig damit zu beschäftigen, und soll an schönen Ausgaben alter Schriftsteller und an Büchern die im 15ten Jahrhunderte gedruckt wurden, eine seltne Sammlung haben. Die Bibliotheken aus allen im Mailändischen Staate aufgehobene Klöstern werden hieher geschafft, und ob man gleich von diesen gewöhnlich das Meiste wegwerfen muß, so finden sich doch auch hier und da Raritäten darunter.

Der

Der Bibliothekar Baron Cronthal, ein liebenswürdiger Mann, der, neben den Arbeiten seines Amtes, Naturgeschichte zu seinem Lieblingsfache gemacht hat, wird gegenwärtig die oben benannten 3 Bibliotheken in eine zusammenschmelzen, und sie in zwey große Gallerien nach den Wissenschaften vertheilen *). Neben diesen Gallerien wird eine Reihe von Zimmern angebracht, und Ofen hineingesetzt, um auch im Winter darinnen arbeiten zu können. Handschriften sind gar nicht hier zu finden. Die Hallersche Bibliothek, die aus 14,000 Bänden bestand, hat der Kaiser für 2000 Louis'd'or (vermuthlich französische zu 24 Livres) gekauft: die Pertusatische hat 14,000 Dukaten gekostet. Ich sahe zugleich die Firmiansche, die man hierher in einen großen Saal einstweilen zum Aufheben gebracht hat, weil sie ebenfalls feil ist, und vielleicht vom Kaiser noch gekauft und dem Brera geschenkt werden könnte. Inzwischen hat man wenig Hoffnung dazu, denn so groß diese Sammlung ist, so hat sie doch keine seltenen Werke, und viele von den kostbaren die darunter anzutreffen sind besitzt die hiesige Bibliothek schon. Ueberdies macht der Aufwand ein großes Hinderniß: denn es

Z 5

werden

*) Eben der Reisende, dem ich die oben angeführte Nachricht von der jetzigen Beleuchtung Mailands zu danken habe, meldet mir, daß Baron Cronthal nicht mehr Bibliothekar in Brera, sondern Vicepräsident der Regierung zu Como geworden sey.

werden nicht weniger als 15.000 Dukaten dafür gefordert. *)

Ich habe von den hiesigen Gelehrten außer Baron Cronthal, nur Landriani, den Pater Vini, und den auswärts unter den 3 hiesigen Gelehrten seines Namens am meisten bekannten Moscati, kennen lernen. Es hält in einer Stadt von großem Umfange so schwer, Leute von Geschäften anzutreffen und sie zu genießen, daß ich die Lust verlorh mich noch nach andern zu bestreben, zumal da ich bey diesen eine gute Aufnahme fand, und Erlaubniß erhielt sie während meines Aufenthalts öfters zu besuchen, die ich auch benutzte. Zu dem Marchese Beccaria, dem berühmten Verfasser des Buchs *De' delitti e delle pene*, wünschte ich mir zwar einen Zutritt, ich konnte aber keine Gelegenheit dazu finden, und Aufdringlichkeit ist nie meine Sache gewesen. Er ist jetzt Mitglied des Magistrats, lebt ganz in der Stille, und arbeitet nicht mehr für das Publikum. Landriani ist ein noch junger einnehmender Mann, der sich wenigstens dem Scheine nach viel mit seiner Wissenschaft beschäftigt, mich aber doch wegen seiner gar zu großen Galanterie und seinen zu weitläufigen Verbindungen mit der großen Welt etwas mißtrauisch

*) Die Firmiansche Bibliothek ist, wie ich erfahren, wie der aus dem Brera hinweg, und in einen Buchladen verkauft worden, wo sie zum Verkauf in Commission steht.

traulich gemacht hat. Der Pater Bini lebt nur für
 die Mineralogie, und ihm hat für dieses Fach das
 Naturalienkabinett im Kloster bey St. Alessandro viel
 zu danken. Er stellt oft kleine Reisen an, von denen
 er allemahl beschwert wieder zurück kommt. Von der
 Insel Elba findet man merkwürdige Sachen hier. Als
 ich ihn besuchte, hatte er eben eine schöne Sammlung
 von Salzen aus Pohlen bekommen, die ihm ungemein
 nes Vergnügen machte. Mit Moscati muß man eini-
 ge Zeit bekannt seyn um ganz den vortreflichen Mann
 an ihm zu finden, der er wirklich ist; denn seine Zu-
 rückhaltung läßt das nicht gleich vom Anfange an ihm
 bemerken. Er ist eigentlich Professor der Chirurgie
 und Arzt an dem Hospitale St. Catarina alla rotta,
 bey dem er auch wohnt, hat überdieß eine starke Praxis,
 ist aber nichts desto weniger eifrig genug um sich auch
 mit andern gelehrten Arbeiten abzugeben. Meteoros-
 logie ist besonders sein Lieblingsstudium, und er ver-
 wendet vielen Fleiß auf die Erfindung brauchbarer
 Instrumente, vermittlest derer man zu mehrern Kennt-
 nissen in diesem Fache gelangen könnte. Ich habe ver-
 schiedne sehr sinnreiche bey ihm gesehen, die er in ei-
 nem besondern Werke zu beschreiben Willens ist. Ein
 deutscher Künstler Namens Megele, aus Augspurg,
 leistet ihm dabey treffliche Dienste. Dieser hält sich ge-
 genwärtig hier auf, und hat es in seinen Arbeiten sehr
 weit gebracht. Er hat auch schon verschiedene astron-
 omische Instrumente für das hiesige Observatorium mit
 großem

großem Beyfall verfertigt, so daß man die Engländer ziemlich entbehren kann.

Der Gelehrsamkeit in Mailand thut allerdings das so nahe Pavia Abbruch, in der sie doch eigentlich ihren Sitz hat. Ich unterließ nicht diesen Ort von dort aus zu besuchen, und fand ihn sehr geschikt, mit den berühmtesten Universitäten zu wetteifern. Zwar findet sich hier nicht eine so große Anzahl von Studierenden ein, als auf andern, und sie hat sich besonders seit Tissots Abreise vermindert: aber der Ort ist an sich zu einem Musensitze sehr passend, und die Aufmerksamkeit, die schon Maria Theresia ihm schenkte, und Kaiser Joseph jetzt erhält, müssen ihn nothwendig immer blühender machen. Seine Lage in einer schönen fruchtbaren Ebne, und an dem majestätischen Po, ist ganz vortreflich; und doch sind die Berge gegen Norden und Süden nicht entfernt genug, um sich nicht an ihren Schönheiten durch den Anblick weiden zu können. Man sollte glauben, es müßten hier lauter Dichter gebhren werden. Die Stadt ist groß und weitläufig gebaut, nur zu groß für ihre Bevölkerung; es herrscht eine gewisse Ruhe darinnen, die das glückliche Loos der Städte vom zweyten oder dritten Range ausmacht, und sich für Akademien so gut schickt, und die Einwohner haben allgemein den Ruhm sehr gesittet zu seyn. Der Adel ist eben nicht sehr zahlreich, und der Gelehrte ist geschätzt. Schauspiele und Vergnügungen giebt es zwar zur Erholung, doch aber nicht in zu großer dem Fleiße nachtheiliger Menge.

pavia

Pavia hat 30,000 Einwohner. Diese reichen nicht zu, die große Stadt nur lebhaft zu machen, und können nicht verhindern, daß an manchen Gegenden derselben das Gras zwischen dem Pflaster durchwächst. Man hat mich versichern wollen, daß gegenwärtig 800 Studenten hier wären; ich muß aber fast daran zweifeln, wenn ich nach dem Urtheilen soll, wie die Stunden, die am meisten besucht zu werden pflegen, besetzt waren; man müßte dann etwas auf die Karnevalszeit rechnen, zu der die jungen Leute sich vermuthlich erlauben Ferien zu machen. So viel ist gewiß, daß die Stadt ohne die Akademie gar nichts seyn würde. Man fühlt das auch so ganz, daß man sich sehr über Tissots Veränderlichkeit und mürrische Laune beklagt, weil die Universität mit ihm jährlich 200 Studenten verlehren haben soll. Ist diese Angabe zu groß, so ist sie doch wenigstens ein Beweis, daß man den Verlust stark bemerkt. Man thut daher alles nur Mögliche um junge Leute hierherzuziehen.

Die Stadt hat dadurch eine Verschönerung erhalten, daß das alte Thor, zu dem man von Mailand hereinfuhr, abgetragen und gerade an dem Anfang der Strada nuova neu aufgerichtet worden ist. Die Universitäts-Gebäude sind fast alle neu, geräumig und schön. Der Kaiser hat das teutsche Collegium aus Rom hieher verlegt, und läßt dazu ein großes Haus einrichten, das an die Kirche St. Francesco anstößt. Das

großem Beyfall verfertigt, so daß man die Engländer ziemlich entbehren kann.

Der Gelehrsamkeit in Mailand thut allerdings das so nahe Pavia Abbruch, in der sie doch eigentlich ihren Sitz hat. Ich unterließ nicht diesen Ort von dort aus zu besuchen, und fand ihn sehr geschickt, mit den berühmtesten Universitäten zu wetteifern. Zwar findet sich hier nicht eine so große Anzahl von Studierenden ein, als auf andern, und sie hat sich besonders seit Tissots Abreise vermindert: aber der Ort ist an sich zu einem Musensitze sehr passend, und die Aufmerksamkeit, die schon Maria Theresia ihm schenkte, und Kaiser Joseph jetzt erhält, müssen ihn nothwendig immer blühender machen. Seine Lage in einer schönen fruchtbaren Ebne, und an dem majestätischen Po, ist ganz vortreflich; und doch sind die Berge gegen Norden und Süden nicht entfernt genug, um sich nicht an ihren Schönheiten durch den Anblick weiden zu können. Man sollte glauben, es müßten hier lauter Dichter gebohren werden. Die Stadt ist groß und weitläufig gebaut, nur zu groß für ihre Bevölkerung; es herrscht eine gewisse Ruhe darinnen, die das glückliche Loos der Städte vom zweyten oder dritten Range ausmacht, und sich für Akademien so gut schickt, und die Einwohner haben allgemein den Ruhm sehr gesittet zu seyn. Der Adel ist eben nicht sehr zahlreich, und der Gelehrte ist geschätzt. Schauspiele und Vergnügungen giebt es zwar zur Erholung, doch aber nicht in zu großer dem Fleiße nachtheiliger Menge.

Pavia

Pavia hat 30,000 Einwohner. Diese reichen nicht zu, die große Stadt nur lebhaft zu machen, und können nicht verhindern, daß an manchen Gegenden derselben das Gras zwischen dem Pflaster durch wächst. Man hat mich versichern wollen, daß gegenwärtig 800 Studenten hier wären; ich muß aber fast daran zweifeln, wenn ich nach dem urtheilen soll, wie die Stunden, die am meisten besucht zu werden pflegen, besetzt waren; man müßte dann etwas auf die Karnevalszeit rechnen, zu der die jungen Leute sich vermuthlich erlauben Ferien zu machen. So viel ist gewiß, daß die Stadt ohne die Akademie gar nichts seyn würde. Man fühlt das auch so ganz, daß man sich sehr über Tiffors Veränderlichkeit und mürrische Laune beklagt, weil die Universität mit ihm jährlich 200 Studenten verloren haben soll. Ist diese Angabe zu groß, so ist sie doch wenigstens ein Beweis, daß man den Verlust stark bemerkt. Man thut daher alles nur Mögliche, um junge Leute hierherzuziehen.

Die Stadt hat dadurch eine Verschönerung erhalten, daß das alte Thor, zu dem man von Mailand hereinkam, abgetragen und gerade an dem Anfang der Strada nuova neu aufgerichtet worden ist. Die Universitäts-Gebäude sind fast alle neu, geräumig und schön. Der Kaiser hat das deutsche Collegium aus Rom hieher verlegt, und läßt dazu ein großes Haus einrichten, das an die Kirche St. Francesco anstößt.



Das Naturalien-Kabinet ist in dem besten Zustande. Der berühmte Abt Spallanzani, der die Aufsicht darüber hat, vermehrt es beständig. Er macht zu diesem Behufe fast alle Jahre eine Reise und hat Hoffnung in dem gegenwärtigen (1784) mit dem Venezianischen Gesandten nach Konstantinopel zugehen. Sein Vortrag ist einnehmend, und er selbst der artigste Mann von der Welt. Die Bibliothek ist, obgleich nicht seit sehr langer Zeit erst angelegt, doch schon recht vollständig, und man findet, was in Bibliotheken in Italien so selten ist, einen Doppelten gut ausgearbeiteten Katalog daselbst. Der botanische Garten ist ungemein reich an Pflanzen und Bäumen aller Art; der anatomische Saal ist ebenfalls sehr gut besetzt. Das chymische Laboratorium ist geräumig, sehr bequem eingerichtet, und mit den nöthigen Instrumenten versehen. Es stößt unmittelbar an den Hörsaal an, von dem es durch einen langen Tisch getrennt wird, so daß der Professor bequem und ohne gestört zu werden lesen und Versuche machen, doch aber auch von jedermann gesehen werden kann. Der jetzige Professor der Chymie heißt Scopoli und ist ein Teutscher; er hat eine italienische Uebersetzung des Macquerschen Wörterbuchs kürzlich herausgegeben, an der auch Volta, Landriani und andre Gelehrten mit gearbeitet haben. Er selbst soll aber der Sprache nicht genug mächtig seyn, und seine Uebersetzung wird ihr Glük nicht machen. Sein Mitgehülfe bey den chymischen Versuchen in den Vorlesungen heißt Nuceri.

Das

Das schöne Cabinet von physikalischen Instrumenten steht unter der Aufsicht des Herrn Volta, der es so wohl zu seinen Vorlesungen, die sich durch viele Deutlichkeit und Präcision auszeichnen, als auch ausser denselben zu neuen Versuchen und Entdeckungen sehr gut benutzt, und überhaupt einer der thätigsten unter den hiesigen öffentlichen Lehrern ist. Auch wenn er auswärts nicht des großen Rufs genösse, den er wirklich hat, so würde man doch seine Bekanntschaft mit Vergnügen machen, weil er mit seiner Wissenschaft und vielen Kenntnissen, den angenehmsten Charakter verbindet.

Der Saal, der zu den akademischen Feyerlichkeiten bestimmt ist, ist ganz neuerlich recht artig ausgemahlt worden. Dem Eingange gegen über sieht man die Portraits von Joseph dem zweiten und Maria Theresia, von Maurer aus Wien in Lebensgröße, gut getroffen und schön gemacht. Es ist hier nicht so leicht Doktor zu werden, als auf manchen andern Universitäten; mit der Disputation allein ist es nicht gethan, sondern wenn diese vorüber ist, wird auf der Stelle ballotirt, und die Mehrheit der Stimmen muß entscheiden, ob der Kandidat geschickt genug sey den Hut zu empfangen oder nicht.

Fontana ist seiner Gelehrsamkeit wegen so wohl, als um seines sanften, leutseligen Betragens Willen ehrwürdig; er ist eben noch nicht sehr alt, aber seine
Gesund-

Gesundheit ist äußerst schwach und er kann fast gar nicht mehr aus dem Hause gehen; er hält daher alle seine Vorlesungen in seiner Wohnung. Seine Bibliothek ist ausgefüllt, und enthält Werke in fast allen Sprachen. Die deutsche Gelehrsamkeit ist ihm recht wohl bekannt, und er versteht genug von unsrer Sprache, um gegen ihre Schönheiten empfindlich zu seyn, ob er es gleich nicht wagt, sich darin auszudrücken. Er bezeichnete mir aus Käsiners vermischten Schriften einige kleine Gedichte mit besondern Beyfalle, die er nicht würde haben wählen können, wenn ihm das Eigenthümliche der deutschen Sprache fremd wäre; auch fand ich schon die beyden ersten Theile von Adelungs Wörterbuche bey ihm.

Ein Umstand ist noch hier zu verbessern übrig, der viel Nachtheil bringt. Die Universität hat wenig eigne Fonds, und hängt daher zu sehr von der Gnade des Fürsten ab. Die Professoren sind zu schlecht besoldet, und die Vorlesungen bringen nicht viel ein. Spallanzani hat nur 200 Dukaten, und Volta nicht einmal so viel. Ausländer werden zwar zuweilen mit einem großen Gehalt hierher gezogen, dergleichen Tissot genoss und Scopoli noch jetzt genießt, aber gegen die Eingebornen ist man in diesem Stük ungerrecht. Daraus entsteht eine Art von Eifersucht, die die gute Eintracht freylich unmöglich befördern kann.

Ich hatte außer dem was die hohe Schule angiehet, hier nicht viel Merkwürdiges zu sehen, das berühmte Opernhaus allein ausgenommen; aber auch das entsprach gar der Erwartung nicht, die ich mir davon gemacht hatte. Es ist zwar sehr prächtig, ganz von Steinen erbaut, inwendig mit Architektur, die Vergoldungen überhäuft und die Logen kostbar meublirt. Allein der Geschmack den ich daran bemerkte, konnte mir auf keine Art gefallen. Die Logen haben in einer Reihe zum Theil Säulen, zum Theil Pilaster, und beyde keine guten Verhältnisse. Die Form trägt auch nichts: denn von der Borscene an, die nicht gerade am Theater sondern schief steht, gehn auf jeder Seite, in derselben Richtung noch vier Logen schief hinterwärts, so daß man aus diesen nur von der Seite ein kleines Stück des Theaters übersehen kann, und diese Logen haben sonderbare Schweifungen und Absätze, die das Auge beleidigen. Kurz ich habe, ungeachtet des günstigen Vorurtheils mit dem ich hierintrat, keinen Gefallen dran finden können. Man gab die Oper *Rzio* nach der Composition eines gewissen Caloi, eines jungen Mannes, der sich jetzt zu Pavia aufhält; allein weder die Musik noch die Aufführung derselben war vorzüglich. Aus der schönen empfindungsvollen Arie: *quanto mai felici siete*, etc. die Hasse so unschuldig in seiner Composition ausgeführt hat, hat Caloi ein Rondeau gemacht, daß den Worten gar nicht angemessen ist. Sänger und Sängertinnen sangten nicht

viel, und die Studenten machten immerwährend ein großes Getöse, das schon allein fähig gewesen wäre, das Vergnügen zu stören, wenn man ja noch einiges hätte haben können: doch schien das übrige Publikum daran gewöhnt zu seyn.

Auf dem Rückwege nach Mailand besah ich die berühmte Carthause, die man sonst zu den reichsten Klöstern in der Welt rechnete. Das Gebäude ist gothisch und nimmt sich äußerlich nicht gut aus, ungeachtet der Marmor daran verschwendet ist. Keyßler sagt: die Vasreliefs an der vordern Fagade wären von so feiner Arbeit, daß man Drath davor gezogen hätte um sie zu verwahren. Aber leider hat man diese Vorsicht nur zu spät gebraucht; die untern Figuren haben beynahe alle die Köpfe verlohren. Inwendig ist die Kirche sehr prächtig; man trifft da viele schöne Malereyen, und eine Verschwendung von kostbaren Steinen an, mit denen die Altäre überaus künstlich ausgelegt sind. Von dem sonst so beträchtlichen Schatze sieht man gegenwärtig nichts mehr, weil er bey der Aufhebung weggebracht worden ist: über alles andre, was sich noch da befindet, hat man ein genaues Inventarium gemacht, nur über die Bibliothek nicht; die war jetzt noch versiegelt; wenn man aber ältern Reisenden glauben soll, so wird es darin auch nicht viel zu inventieren geben.

Der Kayser speiste bey seiner ersten Reise durch Italien, im Jahr 1769, in dieser Carthause, und wurde

wurde so gut bewirthet, daß er bey seiner Begreise zu den Vätern sagte: „ich bin mit Ihrer Mahlzeit vollkommen zufrieden, so vornehm speise ich sonst nte.“ Ich weiß nicht ob die Väter damals das Kompliment verstanden, genug der Kaiser hatte bedacht was er sagte, und auch vermuthlich bey sich einige Anmerkungen über dieses Essen gemacht; denn bey der nachherigen Klösterceinziehung traf die Reihe diese Karthause zuerst mit. Es befanden sich ehemals funfzig Mönche hier, und sie hatten die bequemste Wohnung von der Welt. Jeder besaß einige Zimmer, einen kleinen Saal und einen Garten für sich, welche Verhältnisse vermöge der Regel ihres Ordens alle von einander abgesondert sind. Man kann daraus auf den großen Umfang der Gebäude schließen. Gegenwärtig seit der Aufhebung bekommen der Prior 6000 Lire, die andern Officianten jeder 3000, von den übrigen Vätern jeder 100 Dukaten, und von den dienenden Brüdern, nebst den jungen die noch nicht das Gelübde gethan haben, ein jeder 1000 Lire. Davon werden sie nun freylich keine so gute Küche mehr halten können. Man sagt, es sollen Eiserzinsler in diese Kirche kommen.

Eine andre kleine Ausflucht von Mailand aus machte ich nach Monza, dieser so alten aber kleinen Stadt, die wegen der Krönung der ehemaligen italienischen Könige berühmt ist. Die sogenannte eiserne Krone wird noch in der Domkirche, nebst mehrern Andern



thümern, als ein Heiligthum aufbewahrt. Sie steht wohl verschlossen ganz auf der Spitze des Hauptaltars und wird Niemanden für kein Geld gezeigt; nur als klein am ersten Sonntage im September wird sie abgenommen, und nach einer großen Prozession unter vielen Feyerlichkeiten dem Volke vorgewiesen. Es ist bekannt genug, daß sie ihren Namen deswegen führt, weil sie inwendig einen eisernen Keil hat, und daß dieser eiserne Ring vorgeblich aus einem Nagel von dem Kreuze Christi gemacht worden seyn soll. Wenn man sich den Schatz aufschließen läßt, so bekommt man ein genaues Modell davon zu sehen. Ueber den Pfeilern der Kirche sind alle die Könige und Kayser, die damit gekrönt wurden, in Fresko gemahlt.

In der Kirche Madonna delle grazie, die ein wenig vor der Stadt liegt und den Franziskanern gehört, trifft man zwey große Freskogemähtde von Magge an, die nicht übel sind, und von denen eins die Beschneidung, das andre die Kreuzigung Christi vorstellt.

Die Stadt liegt in einer überaus angenehmen Gegend, in der man eine vortrefliche Aussicht auf Monte brianzo und die benachbarten Alpen hat. Das am meisten Sehenswürdige ist das neue Lustschloß, das Maria Theresia ihrem Sohne dem Erzherzog Ferdinand nahe dabey vor ungefähr fünf Jahren hat aufbauen lassen, und das er nun gewiß nicht erhielt, wenn es nicht schon einmal da stände. Es soll fünf Millionen hiesiger

hiesiger Lire gekostet haben: man glaubt aber nicht daß diese Summe reicht, und ich kann es selbst nicht glauben. Es ist von sehr großen Umfange, und befindet sich auf einem ganz freyen Platze. Schade ist es daß die Haupt-Fassade nicht gerade gegen den Weg zu steht, auf dem man von Mailand herkömmt. Die Treppen die auf den Seiten, nach dem Garten und gegen den Kanal, freystehend angebracht sind, nehmen sich zwar schön aus, sind aber nicht einfach genug um edel zu seyn. Der Baumeister der das Ganze angegeben hat heißt Pietro Morini und ist ein Römer. — Das Menblement ist nichts weniger als prächtig, aber in einem sehr guten Geschmak. Vorzüglich schön nimmt sich ein Saal aus, der gemahlte Architektur und Basreliefs hat, die wirklich erhaben zu seyn scheinen. Die Mahleren ist von Trapolese, von dem man auch noch verschiedne Decken gearbeitet findet. Die Stukkaturarbeit in und an diesem Pallaste ist von einem gewissen Cornati. Die mehresten Zimmer sind chineßisch, überaus niedlich verziert, und einige haben sehr kostbare seidne chineßische Tapeten. Das schönste Zimmer im ganzen Schlosse ist an dem einen Ende, ziemlich klein, aber ganz mit Kopien der herrlichsten Werke von Raphael in Rom behangen, die vorzüglich gemacht sind. Es sind die bekannten Kupferstiche von Volpato, nur überaus fein illuminirt. Dieser Künstler hat zu Rom eine förmliche Fabrick davon angelegt. Er unterhält verschiedne der geschicktesten



Mahler dazu, und es wird ein großer Unterschied in der Arbeit gemacht. Die allerfeinsten haben unmäßige Preise, und von den minder schönen ist doch kein Stück unter 30 bis 40 Zechinen zu haben. Hier stehen zwischen diesen Mahlereyen noch hier und da kleine Figuren von Bronze auf Konsolen; und der Wand hat man einen hellen Grund gegeben, der das Ganze reizend und angenehm macht. — An dem einen Flügel im Hofe befindet sich eine Kapelle, die ebenfalls in einem Geschmacke angegeben ist der alles Lob verdient.

Monza hat Hutfabriken die sehr berühmt sind, und aus denen Mailand und alle umliegende Oerter versehen werden.

(Die Fortsetzung nächstens.)

V.

Fortsetzung
der geheimen Geschichte
des
Philosophen Peregrinus Proteus.

(f. April 1789. S. 38 — 70.)

Peregrin.

Die Entfernung der Tochter des Apollonius hätte mir nie weniger unangenehm seyn können als in meiner das
maligen

maligen Verfassung. Der ekstatische, oder wenn du willst nympholeptische Zustand, worein mich die Erscheinung der vergangenen Nacht versetzt hatte, machte mich zum Bedürfnis, mir selbst und meinen Empfindungen überlassen zu werden. Doch, was sage ich mir selbst? da mein ganzes Selbst in jenes himmlische Gesicht übergegangen, und im Anschauen dieser hohen Theophanie, die noch immer in ätherischer Klarheit vor mir schwebte, verloren war. — Nichts äusseres um mich her, nichts — als Theokleens Gegenwart, konnte mich in dieser süßen Entzückung stören: denn sie würde mich unvermerkt verleitet haben, von dem Unaussprechlichen das mein ganzes Wesen ausfüllte zu sprechen; und wie wenig wäre das, was ich ihr von meiner Borne hätte mittheilen können, gegen das gewesen, was mir selbst dadurch entgangen wäre? Ich begab mich in den dunkelsten und stillsten Theil des Hayns, und es giengen einige Stunden hin, ehe die in meiner Einbildung noch immer fortdauende Vision durch ein fast unmerkliches Ermatten des Lichts und der Farben so viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlor, daß ich wieder zu mir selbst kam, mich wieder da sah wo ich war, mich mit einer Art von süßem Erstaunen fragte, ob ich es sey, dessen Augen mit dem unmittelbaren Anschauen der Göttin besetigt worden? und mir selbst diese Frage mit der Gewißheit des innigsten Gefühls beantwortete. Die Gedanken, die jetzt mit außerordentlicher Klarheit und Leichtigkeit in mir

auffstiegen, waren nicht mehr Gedanken eines Sterblichen — mit meiner Liebe zu Venus Urania hatte sich bereits meine Dämonisirung angefangen. Konnte ich noch zweifeln ob diese Liebe der Göttin angenehm sey? Sie hatte mir ja den stärksten Beweis davon gegeben — hatte sich herabgelassen, mir in der einzigen Art von Erscheinung, die meine Sinne ertragen konnten, in der Gestalt der höchsten weiblichen Schönheit, sichtbar zu werden. — Sollte sie bey dieser ersten Gunst stehen bleiben wollen? — Unsehlbar war diese Vision nur ein Pfand noch vollkommenerer Mittheilungen; mit jedem höheren Grade derselben, hoffte ich, würde sich meine eigene dämonische Natur mehr enthüllen — bis ich endlich von einer Stufe zur andern zum reinen unmittelbaren Anschauen Ihres Wesens, und zum vollen Genuß aller Vorrechte des Meinigen gelangen würde. — Welche Hoffnungen! Welche Aussichten! Wie ganz anders, versprach ich mir selbst, mir die Liebe der Göttin zu Nuzze zu machen, als die Adonis und Endymionen der poetischen Fabel! Schon durchflog ich mit ihr in Gedanken das unermessliche Weltall, durchschaute alle Geheimnisse der pythagorischen Zahlen, hörte die Harmonie der Sphären, und begriff den tiefsten Sinn aller Hieroglyphen der Natur. — — Nichts was ein Dämon wissen kann, war mir verborgen, nichts was er wirken kann, unmöglich. — Welche Wonne, welch ein Vorgefühl neuer Kräfte, neuer weit ausgebreiteter Thätigkeit lag in diesem ver-
göttern!

götternden Gedanken! Auf einmal ergoß sich die ganze Gutmüthigkeit meines Herzens in ihn. Ein neuer Prometheus, bildete ich schon in meiner allvermögenden Phantasie das Menschengeschlecht zu gutartigen und glücklichen Geschöpfen um; alles Elend verschwand von der Erde; ich rief Asträen wieder vom Himmel zurück, stellte die Unschuld und Gleichheit des goldnen Alters wieder her, und beseligte es mit allem was Künste, Musen und Grazien zur Ausschmückung und Veredlung des menschlichen Lebens beitragen können.

Lucian. Armer Ikarus! Wie hoch schwangst du dich auf deinen Wachsflügeln empor, und wie schmerzlich muß der Fall aus einer solchen Höhe gewesen seyn!

Peregrin. Ahndest du schon meinen Fall, Lucian? — Ganz andre Ahndungen schwellten damals meinen Busen! Auch nicht der kleinste Zweifel, nicht der leiseste Laut einer unglückweisagenden Vorempfindung, störte die Wonne meiner bezauberten Seele — und wenn es wahr ist, daß kein wirklicher Genuß an das reicht was uns die Einbildung davon verspricht, so war dieser einsame Tag unstreitig der glücklichste meines Lebens.

Ich hatte inzwischen, ohne darauf Acht zu geben, den Ort mehr als einmal verändert, und befand mich in einer Laube des Rosenwäldchens, wo ich endlich in

der heißesten Stunde des Tages unvermerkt eingeschlummert war, als ich bey'm Erwachen einen Tisch mit verschiedenen Speisen und einer in Eis stehenden kristallinen Flasche Wein vor mir sah, ohne gewahrt worden zu seyn wie er hieher gebracht worden. Solltest du es glauben? aller seiner hohen dämonischen Schwärmercy zu trotz, fiel der bezauberte Liebhaber der Venus Urania mit der Eflust eines Epikuräers über die anziehend dufenden Schüsseln her, und ließ, wiewohl sie für zwey mäßige Esser mehr als zureichend gewesen wären, nicht so viel übrig, daß ein Schöpfungshändchen davon hätte satt werden können.

Lucian. Dies ist gerade was mich von allen Symptomen deines damaligen Fiebers am wenigsten besremdet. Biewohl man zu glauben pflegt, bezauberte Personen bedürften weder Speise noch Trank, so bin ich doch überzeugt, daß bey der verliebten Art von Bezauberung gerade das Gegentheil statt findet, und daß von allen Arten der Liebe keine mehr Aufwand von Lebensgeistern verursacht, und also ihre öftere Ersehung nothwendiger macht, als die Platonische. Vielleicht, da doch die Quelle der Ahnungen an diesem Tage so reichlich bey dir floß, war diese außerordentliche Eflust auch eine geheime Ahnung, daß du zu den neuen vermuthlich nahe bevorstehenden Mittheilungen der Göttin einer solchen Vorberettung besonders nöthig haben könntest.

Peregrin. *schelm.* Wie dem auch gewesen seyn mag, so zweifle ich nicht, daß Hippokrates oder Gale, nus diese Begebenheit sehr natürlich gefunden haben würden. Was ich dir übrigens für gewiß sagen kann, ist, daß die Schüsseln leer waren bevor ich ein Wort davon wußte, und daß die erhabenen Träume meiner Phantasie sehr wenig durch dieses animalische Geschäfte unterbrochen wurden. Wirklich habe ich in spätern Zeiten oft die Bemerkung gemacht, daß Seele und Leib bey der Art von Menschen, unter denen ich damals keiner der geringsten war, eine ganz eigene Birtthschaft zusammen führen. Bald treibt jedes seine Geschäfte für sich, ohne von dem andern die mindeste Kenntniß zu nehmen; bald vertauschen sie unvermerkt ihre Rollen mit einander; bald leben sie in offener Fehde, und ehe man sichs versieht sind sie wieder so warme Freunde, daß nichts in der Welt ist was sie nicht für einander zu thun oder zu leiden bereit wären. — Doch vergieb, daß ich dich mit Bemerkungen aufhalte die du nicht nöthig hast, da ich dir meine Geschichte versprochen habe, und in der That einer seltsamen Auflösung der Räthsel nahe bin, womit ich dir eine Welle her den Kopf warm zu machen gendthigt war.

Ob es bloß eine Folge der natürlichen Veränderlichkeit der menschlichen Seele war, die sich nicht lange in einer und eben derselben Stimmung erhalten kann,
oder

oder ob die beträchtliche Verstärkung, die der Strom meiner Lebensgeister vor kurzem erhalten hatte, das ihrige dazu beytrug, — gewiß ist, daß die halcyonische Stille, die während der ersten Hälfte des Tages mein Gemüth, wie ein heitrer wolkenloser Himmel die Erde unter ihm, umgeben hatte, sich in der andern Hälfte unvermerkt verlor. Ein geheimer Drang, ein unruhiges Sehnen, das mit jeder Stunde des sich neigenden Tages zunahm, trieb mich hin und her, und ließ mich nirgends lange verweilen. Das Bild der Erscheinung, die ich in der letzten Nacht gehabt hatte, stand wieder mit neuer Lebhaftigkeit und mit neuen unbeschreiblichen Reizen vor meiner Stirne. Aber das ätherische Licht, worin es mir diesen Morgen vor schwebte, war nicht mehr; ich sahe die Göttin in einer Beleuchtung, die ihre Schönheit mehr zu verkörpern und ihren Reizungen einen Zauber zu geben schien, dessen Gewalt ich noch nie so lebhaft gefühlt hatte. Das Verlangen sie wieder zu sehen wurde immer feurer, immer ungedulziger — oft breiteten sich meine Arme unfreywillig aus, sie zu umfassen; ich sprach mit ihr, sagte ihr alles was die höchste Schwärmerey der ersten Liebe dem Liebhaber einer Göttin eingeben kann, schweifste im ganzen Hain umher, und befand mich immer unvorsehtlich vor der Thür des Tempels, und je näher die Sonne ihrem Niedergang kam, desto länger wurde mir jede Minute, die sie noch über dem Horizont verweilte. Eine geheime Ahnung, die
im

im Grunde wohl nichts anders war als das instinctmäßige Harren dessen was wir thätlich wünschen, hieß mich von dem Besuche, den ich diese Nacht wieder in dem Tempel machen wollte, irgend eine neue noch größere Gunst der Göttin hoffen. In jener ersten Erscheinung hatte sie bloß den Versuch gemacht, wie viel meine Sinnen von ihrer Gegenwart ertragen könnten; vielleicht, dachte ich, läßt sie sich diesmal länger, vielleicht in einem noch mildern Glanze sehen; vielleicht nähert sie sich mir, würdigt mich einer Anrede, und läßt mich aus ihren eigenen göttlichen Lippen hören, was ich thun muß um unmittelbarer vollkommenerer Mittheilungen würdig zu werden. Wahr ist's, daß ich mir von diesen Mittheilungen nur sehr dunkle, oder, besser zu reden, gar keine Vorstellungen machen konnte: aber die Wirkung dieses dunkeln Vorgefühls auf mein Gemüth war nur desto gewaltiger, und mein Wesen erlag beynahe unter der unnennbaren Wonne des Gedankens — von Venus Urania geliebt zu seyn — so wie mir in der That die Sprache zu gebrechen anfängt, da ich dir das was in diesem sonderbaren Zustande in mir vorgieng mit einiger Wahrheit schildern möchte.

Lucian. Es ist freylich schwer von unnennbaren Dingen zu sprechen, und von außerordentlichen Gefühlen einem andern, der in seinem Leben nichts außerordentliches gefühlt hat, einen Begriff zu geben.

Ich

Ich entbinde dich also eines vorgeblichen Versuchs und so lieber, da du mir bereits genug gesagt hast, um sehr deutlich zu sehen, daß du, mit aller möglichen Bestrebung, dem Blinden den du vor dir hast keinen anschaulichern Begriff von den Farben der unsichtbaren Gegenstände, die du ihm schilderst, mittheilen könntest.

Peregrin. Ich verstehe den Wink, und werde in meiner nächsten Beschreibung wo nicht so deutlich, doch wenigstens so kurz als möglich, seyn.

Die Sonne war nicht lange untergegangen, als ich mich nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, auf den Weg zum Tempel machte: aber so groß meine Ungeduld nach diesem Augenblick gewesen war, so befiel mich doch jetzt, da ich unter den Säulengang trat und im Begriff war den Schlüssel in die Pforte zu stecken, ein so wunderbares Schaudern, daß ich wieder umkehren, und den langen Gang von Pomeranzenbäumen zwey oder dreymal durchmessen mußte, bis ich Muth genug gefaßt hatte, die Pforte aufzuschließen und hineinzugehen. Ich befand das Innerste des Tempels nur schwach beleuchtet, ohne zu sehen wo das Licht herkam; der Amor mit der Fackel fehlte, und die tiefe bogenförmige Blende, wo das Bild der Göttin zu stehen pflegte, war mit einem purpurnen Vorhang bedeckt. Mit hochschlagendem Herzen stand ich in ehrfurchtsvoller Entfernung, die Augen auf den Vorhang geheftet, als er von zwey eben so schnell erscheinenden

als wieder verschwindenden Liebesgöttern plötzlich auf-
 gezogen wurde; und die Göttin in ihrer gewöhnlichen
 Stellung meinen entzückten Augen zeigte. Der einzige
 Unterschied war, daß sie nicht auf ihrem gewöhn-
 lichen Fußgestelle, sondern auf einer kleinen, mit
 einem Teppich von der dunkelsten Purpurfarbe belegten
 Erhöhung stand, zu welcher man auf zwey niedrigen
 Stufen emporstieg. Während ich dieses Ideal der
 höchsten Schönheit mit einer Liebe und einem Verlang-
 en, als ob ich es mit meinen Augen in mich hinein-
 saugen wollte, betrachtete, schien mir die Statue be-
 lebe sich unvermerkt unter meinen Blicken; ihre Aus-
 gen funkelten von einem überirdischen Lichte, ihr Bus-
 sen schien sich zu heben, und eine liebliche Röthe alle
 Liden ihrer nach dem schönsten Ebenmaß gebauten
 Glieder in Rosen zu verwandeln. Du wirst mir ger-
 ne glauben, daß mein Gefühl bey dieser Erscheinung —
 mochte sie nun Täuschung oder Wahrheit seyn — alle
 Beschreibung zu Schanden machen würde. Von ei-
 nem unwiderstehlichen Zug überwältigt wagte ich es
 endlich, mich ihr mit zögernden Schritten zu nähern;
 ein unbeschreiblich süßer Blick schien mich dazu einzul-
 aden, und in eben dem Augenblicke, da ich meinen
 unfreywillig sich öffnenden Armen nicht länger gebie-
 ten konnte, breiteten sich die ihrigen gegen mich aus.
 Ich flog ihr entgegen, schlang jeden glühenden Arm
 um ihren Leib, fühlte ihren elastischen Busen den mei-
 nigen umwallen; dieses göttliche Feuer, das die ganze
 Natur

Natur beseelt, blühte und strömte aus ihr mit einer Wollust, die ich nicht ertragen konnte, in mein ganzes Wesen über, alle meine Sinne taumelten, alle Bande meines Körpers lösten sich auf, meine Augen erschlossen, und ich verlor alles Gefühl meiner selbst.

Lucian. Eine seltsame Geschichte! — und im Grunde doch die gemeinste von der Welt. Wie viel bey diesen Dingen auf die vorhergehenden und begleitenden Umstände, und vornehmlich auf die Beschaffenheit und Stimmung des Subjects ankommt! — Ich muß gestehen, Peregrin, du warst ein glücklicher Erdensohn; und wäre deine Verbrennung zu Harpine die einzige Bedingung gewesen, unter welcher das Schicksal dir erlaubt hätte solche Erfahrungen zu machen, du hättest sie wahrlich nicht zu theuer bezahlt! Wenn die Sterblichen eines Genusses fähig sind, der ihnen das Gefühl sich zu vergöttern giebt, so ist es das, was Du in diesen Augenblicken erfährst.

Peregrin. Die Vergötterung, lieber Lucian, erfolgte erst, als sich der Todte, ohne zu wissen wie ihm geschah, auf einem zugleich äußerst weichen und elastischen Ruhebette — in den Armen der Göttin wieder fand. — Aber über diese Mysterien versiegelt (mit der Hohenpriesterin Theoklea zu reden) das heilige Schweigen meine Lippen. Alles was ich dir schuldig zu seyn glaube, ist, dich nicht länger in der Ungewißheit zu lassen.

sen, wer diese irdische Venus Urania war, die den unbedeutenden Sohn eines Bürgers von Parium, mit einem solchen Aufwand von wunderbaren Anstalten und theurgischen Vorbereitungen, zu ihrem Adonis zu machen würdigte. Ohne Zweifel mußt du schon selbst gefunden haben, daß dein Verdacht irre gieng, da er auf die ehrwürdige Tochter des Apollontus fiel. Wäre die Priesterin und die Göttin nur Eine und eben dieselbe Person gewesen, so müßte ich den Betrug sowohl bey der ersten Theophanie, da sie mir mit thren Grazien in der Wolke erschien, als jetzt, da ihre Bildsäule sich so unverhofft für mich belebte, nothwendig entdeckt haben, und sie hätte sich also dieser Mittel zu meiner Bezauberung nicht bedienen können. Denn, wiewohl Theoklea, den Mangel der Jugend abgerechnet, eine schöne Frau genannt werden konnte, so sah sie doch der Bildsäule nicht gleich: hingegen war die Ähnlichkeit zwischen dem Bilde, und der Göttin die ich in den Wolken sah und in den Blende des Tempels umarmte, durchaus in allen Theilen, Formen und Zügen so vollkommen, daß das Leben allein den Unterschied zwischen dem einen und der andern machte.

Wisse also, daß der heilige Hayn, die Felsenwohnung der Theoklea, die Gärten um sie her, und der Tempel der Venus Urania — einen Theil eines großen Landgutes ausmachten, welches, nebst vielen andern ähnlichen Ländereyen in Jonien, Karien, Lycien und

E. M. Jun. 1789. K auf



auf der Insel Rhodus, das Eigenthum einer römischen Dame war, die hier, im Mittelpunct ihrer Besitzungen und in der vollkommensten Unabhängigkeit, den Rest ihrer Jugend und die Reichthümer, die ihr ein betagter Gemahl hinterlassen hatte, nach einem eignen romantischen, aber (wie du gestehen wirst) nicht übel ausgedachten Plane zu genießen beschloffen hatte. Sie nannte sich Mamilla Quintilla, und würde in den Zeiten eines Caligula, Claudius oder Nero durch ihre außerordentliche Schönheit sich eben so leicht zu dem Range der Poppeen und Messalinen erhoben haben, als es ihr unter der Regierung Hadrians leicht war, mit Aufopferung ihrer ersten Blüthe an einen alten römischen Ritter, der durch Handelschaft, Glück und Pachtung der Staatseinkünfte ganzer Provinzen in Asien, ein unermessliches Vermögen zusammengebracht hatte, sich in wenig Jahren zur Erbin desselben zu machen. Wenn die Dame Mamilla Quintilla den besagten Kaiserinnen außer der Schönheit, noch in einer andern Eigenschaft, die ihren Ruhm bey der Nachwelt mehr als zweydeutig gemacht hat, ähnlich war, so ist wenigstens nicht zu läugnen, daß sie einen so sinnreichen Geschmack in der Art, wie sie ihre Lieblingsleidenschaft befriedigte, und soviel Feinheit in der Wahl der Gegenstände, die sie dazu vonnöthen hatte, zeigte, daß es nicht gerecht wäre, sie mit jenen übelberichtigten Augusten und andern Römerinnen ihrer zahlreichen Classe in eben dieselbe Linie zu stellen. Thres
Phan

Phantasie hatte, wie die meinige, in früher Jugend einen gewissen dichterischen Schwung bekommen, und da sie vermuthlich von den Parasiten ihres alten Eithons oft genug mit der Göttin von Cythere verglichen worden war, so mochte ihr — wie sie sich mit zwanzig Jahren, in der Fülle des Lebens und der Schönheit, frey und im Stande sah jeder ihrer Neigungen und Phantasien ein Gemüthe zu thun, der Gedanke leicht genug gekommen seyn, sich einiger Vorrechte dieser Göttin anzumaßen, und die Freuden, die sie zu empfangen und zu geben gleich geschickt und geneigt war, einer gewissen idealischen Vollkommenheit so nahe zu bringen, als es einer Sterblichen nur immer möglich seyn könnte. In dieser Absicht hatte sie ihre Villa zu einem wahren Zauberpalast und den weitläufigen Bezirk, der zu derselben gehörte, zu lauter Idalischen Haynen und zu einem zweyten Daphne umgeschaffen. Die prächtigen Gebäude, woraus die Villa bestand, waren mit einer unendlichen Menge wunderschöner Knaben zwischen acht und zwölf Jahren, und reizender Mädchen zwischen zwölf und sechzehn angefüllt, die sie aus allen Provinzen des römischen Reichs mit der eigensinnigsten Auswahl hatte zusammenkaufen lassen. Kein Fürst konnte sich rühmen schönere Stimmen und Instrumente, vollkommnere Tänzerinnen, bessere Köche, und geschicktere Künstler in allen Gattungen die dem Vergnügen und dem Luxus dienen, in seinen Diensten zu haben als die schöne Manilia; und sie

E 2

hatte



hatte sich der letztern so gut zu bedienen gewußt, daß ihr Palast und ihre Gärten eben so vielen künstlichen Scenen glichen, wo alles zu jedem Schauspiel, jeder Theaterveränderung, die zu ihrer Absicht nöthig seyn konnten, eingerichtet und vorbereitet war. Wie es von Zeit zu Zeit solche Günstlinge der Glücksgöttin giebt, zu deren Vortheil alle Zufälle sich mit einander verabredet zu haben scheinen: so mußte es sich fügen, daß auch diese Römerin, deren Einbildung auf einen so romantischen Lebensgenuß gestimmt war, die einzige Griechin antraf, die ganz dazu gemacht war, ihre zu Ausführung ihrer feinsten und sonderbarsten Ideen behülflich zu seyn.

Doch, ich will mir nicht länger selbst durch eine nähere Erklärung zuvor eilen, die noch zeitig genug an ihrem rechten Orte kommen wird. In den Augenblicken, wo die Erzählung meiner Abenteuer stehen geblieben ist, war ich noch unendlich weit von dem leisesten Argwohn entfernt, daß ich in allem dem außerordentlichen, was mir seit einigen Tagen begegnete, nur das Spielzeug einer phantastisch: wolklüftigen jungen Römerin und einer — alternden griechischen Schauspielerin seyn könnte. Jeder andere, der nicht so ganz unerfahren in den Angelegenheiten der Göttin von Cythere gewesen wäre als ich, würde durch diese Entwicklung des Lustspiels auf einmal ins Klare gekommen seyn: bey mir hingegen stieg gerade durch das, was jedem andern die Augen geöffnet hatte, die

Zaus

Täuschung auf den höchsten Grad. So glücklich als ich in den Armen der schönen Mamilia war, konnte, meinem Gefühle nach, nur die Göttin der Liebe machen, und nur ein Halbgott konnte unter solchem Uebermaß von Wonne nicht erliegen. Wirklich wandte die schlaue Römerin alles an, mich nicht einen Augenblick aus dieser Verausung aller Sinne zu mir selbst kommen zu lassen; und die Leichtigkeit, womit es ihr gelang, schien etwas so neues für sie zu seyn, daß sie (ohne einige täuschende Künste von meiner Seite) endlich selbst versucht war, mich für etwas mehr als einen Sterblichen zu halten.

Indessen, da sogar die Götter von Zeit zu Zeit nöthig haben, der unverlöschbaren Flamme ihrer ewigen Jugend etwas Nektar und Ambrosia zuzugießen, so erschienen, vermuthlich auf irgend ein geheimes Zeichen, plötzlich eben die drey lieblichen Mädchen, die bey ihrer ersten Theophanie die Grazien vorgestellt hatten, und boten uns auf goldenen Schalen und in zierlichen Gefäßen von geschliffenem Cristall, Erfrischungen, die einen bey großer Frugalität auferzogenen Bürger von Parium ohne Anstrengung seiner Fantasie in dem Wahn erhalten helfen konnten, daß er in die Wohnung der Liebesgöttin versetzt sey. Die Grazien ließen uns wieder allein, und — kurz, Freund Lucian, als ich, nach einem kleinen Schlummer wieder erwachte, war der Tag angebrochen, die Göttin verschwunden, und ich: befand mich, ohne zu wissen wie, von einem



Gewimmel kleiner Liebesgötter umschwärmt, in einem lauen Bade, dem vermuthlich einige Tropfen Rosenöhl den ambrosiſchen Wohlgeruch mittheilten, der auch hier nicht fehlen durfte, ſich mit ſo vielen andern Umſtänden zu vereinigen, um meine Sinnen in immerwährender Trunkenheit zu erhalten, und meiner Einbildungskraft alle Möglichkeit etwas zu wünſchen oder vermiſſen, abzuschneiden.

Lucian. In der That ſcheint die Circe, in deren Schlingen du gefallen warſt, an alles gedacht zu haben.

Peregrin. Nachdem ich das Bad verlaſſen hatte, und in einem daran ſtoßenden kleinen Gemache mit einer ſehr zierlichen Kleidung von Fuß auf angethan worden war, öfnete ſich eine Thür, und ich befand mich in einem großen Parterre, in welches Flora alle ihre ſchönen Kinder zum Vergnügen der Göttin der Liebe verſammelt hatte. Eine Menge kleiner Amorinen, die unter den Blumen umherſchwärmten, hüpfen mir mit Kränzen und Sträuſſern entgegen, und führten mich, in tauſend lieblichen Gruppirungen vor mir hergauckelnd, durch einen kleinen Wald von immer blühenden Citronenbäumen auf eine unvermerkt emporſteigende Anhöhe, wo ein Pavillion von phrygiſchem Marmor den Mittelpunkt eines prächtigen doppelten Säulengangs ausmachte, der ſich um einen ſehr großen runden Plaß herumzog, in deſſen Mitte ein herrlicher Brunnen, mit Gruppen von vergoldetem Erze geziert, das ſchönſte
Wasser

Wasser in ein geräumiges Becken von Jaspis ausströmte. Ich folgte meinen kleinen Führern in einem Zustande von Begeisterung, den du dir eher einbilden kannst, als ich ihn beschreiben könnte. In meinem Leben hatte ich mich nie so leicht gefühlt; mir war als ob ich mit schärfern Augen sähe, und mit feinem Ohren hörte, oder vielmehr als ob ich jetzt erst zu leben anfange, und mit jedem Augenblick ein neuer Sinn, eine neue Quelle geistiger Gefühle sich in mir aufthäte.

Lucian. Eine sehr natürliche Folge der unmittelbaren Mittheilungen der Liebesgöttin bey einem zwanzigjährigen Neuling in ihren Mysterien, der durch sein ganzes bisheriges Leben, und vornehmlich durch die guten Dienste einer Tochter des Apollonius, vorbereitet war, auf eine so angenehme Art mit der Wahrheit selbst getäuscht zu werden!

Peregrin. Wie ich die Schwelle des Pavillons betrat, kamen mir zwey Chöre junger Nymphen singend und tanzend entgegen, die mich in diesem Palaste, als meiner künftigen Wohnung, willkommen hießen, und das Glück des neuen Adonis priesen. Sie entschlüpfen mir wieder aus den Augen, und ganze Schwärme neuer Amorinen und Zephyretten häuften von allen Seiten herbey, um mich in den schimmernden Marmorsälen und zierlichen Gemächern meiner neuen Wohnung herumzuführen, die ich mit dem reichsten und ausgesuchtesten, was alle der Wollust dien-

baren Künste zu Befriedigung des feinsten Geschmacks, der üppigsten Phantasie und der verwöhntesten Sinnlichkeit erfunden haben, bis zur Verschwendung angefüllt fand. Aber weder das alles, noch die Menge der schönen Gemälde, Bildskulen und, Hermen womit die Galerie ausgeziert war, konnten mehr als einen flüchtigen Ueberblick von mir erhalten: meine Augen suchten überall nur die Göttin, und suchten sie vergebens. Der einsamste Busch, die dunkelste Höle, wo ich mich ungestört dem Anschauen ihres Bildes, das sich mir aus meiner eignen Seele entgegenspiegelte, und den süßen Erinnerungen, die keinem andern Gedanken in mir Raum gaben, überlassen konnte, wäre mir tausendmal lieber gewesen als alle diese Herrlichkeiten. Ich eilte also wieder in die Gärten, warf mich, neben einer Quelle, die aus der Urne einer schönen marmornen Nymphe sprudelte, unter ein dichtes Gewölbe von hohen Bäumen und duftenden Gebüsch, und verlor mich im Gefühl meines Glückes, in einer Art von Entzückung, worüber vielleicht alle andere Bedürfnisse vergessen worden wären, wenn die Liebesgötter, die mir zugegeben waren, mich nicht zur gewöhnlichen Zeit zu mir selbst gebracht, und zu einer Tafel geführt hätten, die unter einem dichten Laubgewölbe für mich bereitet war. Die lieblichste Musik unterhielt mich, ohne daß ich sah woher sie kam, während ich meine durch die höchste Kunst des Romus gereizte und befriedigte Eglust stillte, und dauerte, sich unvermerkt entfernend, noch lange fort.

fort, nachdem die Tafel und die Amorinen wieder verschwunden waren. Endlich überschlich mich eine wollüstige Mattigkeit, und ich verschlummerte die heißen Stunden des Tages unter den geistigsten Träumen, die vermuthlich jemals ein aus den ersten Umrarnungen seiner Göttin kommender Verliebter geträumt hat. Ich erwachte wieder um die Zeit, da die Sonne ungefähr noch den sechsten Theil ihrer täglichen Reise zu vollenden hat, und eilte mit aller Munterkeit und Ungeduld, die ein Vorrecht einer unverdorbenen Jugend ist, meine angebetete Göttin so lange zu suchen bis sie sich finden ließe. Ein anmuthiger Schlangengang führte mich auf einem sanften Abhang unvermerkt in ein enges von buschichten Felsen umringtes Thal, —

Lucian. — dessen Beschreibung ich dir erlasse, wie romantisch es auch ohne Zweifel gewesen seyn wird.

Peregrin. Daran thust du mir einen großen Gefallen, lieber Lucian; denn in der That sah ich von allen seinen romantischen Schönheiten so viel als nichts, weil ein ganz anderes Schauspiel sich meiner Augen bemächtigte, und, hätte ich ihrer auch so viel gehabt als Argus, sie alle zugleich angezogen und beschäftigt haben würde. In eine der Felsenwände, die dies liebliche Thal von jeder andern Seite als der, woher ich hinc eingekommen war, unzugangbar machten, hatte die Kunst, die hier so viele Wunder wirkte, eine hohe und



geräumige Grotte, und in dieser Grotte ein so schönest, heimliches und einladendes Bad erschaffen, als sich irgend eine Göttin zu ihrer Erfrischung in den glühenden Tagen des Sommers nur immer wünschen konnte. In einem Gebüsch von Rosen und Myrten, das die Grotte umgab, umherirrend, war ich ihr nahe genug gekommen, um durch ein leichtes Plätschern nach der Ursache desselben neugierig zu werden, und — weit anders als meine Göttin? in eben der Lage zu erblicken, worin eine nicht so gefällige Unsterbliche überrascht zu haben dem unglücklichen Actäon einst so übel bekam. Wiewohl ich nun, allem Ansehen nach, kein ähnliches Schicksal zu besorgen hatte, so hielt mich doch Ehrfurcht und Entzücken bey diesem unverhofften Anblick so gefesselt, daß ich mir kaum zu athmen getraute — aber glücklicher Weise, war die Hecke dicht genug, daß ich sehen konnte ohne gesehen zu werden.

Lucian. Man sollte denken, deine Augen müßten durch die Bildsäule, die der Göttin so ähnlich war, mit ihrer Gestalt schon so bekannt gewesen seyn —

Peregrin. Bekannt? Ja, aber o! was für ganz andere Augen hatte wir die letzte Nacht gegeben! Welch ein Unterschied! Nicht geringer, als ob einer in ein Buch schaute dessen Charakteren ihm unbekannt wären, oder ob er die Sprache und Zeichen verstünde, worin es geschrieben ist.

Lucian.

Lucian. Du hast Recht, Peregrin! daran dachte ich nicht, und das macht doch in der That, selbst für einen so kalten Anschauer der Schönheit als ich und meines gleichen, einen großen Unterschied.

Peregrin. Zudem vereinigten sich hier noch verschiedene kleine Umstände, die Schönheit der Göttin in ein Licht zu setzen, worin ich sie noch nie gesehen hatte. Die Grazien, die ich in immer abwechselnden Gruppierungen um sie her beschäftigt sah, waren bekleidet, zwar sehr leicht und nymphenhaft, aber doch so angeordnet, um mit allen ihren Reizen eine Art von Schatten zu machen, der die unverhüllte Schönheit der Göttin desto mehr erhob; und überdies war die Zeit dieser neuen Theophaerie so schlaun gewählt worden, daß einige gebrochne Sonnenstrahlen zwischen den Felsenspitzen gerade in die gegenüber liegende Grotte fielen, und eine Glorie auf die badende Göttin warfen, die meine Beethörung hätte vollenden müssen, wenn noch etwas daran zu vollenden gewesen wäre.

Lucian. Du glaubst also, daß auch diese Badescene absichtlich angelegt war?

Peregrin. Ohne Zweifel; denn ich hatte (wiewohl ich damals nicht darauf merkte) immer den einen oder andern sichtbaren oder unsichtbaren Amor neben mir, oder über mir, oder hinter mir, der auf alle meine Bewegungen



wegungen Acht gab, und Kraft dieser Vorsicht konnte Quintilla genau wissen, um welche Zeit ich ungefehr auf dem Spaziergang den mir einer von ihnen gezeigt hatte, nicht weit von der Grotte anlangen würde.

Die Göttin wurde ihrer Rolle bald müde, als ihr Zuschauer der fernigen; sie verließ das Bad, meiner Rechnung nach, sehr bald, und nachdem sie von ihren Grazien wieder angekleidet worden war, wurden plötzlich auf ein gegebenes Zeichen alle Gebüsch umher lebendig, und eine unzählige Menge junger Nymphen und kleiner Amorenen eilte herbey, sie zurück zu begleiten. Ich entfernte mich so schnell ich konnte, und als ich eine Weile darauf von einer andern Seite gegen den Pavillion zurückgieng, fiel mir mitten in einem dunkeln Myrtenwäldchen ein kleiner Tempel in die Augen, vor dessen halb ofner Pforte ein Amor mit dem Zeigefinger auf den Lippen, stand. Er winkte mir, öffnete die Pforte, schloß sie hinter mir zu, und ich befand mich in einem Augenblick zu den Füßen der Göttin, die in halbsitzender Lage auf einem thronförmigen Ruhebette meiner zu erwarten schien. Die Wollust selbst hatte dieses Gemach, wie zur Scene ihrer Siege, mit einem zauberischen Rosenslicht beleuchtet, dessen Quelle verborgen war; und ein Pausanias hätte etliche Blätter zu Beschreibung aller Wunder der Kunst, womit es ausgeziert war, verwenden können. Aber besorge nichts, Lucian; wie wohl

wohl das Ganze, auch bey einem unaufmerksamen Anblick, nothwendig eine wunderbare Wirkung that, so wurde ich doch nicht so viel von den Theilen gewahr, daß ich dir diese Wirkung begreiflich machen könnte; denn auch hier sah ich nur die Göttin.

Die in der letzten Nacht angefangene Einweihung in ihren Mysterien, wurde in dieser vollendet; aber da ihr der Zwang ihrer Rolle endlich lästig werden mochte, so verwandelte sich Venus Urania unvermerkt in die leibhafte Mamillia Quintilla; und, wiewohl in dem süßen Tausmel, worin sie ihren Adonis zu erhalten wußte, selbst das Uebermaß ihrer Gunsterweisungen die Täuschung eine Zeit lang beförderte, so kam doch endlich der Augenblick, wo die Erscheinung der Grazien eben so erwünscht als nothwendig war. Sie erschienen auch wie gestern, aber mit ihrer Ankunft lösete sich leider! der Zauber auf, der meine Vernunft seit einiger Zeit so seltsam gebunden hatte. Ein gewisses spöttelndes Lächeln, das ich in den Augen und Lippen derjenigen, die mir die Nektarschale anbot, überraschte, machte mich stutzen; ich betrachtete sie mit einer misstrauischen Aufmerksamkeit, hestete dann mit Bestürzung meine Augen auf die Göttin, und glaubte — o Himmel, welche Verwandlung! — in der Grazie nur eine Cypassis, und in der vermeynten Venus Urania nur eine sehr irdische Laïs oder Phryne zu entdecken. — Die plötzliche Veränderung, die bey diesem Gedanken



in mir vorgieng, war zu groß, um einer Kennerin wie Mamilia unbemerkt zu bleiben: aber ohne das geringste Zeichen von Verdruß darüber sehen zu lassen, sagte sie mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln zu mir: Du bedarfst der Ruhe, mein Geliebter! — und, auf einen Wink, den sie ihren Mädchen zuwarf, hüllte sie sich in einen großen Schleier ein, der neben ihr lag und verschwand mit ihnen aus meinen Augen.

w.

(Die Fortsetzung nächstens.)



Innhalt.

Inhalt

des zweenen Vierteljahrs.

April.

- I. Ueber das bisherige Schicksal der Kantischen Philosophie. : : S. 3
- II. Fortsetzung der geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. — 36
- III. Mahomet. Ein Fragment aus Gibbons Fortsetzung seiner Geschichte vom Verfall und Untergang des Römischen Reichs. — 70
- IV. Ein paar Goldkörner aus — Makulatur oder Sechs Antworten auf sechs Fragen. — 94
- V. Musikalische Anekdoten aus einem Schreiben des Hrn. G****. : — 105

May.

- I. Ueber das bisherige Schicksal der Kantischen Philosophie. Beschluß. : S. 113
- II. Theodora oder die Ankunft der Türken in Europa, ein Trauerspiel. : — 135
- III. Nachrichten von dem Leben und den Werken des berühmten Malers Pompeo Battoni. : — 177
- IV.

- IV. Etwas vom Venetianischen Carneval, aus
einem Brief des Herrn G*** an einen
seiner Freunde zu W. S. 205

Junius.

- I. Mahomet. Ein Fragment aus Gibbons
Fortsetzung seiner Geschichte vom Ver-
fall und Untergang des Römischen
Reichs. — 217
- II. Allgemeiner Gesichtspunkt einer bevorste-
henden Reformation der Philosophie. — 243
- III. Otahelti. — 275
- IV. Blomberis, ein zum Throne bestimmter
Prinz, erzählt die Lehren, welche ihm
sein Oheim Lyonel gab. Aus einer Mits-
terepopee: Blomberis. — 277
- V. Fortsetzung des ungedruckten Journals ei-
nes Reisenden von Jahren 1784. und
1785. — 285
- VI. Fortsetzung der geheimen Geschichte des
Philosophen Peregrinus Proteus. — 302

No. 7.

Der

Deutsche Merkur.

Julius 1789.

Inhalt.

- | | |
|--|-------|
| I. Fortsetzung der Geschichte der Philosophen
Peregrinus Proteus. | S. 3 |
| II. Theodora, oder die Ankunft der Türken
in Europa, 4ter und 5ter Act. | — 43 |
| III. Allgemeine Geschichte über die Reforma-
tion der Philosophie. | — 75 |
| IV. Fragment eines Gedichtes über die
Schöpfung. | — 98 |
| V. Kurze Darstellung der Abhandl. des Hrn.
Prof. Moriz über die bildende Nachah-
mung des Schönen. | — 105 |

Nach:

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich
bekantermassen,

- 1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser
Teutschland abonniren; auch ist derselbe
- 2) in allen Buchhandlungen zu finden, für
welche Hr. Buchhändler Götschen zu Leip-
zig die Haupt-Commission und Versendung
besorgt.
- 3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. pri-
vil. Adress- und Zeitungs-Comptoir zu
Hamburg wie bisher unsere Aufträge, und
- 4) für ganz Frankreich, Elsass und die Oester-
reichischen Niederlande hat die Akademische
Buchhandlung zu Straßburg die Haupt-
Commission übernommen.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur ers-
gebl. sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen
die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Der
Deutsche Merkur
vom
Jahre 1789.

Ihro Römisch-Kaiserlichen Majestät
zugeeignet.



Mit Königl. Preuss. und Churfürstl. Brandenburg.
gnädigstem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Erster Theil

Julius 1789

20. 1789

Erklärung

Der Erklärung der Philosophie

Erklärung

1. Julius 1789

Erklärung

So beschreibe ich auch (nach dem Urtheil der Schrift
 ten, Thomas) der Philosophie, so war doch in
 dem Zustande, worin sich meine so blühende — wie
 hoch in der Zeit sehr natürlich — Enttarnung der
 Worten hatte, für diese Nacht an keine Stelle mehr zu
 setzen. Der Fall eines Phasen, um welchen hat
 der ist auch ein Dichter anzuwenden, daher nur
 im schwachen Akt des Gutes ab, den meine Tare
 meine Seele von der Erde ihrer vorübergehenden Hoffe
 und die höchsten ist, als der magische Wechsel
 ist und einmal von diesen Augen nicht lassen. Keine
 selbständige Seele die Erklärung des Begriffs
 Erklär

Der
Deutsche Merkur.

Julius 1789.

I.

Fortsetzung
der Geschichte der Philosophen
Peregrinus Proteus.

(f. Junius 1789. S. 302.)

Peregrin.

So bedürftig ich auch, (nach dem Urtheil der schönen Mamilia) der Ruhe seyn mochte, so war doch in dem Zustande, worein mich meine so plötzliche — wiewohl in der That sehr natürliche — Entzauberung geworfen hatte, für diese Nacht an keine Ruhe mehr zu gedenken. Der Fall eines Phaeton, mit welchen Fabeln ihn auch ein Dichter ausmalen möchte, gäbe nur ein schwaches Bild des Sturzes ab, den meine taumelnde Seele von der Spitze ihrer vergötternden Hoffnungen und Aussichten that, als der magische Nebel so auf einmal von meinen Augen niedersank. Keine Beschreibung könnte die Beschämung des betrogenen

Halbgottes und den Unwillen erreichen, worin er über sich selbst entbrannte, der Held einer lächerlichen Poesie und das Spielzeug einer Bande leichtfertiger Weibestrücker gewesen zu seyn, die sich zusammenverschworen hatten ihren Muthwillen mit seiner Unschuld und Aufrichtigkeit zu treiben. Da meine Unerfahrenheit mich in diesen Augenblick noch unwissend darüber ließ, wie vielen Antheil vor einigen Tagen der Ueberfluß meiner Lebensgeister an meiner Bezauberung, und nun meine Erschöpfung an der Auflösung derselben hatte: so war es bey einem Menschen von meiner Vorstellungsart nicht wohl anders möglich, als daß ich von einem Extrem ins andere fiel, mich selbst sowohl als die Gegenstände, denen meine Phantasie und mein Herz unwissender Weise eine idealische Vollkommenheit getheilt hatte, auf einmal tiefer als recht war herabwürdigte, und indem ich mir alles, was seit acht Tagen mit mir vorgegangen, mit den kleinsten Umständen ins Gedächtniß zurückrief, nicht begreifen konnte, wie es möglich gewesen, daß ich die Kunst, womit Theoklea und die vorgegebene Göttin mir ihre Schlingen gelegt hatten, nicht viel früher gewahr geworden. Der Unmuth, womit mich diese Gedanken erfüllten, machte mir die Scene meiner Entgötterung unerträglich; ich floh in den entlegensten Theil des Waldes der die Gärten umgab, warf mich unter einen Baum, und hatte schon einige Stunden in dieser von meiner vorigen Wonne so stark abstechenden Gemüthelage hingebracht

gebracht, als eine Erscheinung, deren ich mich gerade am wenigsten versah, der Lauf meiner kränkenden Betrachtungen hemmte. Es war die Tochter des Apollonius selbst, die mit der Ruhe und Unbefangenheit einer Person, welche keine Vorwürfe befürchtet weil sie keine verdient zu haben glaubt, auf mich zukam und mich anredete. Wie? sagte sie mit einer angenommenen Mine von Verwunderung, wie finde ich dich hier Proteus? — Wüchtest du mich nie gefunden haben! antwortete ich, mein Gesicht mit einem tiefen Seufzer von ihr wegwendend. — Ist's möglich versetzte sie schalkhaft lächelnd, daß Proteus, nach allem was seit unsrer Trennung mit ihm vorgieng, eines so undankbaren Wunsches fähig seyn kann. — „Undankbaren? — Und du kannst, nach dem schändlichen Betrug, den du mir gespielt hast, noch Dank erwarten?“ — Seltsamer Mensch! Wenn du das Betrug nennest, wo ist der König, der sich nicht glücklich schätzte so betrogen zu werden? Du bist mir unbegreiflich Proteus. — „Und du, Theoklea oder wie du heißen magst — denn warum sollte nicht auch dein Name, wie alles andere an dir, falsch seyn? — kannst du unverschämt genug seyn zu läugnen, daß die Venus, in deren Arme du mich betrogen hast, eine — Theoklea ließ mich nicht vollenden was ich selbst heraus zu sagen anstund: du bist in einer Laune, fiel sie ein, worin du nicht zu fühlen scheinst, was dir zu sagen oder mir anzuhören geziemt; — und mit diesen

Worten entfernte sie sich mit ihrer gewöhnlichen Majestät, und ließ mich in einem Zustande von Verwirrung und Unzufriedenheit mit meinen eigenen Empfindungen, den ich mir selbst nicht hätte erklären können. Genug, es zeigte sich bald, daß mein Unwille nicht lange gegen diese räthselhafte Frau anhalten konnte. Die Furcht mit der sie sich mir darstellte, ihr Anblick selbst, der edle Anstand womit sie dem Ausbruch meines Unmuths Einhalt that, alles an ihr gebot mir eine unfreywillige Ehrerbietung, — und so wie sie sich entfernte, wurden alle die wunderbaren und zauberischen Eindrücke wieder rege, die sie von unserer ersten Bekanntschaft an auf mich gemacht hatte. Kurz, sie erhielt unvermerkt ihre vorige Gewalt wieder, und kaum hatte ich sie aus den Augen verloren, als ich unter einer plötzlichen Anwandlung von Reue über mein ungebührliches Betragen aufsprang, und ihr, zwar nicht ohne innern Kampf, aber wie von einer stärkern Kraft fortgezogen, nachzugehen anfieng. Es währte eine ziemliche Weile, bis ich sie wieder zu Gesicht bekam. Sie saß mit einer Nadelarbeit auf ihrem Schooße unter einer Laube des Myrtenwäldchens, und schien nicht zu bemerken daß ich ihr immer näher rückte. Nachdem ich in einiger Verlegenheit eine Zeitlang hin und her um die Laube wo sie saß, herumgegangen war, ohne daß sie sich nach mir umgesehen hätte, konnte ich mich nicht länger zurückhalten in die Laube hinein zu gehen

hen und mich stillschweigend ihr gegen über zu setzen. Sie schien meine Gegenwart noch immer nicht zu achten, und diese stumme Scene dauerte so lange bis ich zu seufzen anfieng. War das nicht ein Seufzer, Proteus? sagte sie in einem scherzenden Tone: du bist in der That sehr zu bedauern, daß man dich wider deinen Willen dahin gebracht hat, ein schimärisches Glück gegen ein wirkliches, das alles was du dir jemals einbilden konntest übertrifft, zu vertauschen! — Ich glaube selbst, sagte ich, daß ich mich sehr glücklich finden würde, wenn ich so denken könnte, wie du es jezt zu verlangen scheinst. — Glaubst du das? versetzte sie mit einem kleinen Naserümpfen. Aber, fuhr sie in dem ernsthaften Tone, den ich an ihr gewohnt war, fort, indem sie aufstand und auf den Pavillion zugieng, wir sind jezt nicht aufgelegt, von einem so zarten Gegenstande zu sprechen. Die Gebieterin dieses Ortes, von deren Stand und Vermögen du dir aus allem was du hier siehest die richtigste Vorstellung machen kannst, ist durch unvermuthete Geschäfte nach Milet abgerufen worden, und hat mir aufgetragen, in ihrer Abwesenheit dafür zu sorgen, daß dir die Weile nicht lange werde. Wenn es dir nicht zuwider ist, so wollen wir die Zeit bis zur Tafel mit Besichtigung der merkwürdigsten Dinge in dieser Villa hinbringen. Und hiermit nahm sie mich bey der Hand, führte mich in die Galerie, die ich zuvor nur flüchtig übersehen hatte, und zeigte mir, indem sie die man-

nigfaltigen Kunstwerke, welche Reichthum und Geschmack hier aufgehäuft hatten, mit mir betrachtete, so viele Kenntnisse in diesem Fache, und bey jeder Gelegenheit, die sich dazu anbot, so viel Weltkunde und Bekanntschaft mit allen merkwürdigen Personen der Zeiten Trajans und Hadrians daß, die Bewunderung, die sie mir einflößte, mit jeder Minute höher stieg, und alle Beschwerden, die ich gegen sie zu führen hatte auf die Seite drängte. Kurz, Theoklea war so reich an Erfindung angenehmer Zerstreuungen, so unerschöpflich an Unterhaltung wenn wir uns allein befanden, und so aufmerksam jeden leeren Zwischenraum mit Musik, Tänzen, Pantomimen, oder den übrigen Künsten, die hier für Mamiliens Vergnügen beschäftigt waren, auszufüllen, daß mir die drey Tage, an welchen die Dame des Hauses abwesend war, wie einzelne Stunden vorbeystiegen. Die Wolken die mein Gemüth umhogen hatten, zerstreuten sich, meine Einbildung klärte sich wieder auf, die tausendfachen zauberischen Eindrücke, welche Natur und Kunst auf alle meine Sinne machten, gewannen unvermerkt die Oberhand, und ehe der zweyte Tag vorüber war, befand ich mich wieder so lebendig und so hohen Muthes als jemals; mit dem einzigen Unterschiede, daß die Götternächte der Venus Mamilia einen Sinn, dessen geheime Forderungen mir so lange unverständlich geblieben waren, in eine Thätigkeit gesetzt hatten, die sich nicht so leicht beruhigen ließ, und sich nun des Eins

Auss

flusses und der Obermacht bemächtigte, in deren Besitz ehemals die Phantasie gewesen war. — Warum sollte ich dir, da ich doch einmal im Bekennen bin, nicht alle meine Verirrungen und Bethörungen gestehen? Zwey Tage Abwesenheit, die Ruhe einer einsamen Nacht, und der üppige Ueberfluß einer römischen Tafel hatten der schönen Mamilia in meiner Einbildung ihre ganze Gottheit wiedergegeben; ich sehnte mich nach ihrer Zurückkunft: aber sie war abwesend, und die Tochter des Apollontus war gegenwärtig. Ihre ehemalige priesterliche Feyerlichkeit war mit der Binde um ihre Stirne verschwunden; sie hatte sich allmählig ihrer natürlichen Lebhaftigkeit überlassen, und so wie sie alle Reize ihres Geistes vor mir entfaltete, schien sie sich auch nicht länger verbunden zu glauben, mir aus den eben so mannigfaltigen Reizen ihre Person länger ein Geheimniß zu machen. Wie waren vielleicht die Grazien einem Weibe holder gewesen als ihr, und schwerlich hatte sie in der Kunst die Gunstbezeugungen der Natur mit Anstand in das vortheilhafteste Licht oder Selldunkel, und was der Zahn der Zeit etwa daran benagt hatte, in den vortheilhaftesten Schatten zu setzen, jemals ihres gleichen gesehen. Kurz, wiewohl sie mehr als die Hälfte ihrer Jahre hätte abgeben müssen um die Göttin der Jugend vorzustellen, so hatte sie doch mehr als für einen Neophyten meiner Art nöthig war, um in einer dämmernden Rosenlaube oder in dem kleinen Tempel des Stills-

schweigend die Abwesenheit der Göttin Mamilla zu ersetzen.

Lucian. Und sie machte sich vermuthlich eben so wenig Bedenken daraus, als der Theophyt sich machte diese Untreu an seiner Göttin zu begehen?

Peregrin. Er glaubte Mamillen keine Treue schuldig zu seyn; aber die erfahrene Theoklea kannte die Männer zu gut, um ihm den Sieg, den er über ihre Weisheit erhielt, nicht so schwer zu machen, als nöthig war, um den Werth dessen was sie für ihn that in seinen Augen zehnfach zu verdoppeln. Soll ich dir noch mehr sagen? So lächerlich es in unserm dermaligen Stande seyn mag, von den Spielzeugen und Kurzweilen unsrer ehemaligen Kindheit mit einem gewissen Wohlbehagen zu sprechen, so kann ich mich doch der Tochter des Apollonius nicht ohne das Vergnügen erinnern, daß den Gedanken, irgend etwas Schönes oder Gutes in seiner höchsten Vollkommenheit genossen zu haben, natürlicher Weise begleitet. Wie weit war die Römerin Mamilla auch in diesem Stücke unter der feiner organisirten, seelevollern, erfindungsreichern Griechin! Einer Griechin, die, von allen Musen und Grazien mit ihren Gaben überschüttet, einige Jahre lang, unter andern Nahmen, als Mimentänzerin die Augenlust und der angebetete Liebling der halben Welt gewesen war!

Lucian.

Lucian. Du kannst dich nun verbrennen wenn du willst, Peregrin! Du hast gelebt, und in Einer einzigen Woche auf der Villa Mamilla zu Halikarnasß des Lebens mehr genossen als Millionen Menschen in der ganzen Zeit ihres Daseyns.

Peregrin. Gut! aber ehe wir zu jenem letzten und höchsten Lebensgenuß, zu meinem Verbrennen, kommen, Lucian, wirst du wohl noch einige Scenen meines Lebens, Mimus, (wie es Cäsar Augustus nannte) anhören müssen, die zu Vorbereitung dieses letzten Auftritts notwendig waren.

Lucian. Für jetzt bin ich nur begierig zu sehen, wie du dich aus den Händen zweyer so gefährlichen Personen, als deine Venus Mamilla und ihre Priesterin zu seyn scheinen, retten wirst.

Peregrin. Biewohl Theoklea die priesterliche Maske mit der Gleichgültigkeit einer Schauspielerin, die ihre Theaterkleidung von sich wirft, abgelegt hatte, so war sie doch viel zu schlau, meinen Enthusiasmus, durch dessen magische Wirkung sie Vortheile, die ihr nicht gleichgültig zu seyn schienen, über mich gewonnen hatte, geradezu bestreiten zu wollen: sie suchte ihm nur eine andere Richtung zu geben, und unvermerkt den Gedanken in mir zu veranlassen, daß es keine andere Göttinnen gebe als liebenswürdige Weiber, und keine höhere Magie als den Zauber ihrer Reizungen und des Instincts der uns zu ihnen ziehe;
und



und diesem Plan zu Folge fand sie für gut, mir in einer vertraulichen Stunde den Schlüssel zu dem ganzen Zauberspiele zu geben, dessen Held ich ohne es zu merken gewesen war.

Nachdem sie mir von Mamilkens Person und Charakter, und von ihrer eigenen Verbindung mit dieser edlen Römerin, soviel als ich, ihrer Meynung nach, zu wissen brauchte, entdeckt hatte, sagte sie mir: diese Dame werde durch gewisse Kundschafter, welche sie zu Halikarnas und an verschiedenen noch entferntern Orten halte, so gut bedient, daß sie schon am ersten Tage meiner Ankunft eine ziemlich genaue Beschreibung meiner Person erhalten habe. Da ihre Aufmerksamkeit dadurch nicht wenig gereizt worden sey, habe sie nicht nur alle meine Schritte und Tritte aufs genaueste beobachten lassen, sondern auch bald Mittel gefunden, aus meinem alten Diener, einem arglosen und kurzsinrigen Phrygier, so viel von meinen Lebensumständen auszuforschen, daß der Anschlag, sich meiner auf die eine oder andere Art zu bemächtigen, schon vor dem Empfang meines seltsamen Briefes an die göttliche Theoklea eine beschlossene Sache gewesen sey. Dieser Brief, (sagte Theoklea) indem er die schöne Römerin mit einem Charakter bekannt machte, der als ten möglichen Reiz der Neuheit und des Wunderbaren für sie hatte, trieb ihre Vorstellung von der Wichtigkeit der Eroberung, die ihr der Zufall so unverhofft anbot,

anbot, auf den höchsten Grad, und zeigte zugleich den einzig möglichen Weg, auf welchem sie zu machen war. Wieviel Dank wurde dem Unbekannten gesagt, der vor vielen hundert Jahren einen Theil der Wabungen, die zu Mamiliens Halikarnassischen Gütern gehörten, der Venus Urania geheiligt hatte! und wie glücklich pries man sich, daß man den Einfall gehabt hatte, der Göttin, statt ihres alten in Ruinen gefallenen Capellchens, den schönen marmornen Tempel aufzuführen, und ihn mit den Hauptgebäuden der Villa, besonders mit demjenigen, welches zu theatralischen Vorstellungen eingerichtet war, in unmittelbare Verbindung zu bringen! Der Plan und die Ausführung gab sich nun von selbst, und die wenigen Tage, die du in dem heiligen Hayne und bey mir in meiner Felsenwohnung zubrachtest, waren völlig hinreichend, die zu unserem Zauberspiele nöthigen Maschinerien in Bereitschaft zu setzen.

Du begriffst nun, fuhr Theoklea fort, wie natürlich es zugiehet, daß du auf deinen Anonymen Brief eine Antwort mit der Aufschrift an Peregrinus Proteus von Partum auf deinem Schoße sandst, als du im Hayn aus einem Schläfe erwachtest, der, ohne daß du es merkest, sehr genau beobachtet worden war. Mamilia, die vor Ungeduld brannte den wunderbaren Jüngling, von dessen Möglichkeit sie sich kaum überzeugen konnte, selbst in Augenschein zu nehmen, hatte

hatte ihn mit eigener Hand auf deinen Schoos gelegt. Der schlafende Endymion kann schwerlich seine Göttin stärker bezaubert haben als du die deinige, da sie dich, wie in einem süßen Traume, in der schönsten Beleuchtung des durch einige Zweige gebrochenen Mondlichtes, vor sich liegen sah. Du wirst mir, da du die Lebhaftigkeit dieser feurigen Römerin nun kennest, gerne glauben, daß ich alle Mühe von der Welt hatte, sie wieder wegzubringen, ehe sie sich, durch den Kuß den sie dir geben wollte, in Gefahr setzte, den schlummernden Träumer ganz zur Unzeit aufzuwecken. Wir kostete diese Scene meinen Schlaf; denn ich mußte den ganzen Rest der Nacht an Mamiliens Bette zubringen, um die Ergießungen ihrer Leidenschaft anzuhören, und ihre Ungeduld durch die Beschreibung aller Maschinen, die zu ihrem Vortheile zusammen spielen sollten, einzuschläfern. Wir konnten nicht zweifeln, daß die bloße Versetzung in einen so romantischen mit lauter schönen Gegenständen angefüllten Ort, verbunden mit dem Schein des Wunderbaren, den alles, soviel möglich, von sich werfen sollte, auf einen jungen Neuling, den seine eigene Schwärmerey, und die ihm selbst unbewußte Magie des noch mit seiner ganzen Stärke wirkenden Naturtriebes, so ganz unvertheidigt in unsere Hände lieferte, schon sehr viel zu Beförderung unsers Anschlages thun würde. Aber das Meiste kam doch auf den ersten Eindruck an, den die Tochter des Apollonius, bey der ersten Zusamment-

sammenkunft, auf deine Sinnen machen sollte; und daher wurden auch (wie du dich erinnern wirst) alle Umstände, so gewählt und verbunden, daß sie die verlangte Wirkung thun mußten, und daß keiner hätte fehlen dürfen, ohne dieser etwas von ihrer Stärke zu benehmen. Alles mußte mit deinen enthusiastischen Ideen zusammenklingen, alles mußte sie zu realisiren scheinen, und immer höher spannen; alles in deinen Augen ungewöhnlich und wunderbar seyn und dir doch natürlich vorkommen, alles übereinstimmen deine Vernunft vollends zu betäuben, und deine bezauberte Seele mit ungewissen Erwartungen, neuen entzückenden Gefühlen, und dumpfer Ahnung der erhabenen Mysterien, die der Gegenstand deiner Wünsche waren, anzufüllen. Bey einem so arglosen, so unerfahrenen, so schwärmerischen Jüngling war wenig zu besorgen, daß er die Kunstgriffe und das Maschinenspiel, wodurch er gefangen werden sollte, so leicht entdecken würde; aber du wirst dich nun auch hinten nach erinnern, wie sorgfältig alles darauf angelegt war, dir eine solche Entdeckung unmöglich zu machen. Unsere Nymphen und Amoretten, die gewandtesten Geschöpfe von der Welt, waren jedes zu seiner Rolle aufs beste abgerichtet. Die Beschaffenheit des Ortes, und die Art, wie die Gärten der Villa von dem geheiligten Hain und dem Bezirke, der die Felsenwohnung umgiebt, abge- sondert sind, ließ dir keinen Gedanken kommen, daß eine solche Villa in der Nähe sey; und wiewohl der

hins



Hintere Theil des Tempels, der dem Anschein nach
 an einen Felsen angelehnt ist, unmittelbar mit dersel-
 ben zusammenhängt, so war diese Verbindung doch
 durch die dichten Gebüsch und hohen Bäume, die
 den Tempel umgeben, so gut versteckt, daß sie ohne
 eine sehr genaue Untersuchung schwerlich entdeckt wer-
 den konnte; und sowohl damit du hierzu keine Ge-
 legenheit finden möchtest, als um die gute Wirkung
 der Theophanten, womit wir dich beglücken wollten,
 zu befördern, wurde dir gleich anfangs zum Ge-
 seß gemacht, daß der Tempel nur nach Sonnenuntergang
 besucht werden dürste. Die Bildsäule der Göttin war
 schon lange zuvor, nach dem Modell der schönen Ma-
 milia, verfertigt worden, und eine jede andere, wo-
 re es auch die Knidische selbst gewesen, würde zu un-
 serer Absicht nichts getaugt haben. Ohne Zweifel
 wäre diese Absicht eben so wenig erreicht worden,
 wenn sie dir bey Taglicht und an einem andern Orte,
 als das Bild irgend einer schönen Römerin, gezeigt wor-
 den wäre. Aber nachdem die Idee der Göttin in de-
 ner Phantasie nun einmal mit diesem Bilde zusam-
 mengeschmolzen war, und Mamilia, sogar im Mar-
 mor, schon bey dem zweyten Besuche deine Sinnen so
 stark bekehriget hatte: so durften wir es wagen, sie
 dir mit ihren Grazien in eigener lebhafter Gestalt,
 wiewohl in Wolken und in einem übernatürlich schei-
 nenden Lichte, erscheinen zu lassen, und konnten um
 so gewisser seyn, daß die abgezielte Täuschung bey
 dir

dir erfolgen, und daß du selbst den Zaumel deiner Sinne für eine natürliche Folge der vermeinten Theophanie halten würdest, da du, zu allem Ueberfluß, durch die zwischen uns vorgefallenen Unterredungen, (deren du dich vermuthlich noch besinnest) so trefflich zu dieser Scene vorbereitet warst. Denn du wirst nun leicht begreifen, warum ich zu eben der Zeit, da ich dich des Wohlgefallens der Göttin an der Reinheit deiner Empfindungen versicherte, mir so angelegen seyn ließ, dich zu überzeugen, daß es in ihrem Belieben stehe, durch welche Art von Einwirkung sie sich dir mittheilen wolle. — Epikübün! rief ich, wie wohl mit einer Umarmung, die ich ihrer reizend schalkhaften Mine nicht versagen konnte, ich erinnere mich noch deiner eigensten Worte: „Ist die Liebe, die sie „dir eingebläst hat, nicht ihr eigenes Werk? Kann „Liebe ohne Verlangen, Verlangen ohne Ausdruck „seyn? Die reinste Liebe — Venus Urania kann keine „andere erwecken — veredelt und verfeinert die Sinne, erhöht und begeistert sie, aber vernichtet sie „nicht.“ — Du hast ein treffliches Gedächtniß, versetzte sie lächelnd; vermuthlich verstehst du nun auch, — nachdem wir dir den Schlüssel nicht nur zu dem was mit dir vorgenommen wurde, sondern auch zu dem was in dir vorgieng, gegeben haben, — was ich damit meynete, als ich zu zweifeln schien, „ob du auch einer so rein und ganz sich hingebenden Liebe, wie die Göttin verlange, fähig „seyest?“

„seyest?“ — Und gleichwohl, bey allen diesen Täuschungen, glaubtest du nicht, als dir Mamilia mit ihren drey Mädchen in der heildunkeln Wolke von gemahlter Leinwand erschien, die Göttin der Liebe selbst mit ihren ewig jugendlichen Grazien zu erblicken, und machte dich diese vermeynte Theophanie nicht unaussprechlich glücklich? — Weil ich sie für Theophanie hielt, fiel ich ihr ins Wort: möchtet ihr mich ewig in diesem Wahne gelassen haben! — Sey versichert, antwortete Theoklea, es wäre geschehen, wenn es nicht die Natur selbst unmöglich gemacht hätte, nach dem höchsten Grade von Genuß, dessen die Sinne fähig sind, noch länger getäuscht zu werden. Aber, wer wollte sich, wenn er so glücklich geworden ist als es ein Sterblicher seyn kann, noch beklagen, daß man ihn nicht gar zum Gott gemacht hat? Und zudem, hattest du nicht, in den Stunden da sich die Göttin in Mamilien verwandelte, Augenblicke, worin du dich wirklich vergöttert fühltest? — „O! da war mir Mamilia noch immer die Göttin selbst.“ — Und sollte sie es nicht, trotz aller Aufschlüsse, die da bekommen hast, wieder werden können? sagte Theoklea.

Die Zurückkunft der schönen Römerin, die dieser sonderbaren Unterredung ein Ende machte, verfehlte die Wirkung nicht, welche die Tochter des Apollonius von ihren Neigungen und meiner starken Anlage immer auf eine oder andere Art zu schwärmen und ge-
täuscht

tauscht zu werden, erwartete. Meine Verföhrerinnen
 glaubten die außerordentlichen Mittel, die nun nicht
 länger zu gebrauchen waren, auch nicht länger nöthig
 zu haben. Sie hatten den Zauber, der vorher auf
 meiner Einbildungskraft lag, nun auf meine Sinne
 geworfen, und zweifelten nicht, in der ununterbroche-
 nen Trunkenheit, worin sie mich durch immer abwech-
 selnden Genuß der ausgesuchtesten Vergnügungen zu
 erhalten wußten, mich unvermerkt dahin zu bringen,
 daß meine vorige Denkensart mir selbst endlich eben
 so lächerlich werden mußte als sie ihnen war. Kurz,
 sie hofen mich aus dem eifrigsten Verehrer und Nach-
 ahmer des Pythagoras und Apollonius in den ausges-
 machtesten Epikurder zu verwandeln. Auch in den
 Künsten die zu einer solchen Operation erfordert wur-
 den, war Theoklea eine ausgelernte Meisterin, und
 hatte Mamilla mehr Gelehrigkeit für ihre Unterwei-
 sungen gehabt, so möchte es ihr, wo nicht auf eine
 sehr lange, doch gewiß auf eine weit längere Zeit ge-
 lungen seyn, mich in dem wollüstigen Taumel zu er-
 halten, der in den ersten Tagen nach ihrer Zstrückkunft
 mein ganzes Daseyn in einen fortwährenden Moment
 von Genuß und Wonne verschlungen zu haben schien.
 Aber diese schlaue Mäßigung, die allen Befriedigungen
 der Sinne so nöthig ist, diese Kunst dem Ueberdruß
 von ferne schon zuvorzukommen, die Begierde immer
 lebendig zu erhalten, sie auf tausendfache Art zu ih-
 rem desto größern Vergnügen zu täuschen, sie in jedem



Genuß einen noch vollkommnern ahnden zu lassen, und dies alles auf eine so ungezwungene Art und mit so viel Grazie zu bewerkstelligen, daß es Natur scheint, — alle diese feinen Künste, worin Theoklea unübertrefflich war, vertrugen sich nicht mit der raschen Sinnesart der feurigen Römerin; der Zwang, den sie sich hätte auflegen müssen, um ihren Adonis wie einen Liebhaber, den man verlieren könnte, zu behandeln, war der Tod des Vergnügens in ihren Augen, — kurz, sie betrug sich als ob sie wirklich die Göttin wäre, deren Rolle sie so gern spielte, und ihr Günstling hätte nichts geringers als der ewig junge Apollo oder der unerschöpfliche Sohn der Alkmena seyn müssen, um nicht viel baldier, als sie es vielleicht erwarten mochte, gesättigt, ermüdet, und — wieder zu sich selbst gebracht zu werden.

Wie unangenehm die Gefühle und Betrachtungen seyn mußten, die auf dieses zweyte Erwachen folgten, wird dir die Kenntniß, die du bereits von der eignen Form meiner Seele, und der sonderbaren Vorstellungsart die ihr natürlich war, erlangt hast, anschaulicher machen, als ich es durch irgend eine Schilderung bewirken könnte. Diese Form, diese Vorstellungsart, war mir zu wesentlich, um durch irgend eine zufällige Veränderung ausgelöscht zu werden. Die Trunkenheit, worin mich der Zauberbecher dieser Circe einige Tage lang gesetzt hatte, konnte unter kei-

nig

nen Umständen dauern; Mamillens verschwenderische Art zu lieben beschleunigte nur den Augenblick des Erwachens. Mein erstes Gefühl in diesem schmerzlichen Augenblicke war die Höhe von der ich gefallen war, und die Tiefe worin ich lag. Aber glücklicher Weise war es nicht der Sturz eines Ikarus, dessen mit Achs zusammengeleimte Flügel an der Sonne schmolzen, sondern der Fall eines platonischen Dämons aus den überhimmlischen Räumen in den Schlamm der gröbern Elemente. Wie groß auch meine Beschämung darüber war, so fühlte ich doch, daß mich dieser Fall nur erniedriget und besudelt, nicht zerschmettert hatte. Die Schwingen meiner Seele waren nicht zerbrochen; ich konnte sie wieder loswinden, mich wieder in die reinen Lüfte, die ich gewohnt war, emporheben, und die Erfahrungen selbst, die mich jetzt demüthigten, konnten mir dazu dienen, mich künftig vor ähnlichen Verirrungen zu hüten, und das Ziel meiner innersten Wünsche desto sicherer zu erreichen.

Dieses Gefühl allein, oder vielmehr die Ahndung dieser Gedanken, und das dunkle Bewußtseyn der in mir liegenden Kräfte und Hülfquellen war es, was mich in den ersten Augenblicken vor Verzweiflung bewahrte. Aber es fehlte viel, daß Gedanken wie diese gleich anfangs die Oberhand gehabt, und mit ihrer ganzen Stärke auf mich gewirkt hätten. Im Gegentheil, ich wurde finster, mißmuthig und übellaulisch;

alles umher verlorh seinen Reiz und Glanz und nahm die Farbe meiner düstern Seele an; ich verachtete mich selbst, und zürnte bitterlich auf diejenigen, die mich dazu gebracht hatten. Gleichwohl hatte dieses Seelensieber seine Abwechslungen, und ich lernte nur verstehen, was Xenophons Araspes mit dem Streit seiner beyden Seelen sagen wollte; denn ich erfuhr es in mir selbst. Ich schämte mich, wie ein anderer nektartrunkner Ixion, eine Theatergöttin für Venus Urania genommen zu haben, und erinnerte mich doch mit Entzücken der Augenblicke wo mich diese Täuschung zum glücklichsten aller Sterblichen machte; ich betrachtete in den Stunden der bösen Laune die üppige Mamilla als eine zauberische Lamie, die mich bloß deswegen nährte und liebte, um mir alles Blut aus den Adern zu saugen; und bald darauf, wenn ein Becher voll unvermischten Weins von Thasos in der schönen Hand dieser Lamie dargeboten, und zuvor von ihren wollustathmenden Lippen beschlürft, meine Lebensgeister wieder in Schwingung setzte, war ich wieder schwach genug, eine irdische Venus in ihr zu sehen, und in ihren immer willigen Armen neuen Stoff zu der bittern Reue zu hohlen, die meine einsamen Stunden vergiftete.

Wie sehr ich mich auch eine Zeit lang bemühte, diesen peinvollen Zustand meines Gemüthes vor Marmitten und ihrer scharfsichtigen Freundin zu verbergen,

so war es doch (wie du leicht denken kannst) eben so verlorhrne Mühe, als alles was diese Damen sagen und thun konnten, um die einmal aufgelöste Bezauberung der ersten Wonnetage wieder herzustellen. Die Römerin hoffte es durch Verdopplung dessen, was sie ihre Zärtlichkeit nannte, zu bewerkstelligen, beschleunigte aber dadurch die gegenseitige Wirkung. Die Tochter des Apollonius versuchte es auf einem andern Wege. Sie ließ meine Sinne unangefochten, machte bloß die Freundin und Rathgeberin, schien nichts angeregeres zu haben als mich zu beruhigen und mit mir selbst auszuföhnen, und indem sie die Unterredung bey jeder Gelegenheit vom Gegenwärtigen ablenkte und ins Allgemeine spielte, suchte sie mir unvermerkt eine feine aristippische Art zu philosophieren einleuchtend zu machen, die in ihrem Munde eine so einnehmende Gestalt annahm, daß die ganze Widerspänstigkeit etnes zum Enthusiasten gebohrnen Menschen dazu erfordert wurde, nicht von ihr gewonnen zu werden. Sie erhielt indessen doch immer soviel, daß die Grazien ihres Geistes, die sich in diesen Gesprächen in so mancherley vortheilhaftem Lichte zeigen konnten, mir ihren Umgang immer unentbehrlicher und gar bald zu dem einzigen machten, was mich an diesen Ort fesselte. Wir verirren uns unter diesen Gesprächen zuweilen in ihre Felsenwohnung, oder in das Rosenwäldchen, dessen Anblick soviel angenehme Erinnerungen in meiner Seele wieder anklingen machte; und nicht selten

endigte sich dann unser Streit über die Verschiedenheit unsrer Grundbegriffe auf eine Art, die das Uebergewicht der Aristippischen Philosophie über die Platonische völlig zu entscheiden schien; wiewohl im Grunde nichts dadurch bewiesen wurde als die Schwäche des Platonikers, und die große Fertigkeit seiner Gegnerin in dem was man die Sophisterei ihres Geschlechts nennen möchte. Genug, sie verhalf der schlimmern Seele zu manchem schmachlichen Sieg über die bessere; aber eben dies stürzte mich unversehens in jenen gewaltsamen und qualvollen Zustand zurück, der von dem ewigen Widerspruch zwischen einer Art zu denken deren Wahrheit man im innersten fühlt, und einem Betragen das man immer hinten nach mißbilligen muß, die natürliche Folge ist.

Während dieses seltsame Verhältniß zwischen der Tochter des Apollonius und mir bestand, hatte Mariilla, deren Leidenschaften eben so schnell verbrauchten als auffoderten, einen armen Gegenstand für ihre launenvolle Phantasie gefunden; denn sie war fast immer abwesend, und schien sich eine geraume Zeit gar nicht mehr um mich zu bekümmern; und ohne Zweifel trug die Ruhe, die sie uns ließ, viel dazu bey, daß auch jenes Verständniß mit Theokleen, das im Grunde weder Liebe noch Freundschaft war, den Reiz ziemlich bald verlor, den es anfangs für mich gehabt hatte. Der leeren Stunden wurden immer mehr,

vere, in welchen der Zwenkampf der beyden Seelen sich erneuerte, und der Sieg sich endlich auf die Seite der bessern neigte, ohne daß Theoklea, die es auf der andern Seite an mancherley Kriegerlisten nicht fehlen ließ, mehr als einige Verzögerung ihrer gänzlichen Niederlage bewirken zu können schien. Ich sah mich mit Unwillen und Selbstverachtung wie in den Strahl einer neuen Eise eingesperrt; jeden Morgen stand ich von meinem weichen aber meist schlaflosen Lager mit dem Vorsatz zu entfliehen auf, und legte mich jede Nacht mit Grimm über mich selbst nieder, daß ich den Muth nicht gehabt hatte, ihn auszuführen.

Einsmals, da ich mit der ersten Morgenröthe aufgestanden war, und in dem abgelegensten Theile des Hayns, der an Mamillens Gärten stieß, müßmüthig und unentschlossen herumirrte, kam eine reizende weibliche Gestalt zwischen den Bäumen hervorgeschlichen, die mich anzusuchen schien, und in welcher ich bald eine der vermeynten Nymphen erkannte, die uns in Theokleens Felsenwohnung bedient hatten. Diese Sclavin, Myrto genannt, war eines von den Geschöpfen, die eine allgemeine Empfehlung an die ganze Welt in ihrem Gesichte tragen; und sie redete mich mit so vieler Anmuth und anscheinender Schüchternheit an, daß ich nicht stark genug war, die Unhöflichkeit zu begehen und ihr den Rücken zuzukehren, wie

B 5
meint

mein erster Gedanke gewesen war, da ich sie erkannte. Sie sagte mir, sie habe schon lange diese Gelegenheit gesucht mich allein zu finden, um mir verschiedene Dinge, die mir nicht gleichgültig seyn könnten, zu entdecken; und nachdem wir uns in einem Gebüsch, wo wir nicht überrascht zu werden besorgen durften, gesetzt hatten, fieng sie damit an, mir im engsten Vertrauen eine Menge Anekdoten von Mamilien mitzutheilen, die nicht sehr geschickt waren den Widerwillen zu mildern, den ich bereits gegen diese neue Venus Pandemos in so hohem Grade gefaßt hatte. Aber was der guten Nymphe ganz besonders am Herzen lag, war die allzugünstige Meynung herunterzustimmen, die ich von ihrer Gebieterin Theoklea zu hegen schien. Die umständliche Geschichte, die sie mir von ihr erzählte, würde uns zu weit von der meinigen entfernen: ich will also nur das wesentlichste berühren. Die sogenannte Theoklea war, unter den Namen Chelidonion, Dorkas, Philinna, Anagallis, und einer Menge anderer dieser Art, schon zwanzig Jahre in Griechenland, Italien und Gallien eine der bekanntesten Personen ihrer Classe gewesen, ehe sie zu Halikarnas als Prophetin austrat und sich Theoklea nennen ließ. Ein junger Thessalier hatte sie beynahe noch als ein Kind zu Korinth einem Manne abgekauft, der mit hübschen Mädchen handelte, und ein feines Sortiment von dieser schlüpfrigen Waare beysammen hatte. Ein paar Jahre hernach fand ein alter Epikuräer zu Athen Ver-
schmack

schloß an ihr, als sie mit einer kleinen Truppe von heranziehenden Tänzern und Lufespringern in Gestalt einer Hötenspielerin vor seine Thür kam; er nahm sie zu sich und fand großes Velleben daran, die mannichfaltigen Talente, die er in dem Mädchen aufkeimen sah, auszubilden, und ihr die Maximen von Klugheit und Wohlansständigkeit einzuprägen, durch deren Beobachtung sie sich in der Folge so weit über die meisten Personen ihrer Classe erhob. Nachdem sie noch durch verschiedene andere Hände gegangen war, und allerley Abenteuer bestanden hatte, erschien sie zu Antiochia und Alexandria unter dem Nahmen Anagallis als die schönste und geschickteste Nymen-Tänzerin, die man jemals in Syrien und Aegypten gesehen hatte. Sie zeigte sich nach und nach in dieser Qualität in verschiedenen Provinzen des Römischen Reichs, und endlich in Rom selbst, wo sie einige der ersten Senatoren und Hofleute unter ihren Anbetern sah. Nun erschien sie nicht mehr öffentlich auf dem Schauplatze, sondern lebte von den Einkünften ihrer Reize und Geschicklichkeiten, mit dem verschwenderischen Aufwand einer Person, die es in ihrer Gewalt zu haben glaubt, sich überall die mächtigsten und reichsten zinsbar zu machen. Indessen hörte sie unvermerkt auf, neu und jung zu seyn, die Quellen ihres Aufwands flossen immer spärlicher, und sie fand sich endlich genöthiget, in Gallien, Sicilien und Griechensland ihre vorige Profession wieder auszuüben. Da
 sie

Sie aber die große Wirkung nicht mehr that, die
 in der glänzendsten Epoche ihrer Jugend zu thun
 wohnt worden war, so gab sie diese Lebensart
 auf, veränderte ihren Namen, und gesellte sich
 einer in Pontus, Kappadokien und Syrien herum
 wandernden Bande von Isepriestern, deren Gewerbe
 sie durch ihre erfinderische Einbildungskraft
 die Mannigfaltigkeit ihrer Talente sehr einträgt
 zu machen wußte. In dieser Epoche ihres Lebens,
 die Nymphe fort, was es, wo sie sich mit allen
 goetischen, magischen und theurgischen Mystiken
 Kliniken vertraut machte, wodurch sie geschickt
 wurde einige Zeit darauf, als die besagte Bande durch
 unangenehmes Abenteuer auseinander getrieben
 worden war, die geheimnißvolle Rolle einer vorgeblich
 Tochter des göttlichen Apollontus zu spielen, und
 unter dem Schutze der Römerin Mamilla Quinilla,
 einer erklärten Liebhaberin alles Außerordentlichen,
 eine Art von Orakelbude in dem heiligen Hain der
 Venus Urania, der ein Zugehör ihrer Halikarnassischen
 Güter ist, aufzurichten. Der Name einer Erbin
 der Wissenschaften des großen Apollonius, der mysti-
 sche Schleyer in den sie sich einhüllte, ihre sonder-
 liche Lebensart, und die vielerley Gerüchte, die sie
 ihrer prophetischen Gabe, ihrem geheimen Umgange
 mit den Göttern, und den Wunderdingen die
 verrichtet hätte, unter das Volk zu bringen wußte
 steng schon an in Karien und den benachbarten Ge-
 genden

genden zu wirken, und gab der Prophetin gute Hoff-
 nung, in dem Aberglauben begüterter Thoren eine
 neue ergiebige Quelle von Einkünften zu finden: als
 die Entschließung der Dame Mamilia, diese Villa zu
 ihrem gewöhnlichen Aufenthalt zu machen, der ganzen
 Sache eine andere Wendung gab. Theoklea wurde
 nun bekannter mit der edlen Römerin, und beinäch-
 tigte sich in kurzem ihrer Zuneigung in einem so hohen
 Grade, daß sie die vertrautesten Freundinnen wurden;
 und da die Prophetin kein Geheimniß mehr für ihre
 neue Freundin hatte, so wurde beschlossen, daß sie die
 angefangene Rolle, wiewohl mit verschiedenen Abän-
 derungen die zu Mamiliens Absichten nöthig schienen,
 fortsetzen sollte. Die Mysterien der Venus Urania,
 zu deren Priesterin sie sich aufwarf, schienen der
 wollüstigen Römerin eine Menge unterhaltender
 Scenen zu versprechen, wodurch sie das Einför-
 mige des ländlichen Lebens zu vermännigfaltigen,
 und ihrem Hang zu romantischen Einfällen und
 sonderbaren Liebesabenteuern Nahrung zu geben
 hoffte. Theoklea ordnete alle Einrichtungen an, die
 in den Gebäuden und Gärten der Villa zu diesem
 Ende für dienlich gehalten wurden; alles gieng nach
 Wunsch von statten, und schon mancher Unvorsichtige
 hatte sich in den Schlingen gefangen, die der treuhers-
 tigen oder lüsternen Jugend hier überall gelegt waren,
 ehe mein Verhängniß, oder — um die Sache mit ih-
 rem rechten Namen zu nennen, meine Thorheit mich,

wie:

wiewohl auf meine eigene Weise, zu ihrem Nachfolger machen. Es wäre, setzte die geschwätzte Nymphe hinzu, zwischen den beyden Sirenen verabredet, daß Mamilla die Unglücklichen, die ihnen in die Klauē geriethen, sobald ihr die Phantasie zu ihnen vergangen wäre, ihrer dienstfertigen Freundin überliesse. Dieses schreckliche Schicksal würde, wosern ich nicht bereits erfahren hätte, auch das Meinige seyn. Sie schilderte mir hierauf die Dame mit den vielen Nahmen als eine wahre Zauberin; es sey nicht anders möglich, sie müsse unerlaubte magische Mittel da gebrauchen, um die feinsten Männer so unbegreiflich zu verstricken, daß sie in einer Creatur, die der halben Welt angehört habe, und die ohne die Hülfe der Künste, des Pinsels und aller nur ersinnlichen Behelfnisse des Dichters, der Eumaischen Sodyke gleich sehen würde, die lebenswürdigste Person ihres Geschlechtes zu umarmen glaubten. Aber dies sey gewis, daß ich mir vergeblich schmeicheln würde, jemals diesen Ort verlassen zu können, so lange Theoklea mich zurückbehalten wolle; und ich könnte versichert seyn, daß sie dies so lange wolle, bis sie mich durch ihre verderblichen Liebesungen zum Schatten abgemergelt, und in ein wahres Gespenst verwandelt haben werde.

Die Lebhaftigkeit, womit die schöne Myrto diese Uebertreibungen vorbrachte, hatte mir ihre Absicht bey dieser ganzen Vertraulichkeit schon verdächtig gemacht.

macht, als sie, nach einer kleinen Pause, mit dem Tone des zärtlichsten Mitleidens und mit aller Verführung, die sie in ihre schwarzen Augen legen konnte, fortfuhr: der Gedanke, daß ein so liebenswürdiger Mann wie ein Wachsbild an dem Zauberfeuer einer so schändlichen Empuse dahin schmelzen sollte, sey ihr unerträglich; sie hätte seit dem ersten Augenblicke, da sie mich in der Felsenwohnung gesehen, einen Antheil an mir genommen, der sie zu einer genauen Beobachterin gemacht habe; sie finde mich eines bessern Loses würdig, und — kurz, wenn ich ihre uneigennützigte Freundschaft mit einiger Gegengunst belohnen wollte, so fühle sie sich stark genug, mir alle Annehmlichkeiten ihrer Lage in diesem Hause aufzuopfern, meine Flucht zu befördern, und mir an welchen Ort der Welt es mir gefiele zu folgen.

Lucian. lachend. Das uneigennützigte Nymphen hätte also doch mit dem Rest, den die Empusen von dir übrig gelassen, großmüthig vor lieb genommen.

Peregrin. Sie war noch uneigennütziger als du denkst; denn es zeigte sich in der Folge, daß sie, wie ihr der Anschlag Alles zu haben nicht gelingen wollte, bescheiden genug gewesen wäre, mich mit den Empusen zu theilen. Ich machte mich mit so guter Art als ich konnte von ihr los, indem ich ihr ein unverbrüchliches Stillschweigen über die Geheimnisse, die sie mir vertraut hatte, angeloben mußte. Die Flucht, wo-
mit

mit ich schon mehrere Tage umgieng, war mit so wenig Schwierigkeiten verbunden, daß ich der Hilfe dieser Sclavin dazu nicht vonnöthen hatte. Aber, anstatt daß ihre geheimen Nachrichten von Theokleas bisherigem Lebenslauf, und die Furcht, die sie mit vor ihrer angeblichen Zauberey einzujagen hofte, meine Lust zum Fliehen hätten vermehren sollen, fand ich mich nach dieser Unterredung weniger dazu geneigt als jemals. Kurz ich konnte mich nicht entschließen, die Villa Mamilia zu verlassen, bevor mich Theokleas eine Probe ihrer so hochgerühmten Geschicklichkeit in der Pantomimischen Tanzkunst hätte sehen lassen. Ich ergriff die erste Gelegenheit, die sich anbot, um zu versuchen ob ich ihr Lust dazu machen könnte, ohne ihr merken zu lassen, daß ich mehr von ihrer Geschichte wisse als sie mir selbst davon zu entdecken beliebt hatte. Es traf sich, daß einer von den Knaben und eines von den kleinen Mädchen, womit dieses Haus so reichlich bevölkert war, während wir bey Tische saßen, die Fabel von Amor und Psyche ganz artig für Kinder ihres Alters tanzten. Ich möchte wohl, sagte ich, nachdem wir ihnen eine Weile zugesehen hatten, ein so schönes Sūjet von der berühmten Anagallis tanzen gesehen haben. Mein Wille war, indem ich dies sagte, so unbefangen dazu auszusuchen, daß Theokleas glauben mußte, ich dächte nicht mehr noch weniger dabey, als wenn ich gewünscht hätte, die Glyceria des Menanders oder die Corinna des Ovidius gesehen zu haben:

haben: aber ich erröthete, zu meinem großen Verdruß, so plötzlich und stark bey dem Nahmen Anagallis, daß sie leicht merken konnte, ich müsse mehr von ihr wissen als ich das Ansehen haben wolle. Ohne die geringste Betroffenheit in ihrem Gesichte zu zeigen, versetzte sie: du hast also auch von dieser Anagallis gehört? Und da ich mich verwunderte, wie sie daran zweifeln könne, flüsterte sie mir lächelnd zu: ich bin eine mächtigere Zauberin als du denkst: du sollst sie tanzen sehen, wiewohl sie schon eine geraume Zeit aus der Welt verschwunden ist.

Ein paar Tage darauf lud sie mich zu einem kleinen Schauspiel ein, das sie mir zu Ehren veranstaltet habe. Die Scene war mit zwey Chören von Liebesgöttern, Zephyrn und jungen Nymphen besetzt, die unter einem mit Musik begleiteten Tanz einen Lobgesang auf Amor und Psyche zu singen anfiengen. Bald darauf theilten sie sich wieder zu beyden Seiten, und es erschien eine Tänzerin die mir beym ersten Anblick die nehmliche Psyche darstellte, die ich öfters in Mamillens Galerie betrachtet hatte, wo sie, von der Hand Aetions gemahlt, unter die vorzüglichsten Zierrathen derselben gerechnet wurde. Ihre Kleidung, von einem sehr zarten beynahe durchsichtigen indischen Gewebe, beffinierte mit Anstand und Grazie die zierlichste Jugendgestalt, und eine Fülle der feinsten goldgelben Haare floß in großen ringelnden Locken um ihre

T. M. Jul. 1789. E schönen

schönen Schultern den Rücken hinab. Ohne diese gelben Haare hätte sie bey dem ersten Anblick Theotica scheiden können; wiewohl die Tänzerin auch noch schlanker und feiner gebildet schien. Ich betrachtete sie mit einem halbschauderlichen Erstaunen, ungewiß wofür ich sie halten sollte, und beynahe zweifelhaft, ob das was ich sehe nicht wirklich ein Wunder der Zauberkünste sey, deren die Sclavin Murto ihre Gebieterin beschuldigt hatte. Aber das sogleich angehende Spiel ihrer Arme und Hände, — oder vielmehr die bewundernswürdige Kunst aller Glieder und Muskeln ihres ganzen Körpers, die mit unbeschreiblicher Fertigkeit, Wahrheit und Anmuth zu einem immer mahlerischen und vorbildenden Ausdruck der Fabel, deren verschiedene Scenen sie darstellte, zusammenstimmten, — bemächtigte sich meiner ganzen Aufmerksamkeit zu stark, um einem andern Gedanken Raum zu lassen. Dieser pantomimische Tanz, — der, ohne Hülfe der Wortsprache, bloß von einer immer melodiosen und ausdrucksvollen Musik unterstützt, in einer allgemein verständlichen und unmittelbar zur Empfindung und Einbildungskraft redenden Sprache, die feinsten Züge und Schattierungen nicht nur der stärkern Leidenschaften, sondern sogar der zartesten Gemüthsreigungen den Augen mit der größten Deutlichkeit vorzeichnete, oder vielmehr, wenn ich so sagen kann, vorpoetisierte, — gewährte mir ein Vergnügen, das nach und nach zu einem nie gefühlten und beynahe unaushaltbaren Entzücken stieg. Aber

was

was aus mir wurde, als auf einmal alle Amoretten und Nymphen verschwanden, und die reizende Psyche in meine Arme flog, um mich zu überzeugen, daß sie mir Wort gehalten, und, um mich einen der stärksten Züge aus dem Nektarbecher der Wollust thun zu lassen, wieder Anagallis geworden sey! — O gewiß warst du eine Zauberin, Theoklea! wiewohl in einem andern Sinn als es die uneigennütige Myrto nahm, in dem einzigen, worin es vermuthlich jemals Zauberinnen gegeben hat — denn alles was Natur und Kunst reizendes, verführerisches und seelenschmelzendes haben, war in dir aufgehäuft! Wer hätte, mit einer Empfindlichkeit wie die meinige, deinen Zaubereyen widerstehen können? — Diese einzige Stunde, Lucian, warf mich auf einmal mitten in den Taumel der ersten Tage meiner Verirrungen zurück; und da die Gefälligkeit der wieder auferstandnen Anagallis ebenso unerschöpflich war, als die Quelle dieser neuen Art von Unterhaltung, wozu ich ihr, zu ihrer großen Zufriedenheit, so unverhofft Gelegenheit gemacht hatte: so dauerte dieser neue und letzte Rückfall länger als ich dir ohne Beschämung gestehen dürfte.

Lucian. Ich glaube gar, du willst dir noch Leid seyn lassen, daß die Götter des Vergnügens mit ihren Wohlthaten so verschwenderisch gegen dich gewesen sind? Täuschung oder nicht! welcher König, möchte ich mit Anagallis, Theoklea sagen, ja welcher Weise



in der Welt wollte sich nicht um diesen Preis tauschen lassen?

Peregrin. Um die Sache in ihrem wahren Lichte zu sehen, lieber Lucian, mußt du dich in meine eigenste Person hinein denken, und den Zustand, worin du mich so beneidenswürdig zu finden scheinst, mit demjenigen vergleichen, worin ich von Kindheit an aufgewachsen war, und der im Grunde als eine bloße Entwicklung meines Ichs anzusehen ist. Wäre meine vorige Gemüthsverfassung, und die ganze Denkart und Sinnesart, woraus sie entsprang, bloß das Werk einer unfreywilligen Veraubung angenehmer unterhaltender Gegenstände, und also eines nothgedrungenen Bedürfnisses — den Mangel eines reellen Genusses durch Schimären zu ersetzen, kurz, wäre das hohe Selbstgefühl, die innere Ruhe, die Zufriedenheit mit mir selbst, das Ahnden einer erhabenen Bestimmung, und das Aufstreben zu idealischer Vollkommenheit, die mein vormaliges Glück ausmachten, bloße Täuschung gewesen: dann wäre wohl nichts begreiflicher, als warum sie gegen eine Kette der lebhaftesten und ausgefechtesten Vergnügungen der Sinne und des Geschmacks, welche keine Täuschungen sind, nicht hätten aushalten können. Aber jene Ideen und Gesinnungen, wie viel oder wenig sie auch mit Wahnbegriffen in meinem Kopfe verschlungen seyn mochten, waren meinem Gemüthe natürlich und wesentlich; die moralische Ver-

nus die meinem Geiste vorschwebte, war kein Phantom sondern ewige unwandelbare Wahrheit; nicht dieses Ideal, sondern meine durch erwachende Naturtriebe überraschte Phantasie, hatte mich in das künstliche Netz gelockt, das meiner erfahrungslosen Jugend vor sinnlicher Liebe und Wollust gestellt wurde. Dies, dünkt mich, macht einen großen Unterschied; und bey dieser Verwandniß der Sache ist wohl nichts natürlicher, als daß ich keine dauernde Zufriedenheit in einem Zustande finden konnte, worin tausend andere sich viele Jahre lang den Göttern gleich geachtet hätten.

Doch, es ist ja nicht um eine Erklärung oder Rechtfertigung meiner Art zu seyn und zu handeln, sondern bloß um eine unverfälschte Erzählung dessen was ich war und was ich that, zu thun. Der letzte Rückfall in das goldne Netz der Zauberin Theoklia, dauerte lange genug, daß ich das Vergnügen hatte mein beliebtes Rosenwäldchen zum zweytenmal in voller Blüthe zu sehen. Während dieser Zeit hatte Mamilla mehr als Einmal den Einfall gehabt und nur zu leicht Mittel gefunden, ihre vernachlässigten Ansprüche wieder geltend zu machen: da sie aber, nach ihrer leichten Sinnesart, bloß die Vergnügung einer augenblicklichen Laune suchte, und weder zu lieben wußte noch geliebt zu werden verlangte, so schien sie mich ihrer Freundin immer wieder mit eben so wenig Eifersucht zurückzugeben, wie sie ihr alles übrige was sie hatte zum Ge-

brauch überließ; denn dies that sie mit so wenigem Vorbehalt, daß ein Fremder lange ungewiß bleiben konnte, welche von beyden die Dame des Hauses sey. Ueberdies brachte sie einen großen Theil der Zeit, die ich noch hier verweilte, bald zu Milet, bald auf ihren Gütern zu Rhodus zu, und schien sich, ohne uns, gut genug zu amüsieren, um von unserm Thun und Lassen keine Kenntniß zu nehmen. Theoklea bediente sich dieser Freyheit mit einer so schlaunen Mäßigung, hatte eine so große Mannichfaltigkeit reizender Formen und Umgestaltungen in ihrer Gewalt, wußte auf so vielerley Art zu gefallen, und dem Ueberdruß durch eine so große Abwechslung und eine so feine Mischung der Vergnügungen der Sinne, der Einbildungskraft und des Geschmacks zuvor zu kommen: daß sie sich mit einigem Rechte schmeicheln konnte, einen bey eben so vieler Empfindsamkeit weniger sonderbaren Menschen, als ich war, noch ziemlich lange in ihren Fesseln zu erhalten. Indessen konnte sie doch mit allen ihren Künsten nicht verhindern, daß die Täuschung, die das zu gehörte, sich sogar in den Augen eines sehr von ihr eingenommenen Zuschauers in eine Psyche oder Danae oder Leda zu verwandeln, immer schwerer wurde, je öfter man sie in dergleichen Rollen gesehen hatte; und wie nichts unterm Monde vollkommen seyn kann, so war ganz natürlich, daß sie mir, nachdem die Stärke des ersten Eindrucks durch öftere Wiederholung geschwächt worden war, zuletzt immer weiter unter

bern

dem Ideale zu bleiben schten, dem sie so nahe als möglich zu kommen sich beeiferte. Die Zeit, wo auch dieser Talisman alle seine Zauberkraft an mir verlor, rückte immer näher heran, als die schöne Mamilia auf die Phantasie gerieth, die eingefallenen Dionysien durch ein großes Bacchanal zu feyern, wobey Theoklea die Ariadne und ich den Bacchus vorstellen sollte.

Du wirst mich, denke ich, gerne mit einer Beschreibung dieses Festes verschonen, dessen ich mich ungern erinnere, wiewohl es würdig gewesen wäre, einem Sardanapal oder Elagabalus gegeben zu werden. Die üppige Römerin, die sich viel darauf zu gut that, die ganze Einrichtung dieser Lustbarkeit mit allen ihren Scenen selbst erfunden und angeordnet zu haben, hatte sich vorgesetzt, die Darstellung eines ächten Bacchanals, wie es von Mahlern und Dichtern geschildert wird, so weit zu treiben als sie nur immer gehen könnte. und zu diesem Ende eine ziemliche Anzahl frischer und wohlgebildeter Jünglinge aus ihren weitläufigen Landgütern zusammengebracht, welche die Faunen und Satyren vorstellen mußten, während sie selbst sich an der bescheidenen Rolle einer gemeinen Bacchantin genügen ließ. Aber, ihrer Meinung nach, der feinste Zug von Imagination an dem ganzen Feste, und etwas wodurch sie mich auf eine sehr angenehme Art zu überraschen hoffte, war: daß sie mit ihrer immer gefälligen Freundin die Abrede ge-

nommen hatte, wenn diese als Ariadne ihre Person bis zum letzten Act gespielt haben würde, sich, unter Begünstigung der Dunkelheit, unvermerkt an ihren Platz zu setzen, um das übrige in ihrem Mahmen vollends auszuspielen. Der arme Bacchus, von einer zweyfachen Trunkenheit erhitzt, fand den Betrug, als er ihn endlich entdeckte, so angenehm, daß er in dem Taumel, worin der Zusammenfluß so vieler berauschenden Umstände seine Sinnen setzte, mehr Bacchus war als einem Sterblichen geziemet. Mamillia ließ nichts, was dem Character einer Bacchantin Ehre machen konnte, unversucht, ihn dazu aufzumuntern; und um dieses ächte Satyrspiel mit einem recht lustigen Ende zu krönen, mußte zuletzt Ariadne an der Spitze eines Schwarms von Haunen, Satyren, Märaden, Amoretten und Nymphen, alle mit Fackeln in der Hand, unversehens dazu kommen, und ihren Ungetreuen, unter einem ungezähmten Gelächter des ganzen Thyasos, auf der That ertappen. Dieser letzte Zug stellte den besürzten Aster-Bacchus auf einmal in die vollkommenste Nüchternheit her, und der Zauber, unter welchem er so lange gelegen, war unwiederbringlich aufgelöst. Ein Mensch, der in einem entzückenden Traum sich an Jupiters Tafel mitten unter den seligen Göttern gesehen hätte, und sich im Erwachen von Schreck-Gespensern, Furien, Gorgonen und Harpyen umzingelt fände, könnte von keinem grauenvollem Erstaunen ergriffen werden, als ich in diesem schmach-

lichen

lichen Augenblicke, da ich mich in einer solchen Lage dem unsittigen Muthwillen einer solchen Gesellschaft Preis gegeben sah. Indessen behielt ich doch noch so viel Gewalt über mich selbst, daß ich die Bewegungen zurückhielt, deren Ausbruch meine Demüthigung nur vergrößert, und die Entschliebung, die ich in diesem Momente faßte, vielleicht unausführbar gemacht haben würde. Aber sobald das Unvermögen es länger auszuhalten diesen Scenen der wildesten Schwärmerey endlich ein Ende machte, und die sämtlichen Bewohner der Villa, die daran Theil genommen hatten, in einen allgemeinen Schlaf versunken lagen: raffte ich mich auf, bekleidete mich mit der einfachsten Kleidung die ich finden konnte, und verließ, ohne von Mamilien und ihrer Freundin Urlaub zu nehmen, mit einem hübschen Vorrath neuer Begriffe und Erfahrungen, und mit dem Verlust meiner Unschuld und Gemüthsruhe, diesen verhassten Boden, ohne auch nur einen Blick auf alle die Wunder der Natur und Kunst, womit er bedeckt war, zurückzuwerfen.

Lucian. Vermuthlich war dies gerade was die edle Admerin wollte. Denn, ich muß gestehen, dieses Bacchanal, und diese Abrede mit der ehrwürdigen Venuspriesterin Anagallis, hat mir ganz das Ansehen eines Anschlags, einen Menschen, der uns lästig zu werden anfängt, mir guter oder böser Art los zu werden. Die scharfsichtige Theoklea kannte dich zu gut, um die Wirkung, die ein so übertrieben aus-

• E 5

schweis

schweifendes Possenspiel auf dich thun mußte, nicht vorauszusehen; und, so wie ich diese beyden Damen aus deiner ganzen Erzählung kenne, war die Lust an solchem Unsug nicht in ihrem Charakter.

Peregrin. Ich denke du hast es getroffen, ob ich gleich noch immer glaube, daß Theoklea bey dieser ganzen Sache bloß einer zu großen Gefälligkeit gegen ihre Freundin schuldig war. Wie es aber auch damit seyn mochte, und wiewohl ich immer schlimmer genug dabey wegkam, so war doch jeder Tag, um den ich baldiger aus diesen Strenenklippen entrann, Dankes werth; und wenn ich ihn auch dem Ueberdruß der Dame Mamilla Quintilla schuldig gewesen wäre. Allein so viel Gutes trante ich ihr damals nicht zu. Ich besorgte vielmehr, daß es einer so launischen und vielvermögenden Römerin leicht einfallen könnte, mir nachsetzen zu lassen: und diese unnöthige Furcht bewog mich, sobald ich zu Halikarnasß anlangte, anstatt den Weg gerade nach Milet zu nehmen, tiefer ins Land hinein und bis nach Alabanda zu gehen: wo ich einige Tage in großer Verborgenheit damit zubrachte, allem was mit mir vorgegangen war nachzudenken, und gleich einem der aus einem Schiffbruch mit dem Leben davon gekommen ist, zu überlegen, was für Mittel mir noch übrig geblieben seyn könnten, das so übel verfolgte Ziel meiner Wünsche zu erreichen.

w.

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

II.

Theodora,

oder

die Ankunft der Türken in Europa.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Theodora. Dera und die andern Frauenzimmer
im Serail.

(Die Scene ist ein für Theodora bestimmtes Zimmer im Serail
an Adrianopel.)

Dera. Hier diese Wohnung giebt der Sultan dir;
Dies alles hier ist dein; du bist, — so will er, —
Hier die Gebieterin. Was nur dein Herz
Verlangt, im Traume nur verlangt, du darfst nur reden,
Ein Wort, ein Wink; wir fliegen, dir zu dienen.
Wir dienen gern dir.

Theod. Herzlich dank' ich euch.
Ihr redet gütig. Sönnt mir eure Freundschaft.
Ich bin hier fremd, bin traurig, bin unglücklich.
(Sie setzt sich traurig und in Gedanken verliert auf
einen Sopha.)

Dera. (ben Sie) Ha, stolze Christentochter, nicht umsonst
Will ich dir dienen, — bück' ich mich vor dir:
Nicht ungeahndet sollst du mir das Herz
Des Sultans rauben! Wisse, daß die Töchter

Des

Des Morgenlandes keinen Raub verzeihen
 Von dieser Art. — Und, wenn es eine könnte,
 Ich kann's nicht, will's nicht. Sitte! Dera rächt sich.
 (zu Theodora) Du willst vielleicht ein wenig ruhn. Wir gehn.
 Ein leichter Schlummer bringe dir Erquickung;
 Ein froher Traum verkünde dir die goldnen
 Die sel'gen Tage, die hier deiner warten.
 So bald du rufst, erscheinen wir.

Theod.

Ich dank' euch.

Zweyter Auftritt.

Theodora [welche vom Sopha wieder aufgestanden ist.]
 Gott, welch' ein Schicksal! Ist dies alles Traum?
 Von Träumen sprechen sie? Ich soll' hier träumen?
 O Gott, wie glücklich wär' ich, wenn dies alles
 Nur Träume wären, — bange, wilde Träume,
 Wie Kranke sie im Fieberschlafe träumen.
 Vor wenig Tagen noch, wie glücklich war ich!
 — und glaubt' es nicht zu seyn! — O säß' ich wieder
 In meiner Zell' im dichtverwahrten Kloster!
 Zwar traurig war die Einsamkeit der Zelle;
 Allein da träumt' ich, ach! da träumt' ich anders!
 Mein Vater, du, du warst der einz'ge Inhalt
 Von meinem Träumen; dich, den man so früh
 Mir, einem Kind', entriß, dich sah ich immer
 Ehrwürdig an Gestalt, an Worten, Thaten.
 Du reichtest mir, so träumt' ich, deine Hand,
 Die dir so manchen Sieg erfocht; du führtest
 Mich aus dem Kloster, und nun war mein Leben
 Ganz dir gewidmet; nichts mehr konnt' uns trennen.
 So träumt' ich. Ach! mein Traum ward nicht erfüllt.
 Ein

Ein junger, liebenswürdig'ger Fürst befreit mich
 Aus meinem Kloster, und: der Tag erscheint,
 Der langgewünschte Tag — ich eile ihm zu,
 Dem theuern Vater! seh umarme' ihn!
 Der Wunsch von fünfzehn Jahren wird erfüllt!
 Und, Gott! mich schaudert, — gleich am ersten Tage
 Verkauft mein Vater mich an die Barbaren!
 Verstoßt mich! — giebt mich hin zu einer Sclavin
 Dem Fürsten einer wilden Räuberhölle!
 Er konnte das? — mein guter Vater? — Ja,
 Als ich ihn nun zum erstenmal erblickte,
 Verkündigte sein ganzes Wesen mir:
 Gut ist er, ist ein liebevoller Vater!
 Und doch — welch Unglück konnte so ihn beugen,
 Daß er sein Kind, sein gutes Kind verstoßen,
 Am Tage, da er nach so vielen Jahren
 Zum erstenmal sie wieder sah, verstoßen
 Und an Barbaren sie verkaufen konnte?
 O du, der in des Schicksals finstern Gängen
 Die unglücksel'gen Erdenkinder führst,
 Sey gnädig! — ach, mein Herz verzagt! — o stärk' es!
 Erhelle diese Nacht, daß nicht mein Schritt
 Mich in den Abgrund der Verzweiflung stürze!

Dritter Auftritt.

Theodora, Murad.

Murad. Schon lange, Theodora, kenn' ich dich;
 Schon lange liebt und ehret dich mein Herz.
 Laß dich an einen Tag erinnern! Mir
 War er der schönste meines Lebens — Kennst du
 Den Pilger noch, der einst in deinem Kloster

Aus

Aus deiner Hand ein Bild empfang, und sich
Im Feuer seiner Wonne nicht enthielt

Die Hand zu küssen und mit heißen Thränen
Sie zu benetzen? — Ich war dieser Pilger.

Du sogest zürnend deine Hand zurück

Und eiltest aus dem Zimmer. Wütend riß ich
Am Gitter, das von dir mich trennte. Kannst du

Des kühnen Pilgers dich erinnern? Sieh

Ich bins. Ich hatte, bloß um dich zu sehn,

In jene Pilgerkleider mich verhüllt.

Ein Bild, das einst ein Handelsmann von dir

Nach Prusa bracht, flößte meiner Seele

Dies brennende Verlangen ein. Dieß Bild

Verlor sich nie aus meinem Herzen, trieb

Zu jener Pilgerreise mich — Ich sah dich!

O denke, welch' ein Bild voll Geist, voll Seele,

Welch redend Bild seitdem in meinem Herzen

Beständig schwebte, — Feuer und Begeisterung

Mir gab zu Thaten, dich mir zu erwerben?

Den Krieg für deinen Vater führ ich gern,

Als treuer Freund; so feuria ihn, so schnell

Zu führen, gab mir Liebe Muth und Flügel.

Du bist hier fremd, bist unter einem Volke

Das du nicht kennst; du hast von deinem Vater

Nicht ohne Schmerzen dich getrennt. — Ich will

Dein sanftes Herz muß lange noch zu Wehmuth,

Zu Traurigkeit gesimmt seyn. Aber, gute

Geliebte Theodora, nur dieß Eine

Laß heute mich dich überzeugen! nicht

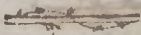
Zu einem Volk bist du gekommen, das

Verachtung oder Haß von dir verdiente:

Wir sind ein Volk, geschaffen zwar zum Kriege,

Aber auch menschlich. Nenne mir ein ander's

Das mehr, wie wir, der Liebe Pflichten übt?
 Ein Volk, wo jeder williger sein Gut
 Mit Armen theilt? Was sind, mit uns verglichen,
 Die Christen? farge Spender kleiner Gaben
 Aus aller Fülle, aus dem reichen Segen,
 Den über sie die Huld des Himmels schüttet.
 Auch er, der Mann zu dem du, Theodora,
 Gekommen bist, ist kein Barbar. Ich kenne
 Des Friedens sanfte Künste, liebe sie,
 Und finde nur durch sie das Leben schön.
 Die Lieder süßer Dichter, die Geschichte,
 Die Lehren alter Weisen, sie erquickten
 Den Geist, so oft der Arm von Schlachten ruht.
 Der eitle Grieche wähnt, es fließe nur
 Für ihn der Weisheit Born; doch auch die Söhne
 Des Morgenlandes kennen ihn, und schöpfen
 Aus seiner Fülle. Nein, nicht zu Barbaren
 Bist du gekommen; nicht zu einem rohen
 Und wilden Krieger! Eanft ist seine Seele,
 Sein Herz gefühlvoll; Lieb und Freundschaft sind
 Des Lebens höchster Reiz für ihn; o dürft' er
 Dich Freundin nennen! — Freundin! Ja, wenn einst
 Du diesen Namen gerne von mir hörst,
 Dann preis' ich glücklich mich! Denn, glaube nicht
 Was manches Märchen in dem Abendlande
 Von uns erzählt, wir hätten Sklaven nur
 Zu unserm Dienste; Freundschaft sey uns fremd.
 O Himmel! biete heute mir die Stadt,
 Die Konstantins berühmten Namen trägt,
 Und seinen Kaiserthron — gern geb' ich dir
 Die Stadt zurück und ihren Kaiserthron:
 Nur Theodorens Freundschaft, nur ihr Herz



Gewähre mir! Sie gibt mir tausendmal
Den schönsten reichsten Kaiserthron der Welt!

Theod. Mein dankbar Herz erkennet deine Güte,
Verehret deine Großmuth, edler Fürst:
Doch sagen kann ich nicht, wie groß, wie würdig
Verehrt zu werden auch von unsern Christen,
Mein Herz dich findet. Möchten bald die Griechen,
Die schon den jungen Held in dir bewundern,
O möchten sie bald ihren treuesten Freund,
Den Freund des Friedens, bald in dir bewundern!
Verzeih! die Worte fehlen meiner Zunge;
Das wunderbare Schicksal dieses Tages
Hat mich verwirrt, betäubt; mein Geist vermag nicht
Zu fassen, was so schnell, so unerwartet
In diesen Tagen über mich verhängt ist.
In deiner Macht durch meines Vaters Willen,
Hör ich von dir die Sprache sanfter Freundschaft;
Sie bürget mir für deines Herzens Güte.
O laß den Tag, den dieser Strahl verkündet,
O laß ihn mir im vollem Glanz erscheinen!

Murad. Sprich nur, was du verlangst.

Theod. Nur einmal wünsch ich
Hier meinen Vater noch zu sehen, mit ihm
Zu reden ohne Zeugen, ihm mein Herz
Ganz zu eröffnen. Ist nicht meine Bitte
Du kühn, o so gestatte, daß er bald
Und sicher unter deinem Schutze komme.

Murad. Du sollst ihn sehn, ihn ohne Zeugen sprechen
Und unverletzt soll er zurücke kehren;

Das

Das Leben deines Vaters soll mir heilig
 Wie meines eignen seyn. Im Augenblicke
 Send' ich zu ihm die schnellsten meiner Boten.
 [er geht ab, der Vorhang fällt nieder.]

Vierter Auftritt.

(Die Scene ist der Palast der griechischen Kaiser zu Konstantinopel.)

Anna. Der Patriarch.

Der Patr. Mich freut es; ja, es freut mich von Herzen,
 Daß unser junger Fürst auf diesem Irrweg,
 Den er, verachtend alles unser Warnen,
 So kühn, so voller Zuversicht betrat,
 So früh beschämt und überzeugt sich findet.
 Er hat gesehn daß Heuchelen nicht Tugend,
 Daß viel Geschwätz von Vaterlandesliebe
 Nicht wahre Liebe ist zum Vaterlande;
 Daß Patrioten, die sich selbst so nennen,
 Oft böse Bürger sind, bey denen Herrschaft
 Und eigne Größe mehr gilt als das Wohl
 Des Vaterlandes. Nun wird ihm der Nebel
 Verschwunden seyn, durch welchen der Verräther,
 Der seiner guten Kaiserin, der Dir,
 Der unsrer heiligen Kirch' und mir geringem
 So viel Verdruß, so manche Schmach erwies,
 Ihm ein Verfolgter schien, den wir aus Neid
 Vertrieben hätten. Wissen wird er jetzt
 Der junge, gute Fürst, daß wir mit Recht
 Den Mann vertrieben, vor dem Manne warnten;
 Daß dieser große, unschuldvolle Mann, —
 So nannte ihn die unerfahrene Jugend, —
 Daß dieser Märtyrer der guten Sache

E. M. Jul. 1789.

D

Ein

Ein schwaches Herz in seinem Busen trägt,
 Ein Herz voll Tücke, voller Nachbegier,
 Ein treulos Herz, dem Freunde, Kirch' und Staat,
 Dem alles, was sonst Menschen theuer ist,
 Nichts auf der Wage wiegt, der alles hingiebt,
 Verräth, verkauft, wenn er nur eigne Größe
 Nur eignen Ruhm dafür erkaufen kann.
 Wie nimmt sich unser junger Kaiser denn
 Seit der Entdeckung? Ist er jetzt geneigter
 Uns zu vertrauen? unserm Rath zu folgen?
 Bezeugt er Reue, daß er so dich kränkte?
 Und deinen Feind zu seinem Freund sich wählte,
 Dich flieh'n, mit diesem sich verbinden wollte?

Anna. Nur wenig hab' ich ihn gesehn, gesprochen
 Noch weniger. Seit der Zurückkunft ist er
 Fast immer einsam, traurig und versenkt
 Tief in Gedanken. Jetzt erst eben ließ er
 Hieher mich bitten; ohne Zweifel hat er
 Auch dich gebeten.

Der Patriarch. Ja, auf sein Verlangen
 Bin ich gekommen. Sieh, er naht sich.
 Wie ernst ist sein Gesicht! Sein Schritt ist langsam.
 Wo ist der rasche Geist, wo ist das Feuer
 Womit er uns verließ? womit er hin
 Zu seinem Helden, seinem Abgott eilte?

Fünfter Auftritt.

Anna. Der Patriarch. Der Kaiser.

Der Kaiser. Zu spät war mein Entschluß. Kantakuzenus
 Getrieben von Verzweiflung hat den Bund

Geschlossen, den ich gern verhüten wollte.
 Schon sind — doch nicht (dies bin ich überzeugt!)
 Durch Seine Schuld, die Türken in Europa.
 Adrianopel ist in ihren Händen;
 Adrianopel hat ihr Sultan sich
 Zum Sitz ersehn. So nahe gründet er
 Vor unsern Augen seinen stolzen Thron.
 In dieser Lag' ist unser Vaterland!
 Ein mächtig Volk, zum Krieg geschaffen, schließt
 Von allen Seiten unsre Hauptstadt ein;
 Uns schließt es ein, uns die der Handelsgeist
 Der Waffen längst entwöhnt. Was soll uns retten?
 Gold haben wir: doch wider dieses Volk
 Ist Gold die rechte Schutzwehr nicht. Zwar wird es
 Vielleicht für jährlichen Tribut den Frieden
 Uns gönnen; doch nicht immer; nur so lange
 Bis es zum Siege sich noch stärker fühlt,
 Bis wir zum Falle noch erschöpfter sind.
 In dieser Nacht, die mich umgiebt, erwart' ich
 Von euch, — ihr habt Erfahrung, kennt den Staat;
 Kennt seine Kräfte, seine Bundesgenossen,
 Kennt deren Treue, Macht, und guten Willen, —
 Von euch erwart' ich Licht. — Ihr schweigt?

Der Patr.

Wir sind

Nicht vorbereitet, Herr! Sprich Du zuerst.

Der Kais. Wohlan, ich will. Vor allem sey das Uebel,
 Das uns so tief gestürzt hat, verbannt.
 Verbannt sey alle Zwietracht. Keiner baue
 Auf andrer Trümmer eigne Größe. Jeder
 Erkenn' in seinen Feinden selbst die Tugend

Von der der Staat noch Rettung hoffen kann.
 Erkennet ihr die Wahrheit dieser Regel?
 Gut! Eöhnt euch also aus mit ihm, dem Manne,
 Den ihr zwar haßt, von dem ihr aber doch
 Geseht, daß er der einzige Feldherr ist,
 Den Griechenland in diesen letzten Tagen
 Geboren hat; daß er allein dem Volk
 Entschlossenheit und Muth weiß einzusößen;
 Daß er hervorragt über alle Griechen
 An Kenntnissen, an Klugheit, an Erfahrung.
 So willigt also ein, daß ich ihn rufe,
 Daß uns sein Muth in diesen Nothen leite.
 Ihr schweigt? — ihr willigt ein? Gut, dieses hofft' ich,
 Und hab' ihn, dieses hoffend, schon berufen.
 Schon ist er hier.

Sechster Auftritt.

Anna. Der Patriarch. Der Kaiser. Kantakuzenus.
 Der Kais. [indem er den Kantakuzenus hereinführt.]

In diesem Augenblicke
 Geht Dämmerung der Hoffnung und des Trostes,
 Gebeugte Griechen, wieder für euch auf.
 O Himmel, laß von dieser Stunde an
 In unserm Rathe Einigkeit und Weisheit,
 Uneigennützigkeit, rechtschaffne Liebe
 Zum Vaterlande, Muth und Treue herrschen!
 Kantakuzenus, rede jetzt: du kennst
 Des Vaterlandes Noth; du kennst die Zeiten;
 Zeig uns die Quellen, wo wir Hülfe finden.

Kant. Die erste Quelle, wenn ein Volk in Noth,
 Wenn es umgeben ist vom mächt'gen Feinde,

Ist seiner Bürger Herz. Von festem Muth
 Für's Vaterland zu sterben seh's besetzt!
 Von Einem Geist sey dieser Muth gelenkt!
 Oft hat ein Volk durch diesen Muth allein
 Sich schon gerettet. Nur durch diesen Muth
 Erwirbt sich's Freunde. Dem verzagten Kämpfer,
 Der schon die Waffen streckt, hilft niemand gern.
 Doch unsre Griechen — dürften wir auch hoffen
 So kühn, so tapfer wieder sie zu sehn
 Wie in den Tagen der Spartaner — dennoch
 Ist zweifelhaft, ob sie durch eignen Muth
 Sich schützen könnten wider dieses Volk.
 Aus Afiens entfernten Wüsten sammeln
 Zu diesem Volk sich immer neue Horden,
 Gleich abgehärtet, nur zum Krieg gewöhnt,
 Gleich raubbegierig, schon von alten Zeiten
 Der Völker Schrecken, die den Frieden lieben.
 Nein, hoffet nicht, daß wir vor diesem Volk
 Vermögen zu bestehen durch eignen Muth.
 Wir können rühmlich fallen, siegen nicht.
 Zum Sieg ist Beystand uns von andern nöthig,
 Und Beystand kann uns nur von Norden kommen:
 Pannoniens muthvolle, schnelle Kenter,
 Germaniens zahllose, starke Söhne,
 Die kalt und kühn einher zur blut'gen Schlacht
 Mit festem Schritte gehn, und in der Schlacht
 Mit heiterm Geist, von keiner Furcht unvwölkt,
 Von keinem Siegeschein befhört, sich standhaft
 Zum Ziel arbeiten, wo die Lorbeern blühn;
 Von diesen Völkern kommt, wenn Griechenland
 Gerettet werden soll, von ihnen einzig
 Kann Rettung kommen! Diese Völker sind,
 Ihr wißt es, tapfer, redlich, und bereit

Zu kämpfen für der Christenheit Erhaltung,
 Für ihren Ruhm. Allein ihr wißt auch, daß sie
 In Einsalt, wie die Kinder, jedem Winke
 Des Bischofs folgen, der im stolzen Rom
 Als Vater sich der ganzen Christenwelt
 Und als ihr Oberhaupt verehren läßt.
 Roms Bischof, ohne Zweifel, sieht die Noth
 Die Griechenland umschwebt, sieht die Gefahr
 Der ganzen Christenheit, wenn Griechenland
 Zur Beute diesen Christenfeinden wird.
 Roms Bischof muß, um sicher selbst zu sehn,
 Zum mindesten uns nicht überjochet wünschen,
 Von diesem Volk, das den Koran verehrt.
 Gern wird er winken, daß aus allen Enden
 Des Abendlandes und von Mitternacht
 Ein zahllos Heer zu unserm Beystand eile.
 Doch ihr errathet selbst, was er vorher
 Von uns erwarten wird: auch wir, wir sollen
 Als Vater ihn, als Oberhaupt der Kirche
 Verehren, wie ihn ganz Europa ehrt.
 Zwen Wege also liegen vor uns. Einer
 Erfordert zwar Demüthigung von uns,

(zum Patriarchen)

Demüthigung, ehrwürd'ger Mann, von Dir;
 Allein er führet, dieser Dornenweg,
 Er führt uns sicher zu vollkommener Rettung.
 Der andre Weg erspart uns diese Dornen,
 Ersparet unserm Stolz jene Schritte,
 Die wir schon oft versucht, doch stets umsonst,
 Die uns die Weisheit lange schon empfahl,
 Die unser Stolz zu schwer, zu sauer fand.
 Wir giengen ihn bis heute, diesen Weg,

Weil

Weil er uns schmeichelt: aber wißt, sein Ausgang
Ist ew'ge Knechtschaft unterm Joch der Türken.

Der Patr. Ich dacht' es wohl. Aus dieses Mannes Herzen
Kommt nie ein andrer Rath, als zum Verderben
Der heiligen Kirche unsers Morgenlandes.

(zu Kampulz.)

Du warest nie der heil'gen Kirche Freund!
Gern sah'st du sie erniedrigt, gern im Staube.
Zwey Wege nennest du? Es sey so. Einer
Ist ehrenvoll für unsre heil'ge Kirche;
Ihn wähl' ich! — Was sind Staat und Volk vor Ihm,
Der Königreiche giebt an wen er will?
Sie hält kein Menschenarm, wenn sie sein Hauch
Zerfliehet; wenn sie sein starker Arm erhält,
Befürmet sie umsonst der Völker Wuth;
Zu Schanden werden sie. Vor ihm laßt uns,
Wenn doch Demüthigung erfordert wird,
Vor ihm demüthig knien, daß er uns helfe;
Er kann's. Er sendet Todesengel aus,
Und hundert Tausende erlegt ihr Schwert
In einer Nacht, wenn Er beschlossen hat,
Ein Volk zu retten, das auf ihn vertraut,
Ein Volk, das er zu seinem Volk ersehn.
Tief beug' ich mich vor seinem Thron, — doch nie
Vor jenem Menschen, der im stolzen Rom
Von blinden Völkern sich vergöttern läßt.
Ist über uns Erniedrigung verhängt,
Soll ich mich bücken — hör, was ich gelobe,
Vernehmet, was ich feyerlich gelobe:
Dem Turban will ich eh mich unterwerfen,
Als der Tiara dort zu Rom. Ich will's
Dem Volk verkünden, was in diesem Rath

Ein Feind der Kirche vorzuschlagen wagt,
 Und alles Volk, — mit Zittern sollt ihr's hören —
 Laut und einmüthig wird es schreyn: den Turban,
 Den Turban lieber, als die Bischofskrone
 Des stolzen Römers! Hier in dieser Stadt,
 Die Constantin, der Kirche großer Stifter,
 Zum ersten Range heil'ger Stadt' erhob,
 Den Türken lieber hier, als die Biere
 Des keckerischen, Bannverfluchten Römers!

Bantak. So ist denn, armes Griechenland, dein Fall
 Gewiß, und unabwendbar deine Knechtschaft?
 Der Priester will's. Er sieht mit ungerührtem Herzen
 Dem Streiche zu, der dich zertrümmert, wenn
 Nur er sein stolzes Haupt nicht biegen darf.
 Mein Herr und Kaiser! wenn dein Volk so denkt
 Wie dieser Patriarch, o so verzweifle,
 So hoffe keine Rettung mehr! so sinkt
 Von unsern Thürmen bald das Kreuz herab,
 Und glänzen wird der Mond an ihrer statt.
 Bald wird, — verzeih, erhabner, heil'ger Schatten
 Des großen Constantins! — bald wird die Stadt,
 Die du zum zweiten Rom, die du zum Sitz
 Des Kaiserthums erhobst, in ihren Mauern
 Barbaren thronen sehn! — Bald wird der Tempel,
 Den deine Frömmigkeit der ew'gen Weisheit
 Des Himmels widmete, von jenem Volke,
 Das den Koran verehrt, geschändet werden!
 Mich schaudert! — Einst in diesen Mauern, hier
 Auf deinem Thron, auf dem du, großer Kaiser,
 Zuerst die Wahrheit, die Religion der Christen,
 An deiner Seite sitzen hießest, und
 Das Heidenthum mit deinen Füßen tratest, —
 Hier

Hier sitzen einst — nicht Christen mehr! — Osmanen!
 Verehrer des Betrügers von Medina!
 Und ihm zu Füßen liegen deine Christen!
 Im Staube kriechend, wie verworfne Sklaven!
 Mich schaudert, wenn ich die Verwandlung denke,
 Mein Vaterland, die dieser Tag dir droht!
 Wenn dieses Räubervolk dich nun beherrscht,
 Das keine sanften Friedenskünste kennt,
 Das sie verschmäh't! — Wie werden deine Städte
 Zu kaum bewohnten dünnen Flecken werden!
 Schon dünkt mich seh ich deine Tempel, deine
 Paläste, deine Säulen und Theater,
 Und jedes Denkmäl schöner Kunst zerfallen,
 Mißhandelt von Barbaren, von den Zahn
 Der Zeit zerfressen, tief bedeckt mit Staub,
 Mit Moos bewachsen! Deine schöne Fluren,
 Die schönen Inseln, wo einst Freud und Unschuld
 Einfalt und Kunst in süßer Eintracht wohnten,
 Mich dünkt, ich seh sie menschenleer, verödet,
 Bewohnt von wenig unterdrückten Sklaven.
 Mich schaudert mehr noch, wenn ich euch mir denke,
 Ihr Enkel! O wie wird euch lange Knechtschaft
 Verwandeln! Griechen waren einst die Ehre
 Der Menschheit, waren muthvoll für die Freiheit,
 Beseelt von wahrer, feur'ger Ruhmgier, fähig
 Der größten Thaten, Lehrer aller Völker.
 Was werden einst die Griechen seyn? Verworfne,
 Muthlose Sklaven, die voll Arglist sinnen
 In finstern Winkeln Schätze sich zu sammeln,
 Und stündlich zittern, daß nicht ihr Gebieter
 Die Schätze find' und ihrer sie beraube.
 O schwebet länger nicht vor meinem Geist,
 Verhasste Bilder! — Ach, sie fliehen nicht!

Ich fühl's, sie werden wachend mich und schlafend,
Sie werden bis zum Grabe mich verfolgen.

Mein Herr und Kaiser, meinen Rath verlangst du?
Was soll ich rathen? Alter, Gram und Sorgen,
Dies beugten sie mich längst; zu Boden schlägt mich
Das harte Schicksal dieses schwarzen Tages.
Dein eigener Muth, dein junger Heldengeist —
Bei diesen suche Rath, bei andern nicht.

Der Kais. Mein Traum von Eintracht also ist verschwunden,
Mit ihm verschwinden alle meine Pläne.
Zu deutlich seh ich heute, welcher Dämon
Mit gift'gem Hauch die Kräfte dieses Staats
Von langer Zeit her schon verdirbt. Ich seh',
Wir selbst zerstören uns. Von Innen kommt
Verderben über uns und Untergang.
Geht, noch beschließ ich nichts; ich will mein Volk
Erst noch genauer kennen, seine Wünsche
Noch mehr erforschen, erst noch untersuchen,
Ob nichts von alter Kraft in seinem Geist
Zurückgeblieben ist. Ihr unterdessen,
Bedenket, eure Namen schreibet einst
In ihre Bücher die Geschichte, wenn sie
Der Nachwelt meldet, wie der Thron der Griechen
Zu einer Beute der Osmanen wurde.
Sie nennet euch gewiß! Doch wie? — vielleicht
Mit goldner Schrift, als Patrioten, die
Unadelhaft den Schicksal unterlagen;
Vielleicht als schlechte Bürger — wählet selbst!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Der Schaplak ist der Versammlungssaal des Divan zu Adrianopel.)

Murad. Die vornehmsten Befehlshaber der Janitscharen
und andre türkische Staatsbeamte.

Murad. Wir sind am Ziel. Gewonnen ist der Preis
Um den wir fochten. Friede wird es heut,
Ein Friede, vortheilhaft für die Osmanen,
Und glorreich, ehrenvoll für euch und mich.
Der Griechen Volk bekennt sich überwunden,
Und nimmt Gesetze von dem Sieger an.
Die frohe Botschaft wollt' ich selber euch
Verkündigen; ihr seyd es werth, daß ihr
Von niemand sonst, als von mir selbst, sie hört.
Euch, eurem Muth, den Thaten eures Schwerdts,
Verdanken die Osmanen diesen Tag,
Der sie mit ewgem Ruhmesglanz bestrahlt.
Wir kehren nicht nach Asien zurück,
Europa nimmt uns heut zu Bürgern auf,
Und tritt uns diese schönen Länder ab,
Die unser Schwerdt uns schon erworben hat.
Auch in Europa hat nun der Prophet
Ein Volk von Glaubigen, das ihn verehrt;
Der Islam herrschet nun im Abend auch,
Wie er im ganzen Morgenlande herrscht.
Die stolzen Griechen oder Römer, — denn
Sie nennen sich auch Römer, wie ihr wißt, —
Sie, einst Beherrscher auch des Morgenlandes
Bis hin zum Euphrat, bis zum schnellen Tiger,
Sie zahlen künftig uns Tribut. So wechselt
Der Völker Schicksal! Wir, einst nur ein Häuflein
Muth:

Muthvoller Hirten, treten Kaiserthümer,
 Die unser Arm zertrümmert hat, mit Füßen.
 Vom Euphrat bis zum Hellesponte hat
 Die schönsten Länder unser siegend Schwerdt
 Uns unterworfen; heut gewinnen wir
 Die Thore von Europa. Tapfre Krieger, ihr,
 Ihr habt uns diesen neuen Sieg erkämpft!
 Seyd heute Zeugen, wie das Volk der Christen
 Vor dem Verehrer Mahomets sich bückt;
 Seyd Zeugen des Triumphes, den der Himmel
 Den Gläubigen an diesen Tag gewährt;
 Seyd Zeugen der erhabenen Bestimmung,
 Wozu des Ewigen Rathschluß die Demanen
 Vom fernsten Morgenland' aus jenen Ebenen
 Am kaspischen Gestad' hieher berief,
 Zu seyn Zerstörer alter Kaiserthümer,
 Bezwingen stolzer, reicher Nationen,
 Verkündiger des Islam in Europa,
 Der Christen Schrecken, Stifter eines Reiches
 Vor dessen Drohn der ganze West einst bebt!
 (zu einem Secretärn) Führt die Gesandte her.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Die griechischen Gesandten. An der
 Spitze der letzten Rantakzenus in griechischer
 Mönchs Kleidung. (Unter den Gesandten ist
 noch ein zweyter Mönch.)

Rantakzenus.

Erhabner Sultan,
 Der Mann, der sich vor deinem Anlitz bückt,
 Und als Gesandter seines Herren, des Kaisers,
 Jetzt mit dir reden soll, war einst dein Freund.
 Du kennest ihn in dieser Hülle nicht;

Du kennst ihn, wenn du seinen Namen hörst:
Ich bin Kantakuzenus.

Murad. Geh willkommen,
Mein Freund! das warst du, und du bleibst es immer.
Doch du, ein Held, warum verhüllst du dich
In dieß Gewand unthät'ger Frömmigkeit?
Komm näher; meinem Freund geziemt es nicht
Vor mir sich zu erniedrigen. Hat nicht
Dein Kaiser dich ernannt, zum Mitregenten?,,

Kantakuz. Du irrest nicht. Der junge Kaiser wollte,
Ich sollte Thron und Sorgen mit ihm theilen,
Und sein Entschluß ward von dem ganzen Volk
Bestätiget mit lautem, frohem Zuruf.
Ich aber, den die Last gehäufter Jahre
Zu tief zu Boden drückt, in dessen Brust
Das Lebensfeuer dem Erlöschen nah ist,
Unfähig länger Ehre zuverdienen
Gab ich Gehör der Stimme meines Herzens,
Die mir zu ruhn gebot. Aus einem Leben,
Reich zwar an Thaten, aber auch an Jammer,
Eilt' ich den kleinen Rest von meinen Tagen
In Einsamkeit dem Ewigen zu widmen.
Zwey Gründe nur vermochten mich, noch einmal
Hervorzugehn aus meiner stillen Zelle.
Ich komm auf deinen Wunsch, erhabner Sultan,
Du dir, und meinem Kind', als Freund, als Vater.
Du schreibst mir, meine Theodora wünsche
Noch einmal mich zu sehn. Das Vaterherz
Gab nur zu gerne diesem Wunsche nach.
Doch laß den Vater, laß den Freund vorerst
Vergessen seyn! — denn auch als der Gesandte

Der

Der Griechen steh' ich jetzt vor deinem Anaen.
 Der Kaiser hat, befohl — das ganze Volk
 Erhub laut seine Stimm', ich soll den Frieden
 Mit dir versiegeln, soll in seinem Namen
 Der Griechen Bund und Freundschaft dir versprechen.
 Soll an der Griechen statt aus deinem Munde
 Das Wort des Friedens und der Treu' empfangen,
 Das heil'ge Wort, das künftig beide Völker
 Vor neuen Kriegen sichert, und zur Freundschaft,
 Zu ew'ger, fester Freundschaft sie vereinigt.
 Gib jezo erst Gehör mir, als Gesandten.

Murad. Wohl! Rede! Zeugen dieses Friedens
 Sind deine Griechen dort, die dich begleiten,
 Hier die Osmanen. Höret, alle, hört
 Die Friedensworte, die uns der Gesandte
 Im Namen seines Kaisers hier verkündigt!

Kantak. So spricht der Kaiser und der Griechen Volk:
 Den Frieden nehmen sie, als ein Geschenk,
 Von Murads Händen an; Adrianopel,
 Gallipolis, und alles das Gebiet,
 Was dieses Blatt beschreibt —
 Er überreicht dem Sultan eine zusammengefrollte Urkunde *)
 Was du mit deinem Volke schon besitzest,
 Das alles tritt zu ew'gen Zeiten dir
 Der Kaiser und das Volk der Griechen ab.
 Sie nehmen dankbar dich zum Bundsgenossen,
 Zum Freund und zum Beschützer an; sie zählen
 Für deinen Schutz dir jährlich jene Summe
 Die du verlangt hast und dieß Blatt bestimmt.

*) Der Sultan giebt sie seinem Ekendi oder Kanzler.

In unserer Hauptstadt, in Konstantinopel
 Erbaun sich die Osmanen einen Tempel
 Zu ihrem Gottesdienst, und wählen sich
 Selbst Obrigkeit nach eigenen Gesetzen.
 So freundschaftlich betrügt der Griechen Volk
 Sich gegen die Osmanen, und verspricht hingegen
 Von ihnen sich beständig Schutz und Frieden.

Murad. An Sultan Orchan, meines Vaters, statt,
 Der Vollmacht mir verliehen, nehm' ich an
 Was mir der Griechen Volk durch dich verspricht.
 Von nun an sey der Friede zwischen uns
 Und euch befestigt; heilig sey die Freundschaft
 Der Bund unwandelbar, unwiderrusslich!
 Osmanen, hört es! euren Schutz vertraut sich
 Der Griechen Kaiserthum; von nun an seyd ihr
 Der Griechen Freunde, Helfer und Beschützer!
 (zu Kant.) Nimm hin den Bund, von meiner Hand
 besiegelt.
 (Er winkt dem Effendi oder Kanzler. Dieser übergibt dem Kantas
 Agenus die Friedensurkunde)

Hast du noch einen Auftrag, als Gesandter?
 So rede.

Kantas. Keinen mehr.

Murad. So sind die Pflichten,
 Die dir dein Volk, das meine mir, gebot,
 Erfüllt; wir dürfen jezo mit einander
 Als Freunde reden. Deine Tochter wünscht
 Noch einmal dich zu sehn; auf ihren Wunsch
 Läß ich dich ein; Dank sey dir, daß du kamst.
 Du sollst sie sehn; nur einen Augenblick

Begleite mich, indessen send' ich zu ihr,
Damit dein Anblick sie nicht überrasche;
Zu schnelle Freude wäre zu erschütternd.

(Murad und Kantakuzenus gehen zuerst ab. Ihnen folgen erst die türkischen Staatsbeamte und obersten Befehlshaber der Janitscharen, dann die übrigen griechischen Gesandten. Die Janitscharen zuletzt.)

Dritter Auftritt.

(Die Scene ist in einem Saale des Serails.)

Dera und andre Frauenzimmer vom Serail.

Dera. Wie? furchtsam steht ihr da? und schweigt? und bebt?
Seht bald mich an? zieht schnell den Blick zurück;
Und werft zur Erd' ihn? — immer stumm und blaß
Und zitternd? — Hab' ich euch so sehr verkannt?
Für euch, — wißt ihr's denn nicht? begreift ihr's nicht?
Für euch, — für mich, für alle, die ihr Schicksal
In diesen Harem warf, that ich die That.
Ihr alle wünschet sie, — in eurem Herzen, —
Geseht es, wünschet ihr der Christin Tod;
Und, — weil es euch an Muth, an Kraft gebrach, —
So wünschet ihr, daß Dera Ueberfluß
Von Kraft und Muth zu jeder kühnen That,
Zu Gift und Dolch und Mord besitzen möchte.
Spracht ihr, als Dera euch den Becher wies?
Spracht ihr, als sie vor euren Augen emsig
Den Gisttrunk mischte? spracht ihr, als sie hingienkt
Wie zum Triumph, den Gisttrank ihr zu reichen?
Der Christentochter, die ihr alle haßt,
Verflucht, und gern mit euren Blicken längst

Getödtet hättet? — sprach ihr nur ein Wort?

Nur Ein abtrathend Wort? Ihr schwiegt! ihr schwiegt!

Und eure Herzen, — leugnet's, wenn ihr könnt! —

Und eure Herzen waren nur besorgt,

Es möchte Furcht mich übersallen, möchte

Zurück mich schrecken, und die kühne That,

Blieb' ungeschehn. Sie ist geschehn! die Christin

Hat ihn getrunken, meinen Trank! Jetzt geht,

Eilt, fliegt und meldet es, ob sie vielleicht

Durch Gegengift gerettet werden kann!

Ihr bleibt? ihr schweigt? In eurem Herzen lauscht

Geheime Freude, daß die That geschehn ist;

Im Herzen wünschet ihr euch heimlich Glück,

Ihr erntet gern die Frucht von einer That,

Die zu begehn nur Dera Ruth besaß.

Hörcht, bald ertönt es, das Geschrey, das Jammern

Um ihren Tod, bald wird der ganze Harem

Tumult und Aufruhr seyn! — still! — hört ihr nichts?

Es kann nicht lange währen; — ha! — man ruft! —

Hört! —

(Die Frauenzimmer gehen einander durch Zeichen zu vers-
sehen, daß der Sultan herbeikommt, und eilen in der
größten Besürzung weg.)

Wie? Wo eilt ihr hin? was fehlt euch?

Vierter Auftritt.

Dera. Murad. Eine Sclavin. Die Wache.

Murad. (ohne Dera gewahr zu werden, zu der Sclavin)

Entsetzlich! Dera, sagst du? Dera? (zur Wache) Eilt,

Nehmt Dera in Verhaft — mit ihrem Leben

Soll sie mir stehn für Theodorens Leben!

(Man nimmt Dera in Verhaft. Der Sultan bemerkt es
nicht. Er fährt fort zu einem Besichtshaber der Wache.)

I. M. Jul. 1789.

E

und



Und du, — der Kaiser von Konstantinopel
 Sey hier? im Harem? sagst du, hier bey Theodora?
 — Als Mönch verkleidet? Eilt, besetzt jeden Zugang,
 Weh euch, wenn er entkömmt! — bey Theodora! —
 Als Mönch verkleidet! — und mit ihrem Vater! —
 Bin ich verrathen? — Bin ich zum Gespött.
 Geworden den Verwegnen?

(Er wird die in Verhaft genommene Dera gewahr.)

— Ha! da ist sie,
 Die Thäterin! — Gott, soll ichs glauben? — Sie!
 Dieß Bild der Saufmuth! — eine Mörderin!
 Du sehest, sagt man, die Mörderin! — bist du's? —
 Weh dir, wenn du es bist! — doch, was verweil ich?
 Fort, zu der Leidenden!

(Indem er geht, wendet er sich noch einmal nach Dera um.)

Weh dir! weh dir!
 Wenn sie geschehn ist, die verfluchte That.
 — Noch eins! weißt du vielleicht noch Rettungsmittel,
 So komm' und rette sie, und dich, und mich!

Sünder Austritt.

Dera allein.

Ja wohl verfluchte That! wenn sie geschehn ist
 Mir zum Verderben selbst. Und das — das ist sie!
 Ich war verblendet. Wissen hätt' ich können,
 Und hätt' es sollen, daß die Laurerinnen,
 Die falschen Seelen, ob sie diese That
 Gleich sehnlich wünschten, mich verrathen würden.
 Gern sehn die Menschen, daß für sie ein Thor
 Zum schwärzesten Verbrechen sich entschließt;
 Sie ernten froh die Früchte des Verbrechens,

und

Und sehn gleich froh, daß ihn, der es begiebt,
 Die ganze Strenge der Gesetze trifft;
 Sie klagen selbst ihn an, und treten ihn
 Gefühllos nieder, seiner Einfalt spottend.
 Doch ihr, Treulose, die ihr mich verriethet,
 Mein, triumphirt nur nicht! Ich schwör' es euch,
 Ihr sollt die Frucht nicht ohne mich genießen,
 Sie mag süß oder bitter seyn: das Weh,
 Das über mich im Grimm der Sultan rief,
 Wenn mich es trifft, so soll's mit gleichem Streich
 Euch treffen! Keine soll, ich schwör' es,
 Verschonet bleiben! Dera wird sich rächen!

Sechster Auftritt.

(Die Scene ist in einem Zimmer, wo Theodora eben verschiedn ist.
 Sie liegt in einem Sopha. Auf der einen Seite steht ihr
 Vater in einer Stellung, die den innigsten Kummer ver-
 rät. Auf der andern Seite kniet der als Mönch verkleidete
 Kaiser und hält eine von Theodorens Händen gefaßt.)

Kantakuzenus. Der Kaiser.

Kant. O meine Tochter!

Der Kaiser.

Meine Theodora!

Kant. Was hör' ich? raubt der Schmerz dir die Besinnung?

Ich war ihr Vater; du, als Mensch, als Christ,

Magst sie beweinen, doch du hast kein Recht

Zu dieser Hestigkeit. Gemäßigt sey

Dein Kummer; so geziemt es deinem Stande.

Bedenk auch noch, daß übertriebner Schmerz

An diesem Ort verdächtig werden kann.

Der Kaiser. Laßt sie mich tödten; laßt sie neben ihr
Mich nur begraben, und ich will die Wohlthat
Mit Dank erkennen!

Kant. Welche Wuth, mein Sohn!
Was widerfährt dir? Bist du nicht ein Christ?
Ein Ordensgeistlicher?

Der Kaiser. Nein, nein; ich bin
Der unglückseligste von allen Menschen!
Ich bin es, den sein Schicksal auf den Thron,
Des morschen, wankenden, entehrten Thron
Der unglücksel'gen Griechen setzt; ich bins!
Ja, staune nur; ich bins! (Auf Theodora zeigend) Um
sie zu sehn,
Noch einmal sie zu sehn, hat ich den Mönch,
Der dich begleiten sollt', um sein Gewand;
Hier bin ich nun und seh mein ganzes Elend!

Kant. Entsetzen! Herr, ich zittere! Nie in meinem Leben
Hab' ich gezittert; aber jetzt — was hast du
Gewagt! — dein Leben! Hier, in dieses Volkes Hände!
Verzeih, die Kühnheit war zu groß. Um Gottes willen
Verstelle dich, man kommt!

Der Kaiser. Ich fürchte nichts!
Ich fürchte nicht den Tod; das Leben fürcht' ich!
Mein Leben haß' ich! Soll ich länger leben?
Um tiefer noch vor diesem Volke mich
Gebengt zu sehn? Um alles, alles, was
Mein Herz je liebte, mir geraubt zu sehn?
Ist nicht mein Ruhm dahin? Wird die Geschichte
Von mir nicht sagen, daß in meinen Tagen
Der Griechen Volk den Türken dienstbar wurde?

Und

Nun ist auch Sie dahin! sie, deine Tochter!
 Sie, meine Theodora! Sie zu sehn,
 Noch einmal sie zu sehn, verhülle ich mich,
 Dir unbewußt, in dieß Gewand; zu heftig
 War meine Sehnsucht: diesen letzten Trost
 Wie konnt' ich meinen Herzen ihn verweigern?

Kant. Man kommt. Verstelle dich! Um deines Volkes,
 Um deiner Griechen willen! laß dich, laß dich,
 Ersehn! dein Freund — sie, Theodora, sieht dir!
 (Auf die Leicheweisend.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorige. Murad. Die Wache.

Murad. (Indem er hereintritt,) Sie ist nicht mehr? Ich
 soll sie nicht mehr sehn?

(Indem er Kantakuzenus und den Kaiser gewahr wird
 Zu Kantakuzenus:)

Wer ist der Mönch? (zum Kaiser) Enthülle dein Gesicht!
 Ich weiß es, wer du bist — Was führt dich her?
 Was suchst du hier? was hattest du für Absicht!
 Laß hören! war es Neugier? (zu Kanta'us.) Aber du,
 War dir's bekannt, daß er so mit dir gieng?
 Was wollt' er doch mit diesem kühnen Schritt?

Der Kaiser. Dich wollt' ich sehn, der mit so starker Hand
 So nah der Stadt des großen Konstantins
 Sich einen neuen Thron erbaut; ich wollte
 In deinem Antlitz jede Tugend lesen,
 Die von dem Schicksal dir den Ruf erwarb,
 Der dich den Stiftern alter, großer Reiche,
 Der dich den Cäsarn an die Seite setz.



Du Glücklicher! dir ward das schöne Loos,
 Zu seyn der Führer eines neuen Volks,
 Das, einem feurigen, kühnen Jüngling gleich,
 Mit unverdorbner, unmißbrauchter Kraft
 Die Bahn der Ruhmes läuft. Mir, ach, mir ward
 Das traurige Loos, zu sehn, wie meine Griechen
 Dem Kranken gleichen, der mit Kraft und Schönheit
 Verüßet war, und den ein Geist beseelte
 Voll Muth und Weisheit, aber der vom Gift
 Verdorbner Gäfte jetzt geschwächt, zernagt,
 Entsetlet, schon sich nahet der Verwesung.
 Ja, unbesonnen war mein kühner Schritt,
 Dich hier zu sehn. Ich bin in deiner Hand;
 Entscheide, was mein Schicksal seyn soll; ruhig
 Will ich's erwarten, doch den Greis hier schon!
 Er wußt' es nicht, daß in dem Mönchsgewand
 Ich mich verbarg; er hätte mir's verwehrt.

Murad. Du kamest mich zu sehn? du sahst mich dort!
 Im Divan! — Aber hier? was suchst du hier?

Der Kaiser. (nachdem er eine kleine Weile nachzudenken geschiene)
 Sie wollt' ich sehn, die jetzt hier liegt.

Murad. Verwegner!

(zur Wache) Ergreift ihn.

Kantak. (Zum Sultan zu Fuße fallend) Herr!

Murad. Verräther! Heuchler! ättert!
 Wie? in Gestalt von kriechenden, gebückten,
 Von schmeichlerischen Friedensboten, kamt ihr,
 Mich zu entehren? Welche Strafe hat

Die

Die strengste Rache je erdunken, die nicht
Auf euch, Elende, fallen muß? ihr —

Der Kaiser. Laß sie, laß sie auf mich nur fallen, und
Ich will dir danken, wie für eine Wohlthat!
Nur schone dieses Greises, denn er wußte, —
Bei allem was uns heilig ist, beheur' ich's, —
Er wußt' es nicht, daß ich es war; ich sey
Der Mönch, so glaubt' er, den des Klosters Obern
Ihnen zum Begleiter auf die Reise gaben.

Murad. Hast du sie öfters schon gesehn? (ben seite) Ich zittere!
Er liebte sie! es ist gewiß! — Ob sie —
Ob sie ihn liebte? — Welche Marter! (zum Kaiser) rede!

Der Kaiser. Im Kloster sah ich sie —

Murad. Und liebtest sie?

Der Kaiser. Sie sehn
Und sie nicht lieben! — Frage selbst dein Herz,
Ob dieses möglich war?

Murad. Und sie? sie liebte
Dich wieder?

Der Kaiser. Ach, ob sie mich liebte? — Glückliche,
Zufrieden wär' ich, wenn ich dieß nur wüßte
Einst habe Theodora mich geliebt!
Es wäre Balsam für mein krankes Herz,
Dem das Geschick so manche Wunde schlägt.

Murad. (Zur Wache) Führt sie hinweg! — doch wartet! —
Nein, nur weg!

(Die Wache geht mit dem Kaiser und Konstantin ab; wie sie kaum hinaus sind, ruft ihnen Murad nach:)

Bleibt dort und wartet!

Achter Auftritt.

Murad allein

(Anfänglich in der heftigsten Bewegung. Indem er Theodoren betrachtet, wird er allmählig ruhiger.)

Theodora? Du,

Du hättest ihn geliebt? — nicht mich? —

Es hätte sich dein Herz nach ihm gesehnt? —

Nein! — Theodorens Herz war ohne Falsch!

Sie war unschuldig! hier, hier steht geschrieben,

In diesen Zügen! eine reine, treue

Rechtschaffne Seele war des schönsten Körpers

Bewohnerin. Wenn ihr vielleicht der Jüngling —

Er ist nicht ohne Tugend — einst gefiel; —

Sie blieb der Pflicht getreu! hier diese Minen;

Sie reden Wahrheit; brauch ich weiter Zeugniß? —

Geliebte, ja, ich les in deinen Minen

Und will erfüllen, was sie mir gebieten!

Um deinetwillen ehr' ich deinen Vater,

Um deinetwillen schon' ich auch des Jünglings,

War gleich sein Schritt verwogen, unbesonnen

Und werth der strengsten Ahndung — er mag leben!

Mag gehn zu seinem Volk, auf seinem Thron

Noch länger sitzen! Dir gelob' ich's; ich

Will tiefer ihn nicht stürzen! Ruhig mag er

Den kleinen Rest der alten Herrlichkeit

Genießen; ist er nicht genug gebeugt?

Der Herrscher eines tiefgefallenen Volks,

Dem jeder Tag es sagt, das Mitleid nur

Der

Der Nachbarn ihn auf seinem Thron erhält;
 Daß er heruntersteigen muß, so bald
 Sie es beschließen, — o, wer möcht es seyn,
 Der eigne Würde fühlt? und, — muß er's seyn,
 Gebent es ihm die Pflicht; — was gleicht dem Schmerz,
 Den er empfinden muß? Der Jüngling fühlt ihn,
 Fühlt, daß es Mitleid ist von mir, und Wohlthat,
 Wenn ihm mein Schwerdt den halben Thron noch läßt.
 So nehm' er dann noch diese zweyte Wohlthat
 Von meiner Hand! Er sollte sterben, sollte
 Zum wenigsten mein Sclave bleiben; doch
 Ihm sey verziehn! Das Leben und die Freiheit,
 Ich schenk' ihm beyde, — denn du willst es!
 Du willst es, Theodora! — Als dein Geist
 Aus deinem Aug mir strahlte, waren Blicke
 Von dir Befehle diesem meinem Herzen;
 Verschlossen ist dein Auge, spricht nicht mehr,
 Doch redend ist noch immer deine Mine!
 Ich will erfüllen, was du wünschen würdest
 Wenn du noch lebstest. Immer soll dein Bild
 Vor meinem Geiste schweben, immer will ich's
 Befragen, was ich thun soll. Wenn mir Thaten
 Des Edelmuths, der Menschlichkeit, gelingen,
 So sey es Lohn mir, daß dein Bild mir lächle!
 Hör mein Gelübde! Menschlichkeit und Großmuth
 Soll künftig jeden meiner Schritte leiten!
 Dieß sey der erste! (An der Wache draussen) Führt sie herein,

Neunter Auftritt.

Murad Kantakuzenus. Der Kaiser. Die Wache.

Murad (zu Kant.) Du war'st der Vater dieser Tugendhaften;

E s

War'st

Warst einst mein Freund; sey's immer! Ehr' und
Freundschaft

Sey dir von mir geweiht! um deiner Tochter,
Um deiner alten, mir erwiesnen Freundschaft,
Um deiner Jahre willen!

(zu dem Kaiser.)

Du, dein Schritt

Verräth mehr Leichtsinm als strafbare Absicht;
Verräth zu sehr den Jüngling, der sich noch
Von eitler Leidenschaft bethören läßt;
Der nicht bedachte, was Monarchenwürde
Und Fürstentpflicht von ihm erheischte. Gegen
Dein Volk hast du gefehlt, nicht gegen mich.
Den Bund, den ich mit dir geschlossen, halt' ich:
Auch du, halt' ihn gewissenhaft; vergiß nicht,
Daß dich auf deinem Throne bloß der Bund,
Und meine Freundschaft schützt! Sey ihrer würdig!

(zu beiden) Gehet, und verkündigt nicht nur euren Griechen,
Verkündigt allen Völkern in Europa,
Daß die Osmanen jede Tugend kennen,
Berehren, und sie üben. Dieses Zeugniß
Verdienen wir; ihr wißt es! Seyd gerecht!
(Mantafuzenus und der Kaiser gehen ab.)

(zur Wache.) Entlaßet Dera aus dem Harem! Daß sie
Vor meinen Auge nie erscheine! — daß
Den Unglücksnamen keiner vor mir nenne!
(die Wache geht auf seinen Wink ab.)

Letzter Austritt.

Murad allein

(indem er vor Theodoreus Leiche hintrete, und sie gerührt betrachtet.)

So, Theureste, so räch' ich deinen Tod!

So willst du's! — nicht durch Tod, durch Grausamkeit —
Durch

Durch Wohlthat und Verzeihn! So rächt sich Großmuth!
 So rächet sich ein edler Geist, wie deiner!
 So rächt sich, wer, von dir geliebt zu werden,
 Sich würdig wünschte, nicht unwürdig fühlte!
 (Der Vorhang fällt nieder.)

III.

Allgemeiner Gesichtspunkt einer Reformation der Philosophie (Fortsetzung und Beschluß.)

Ueber den ersten Grundsatz der Moral.

Wenn unter dem Sittengesetz die Richtschnur verstanden wird, welche von der Vernunft für gewisse menschliche, die willkürlichen genannte, Handlungen bestimmt (vorgeschrieben oder nur erkannt??) wird: so sind die Philosophen ziemlich unter sich einig, daß es in dieser weiten Bedeutung des Wortes, die jeder nach seiner Weise näher erklärt, ein Sittengesetz gebe. Versteht man aber ein Gesetz darunter, das sich unter allen möglichen dadurch unterscheidet, daß es nur in soferne beobachtet werden kann, als es keinem andern Zwecke unter

untergeordnet wird, ein Gesetz, welches nur in soferne erfüllt werden kann als es lediglich um seiner selbst willen erfüllt wird, ein Gesetz, daß sich mit keiner Sanktion, bey der die Abhängigkeit des menschlichen Willens von Lust und Unlust zum Grunde liegt, verträgt: so wird man nur von sehr wenigen verstanden, von den meisten für einen grillenhaften Schwärmer angesehen, und fast alle werden darüber einig seyn, daß es in diesem Sinne kein Sittengesetz gebe. *)

So verschieden man auch in der philosophischen Welt über das Wesen des Sittengesetzes, d. h. über den Grund der Verbindlichkeit desselben, gedacht hat, so sehr scheint man bisher darüber einverstanden gewesen zu seyn, daß jener Grund keineswegs unabhängig von Lust und Unlust gedacht worden, und daß dasjenige, was man bisher Sittengesetz genannt hat, entweder nur durch oder wenigstens nicht ohne die Sanktion von Lust und Unlust Gegenstand unsers Willens seyn könne. Allein eben diese Einhelligkeit dürfte wohl als ein gemeinschaftliches Mißverständniß verdächtig werden, wenn man den Streit der Philosophen über den Grund der sittlichen Verbindlichkeit, oder, welches eben so viel heißt, über die Frage, mit welcher das Sittengesetz steht oder fällt, als unpartheyischer Zuschauer genau ins Auge

*) Wenigstens alle mir bekannte Philosophen außer Kant, und alle mir bekannte Theologen außer — Jesus Christus.

Auge sagt, und am Ende gewahr wird, daß eben diese Unentbehrlichkeit von Lust und Unlust zur Verbindlichkeit des Sittengesetzes, die Scheidewand ist, durch welche die philosophische Welt über den Grundbegriff der Sittlichkeit selbst in zwey entgegengesetzte Partheyen getrennt wird, die, so lange diese Scheidewand besteht, sich unmöglich vereinigen können.

Die eine dieser Partheyen glaubt den Grund der Verbindlichkeit des Sittengesetzes in der Empfänglichkeit des Gemüthes für Lust und Unlust gefunden zu haben. Sie hält die Vernunft bloß für die Auslegersin; oder höchstens für die Concipistin des Sittengesetzes; nicht für die Gesetzgeberin, welchen Rang sie dem Triebe zum Vergnügen einräumt. Den derselbe, nach der Meynung einiger dieser Parthey, höchstens mit der Natur der Dinge außer uns in so ferne theilt, als diese mehr oder weniger geschickt sind ihn zu befriedigen. Die andere Parthey sucht den Grund der Verbindlichkeit des Sittengesetzes in der Vernunft auf, und erkennt die Vernunft für die gesetzgebende, den Trieb nach Vergnügen aber nur für die ausübende Gewalt im Regimente des menschlichen Geistes. Man kan es dieser Parthey nicht wohl verdenken, wenn sie die theoretische Tugend der erstern für bloße Klugheit erklärt, und den Namen der Weisheit ausschliessend für die Ihtige vorbehält. Allein eben so wenig dürfen die Gründe ganz verwerflich seyn, mit welchen jene

ne

ne gegen alle Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt bey dem moralischen Bestimmungsgrunde des Willens protestiren? Wenigstens haben sich die vorzüglichsten Köpfe dieser Parthey bisher durch keine Antwort überzeugt gefunden, welche ihnen die Gegentparthey auf die Frage gegeben hat: ob die Vernunft und ihre Gesetze ohne Dazwischenkunft vom Vergnügen und Misvergnügen auch wohl das Vermögen hätte den Willen zu bestimmen? und wenn sie dasselbe erst durch den Trieb nach Vergnügen erhielte, ob dann nicht von diesem alle gesetzliche Kraft des Sittengesetzes abhinge? Ohne hier zwischen diesen Partheyen entscheiden zu können und zu wollen, müssen wir uns gegenwärtig begnügen, die innere Verfassung derselben und ihr Verhältniß gegen einander historisch zu beleuchten.

Das moralische Gesetz ist durch den Grund seiner Verbindlichkeit, worin derselbe auch immer bestehen mag, sowohl gegeben als vermittelt dessen allein erkennbar. Die Frage: „gibt es einen Erkenntnißgrund für das moralische Gesetz?“ müßte also eben so viel heißen, als: gibt es Grund der Verbindlichkeit, oder auch sogar: gibt es überhaupt ein moralisches Gesetz? „Nichts kann meines Erachtens der Menschheit zur größseren Ehre gereichen, nichts die Heftigkeit des moralischen Gesetzes in ein auffallenderes Licht setzen, und den Primitiv der Praktischen Vernunft über die Theoretische etwas leuchtender darthun, als der höchstmerkwürdige Umstand:

stand: „daß es in der philosophischen Welt nie die Frage war und seyn konnte: ob es ein moralisches Gesetz gebe? sondern daß dasselbe immer als vorhanden vor, ausgesetzt wurde; daß über die Frage: giebt es einen Erkenntnißgrund für das moralische Gesetz? keine vernehmende Parthey aufgestanden ist, und daß die wirklich streitige Frage über den Grund der Verbindlichkeit des moralischen Gesetzes, nie den Sinn hatte: ob es einen solchen Grund gebe? sondern nur worin derselbe bestehe? *)

Die eine Hauptparthey, welche diesen Grund in der Empfänglichkeit für Lust und Unlust aufsucht, findet denselben entweder in einer ursprünglichen und natürlichen, oder aber in einer erworbenen und erkünstelten Einrichtung dieser Empfänglichkeit, und trennt sich hierüber in zwey sehr entgegengesetzte Partheyen.

a) Aeufferlicher bestimmter subjektiver Grund der moralischen Verbindlichkeit.

Der Trieb nach Vergnügen, behauptet die eine dieser Partheyen, würde, sich selbst und seiner ursprünglichen Einrichtung überlassen, einzig und allein dem Gesetz

*) Von einzelnen frechen und aller Sittlichkeit offenbar hohnsprechenden Schriftstellern kan hier unter der Rubricke einer besondern Parthey so wenig die Rede seyn, als von Misgeburten und Auswüchsen in der Classification der Naturgattungen.

Gesetze der Sinnlichkeit folgen, wie dieses wirklich bey allen übrigen Thieren, und bey allen Völkern in eben dem Verhältnisse der Fall ist, in welchen sich dieselben dem ursprünglichen Stande der Natur nähern. Wenn also gegenwärtig der Trieb nach Vergnügen bey kultivierten Nationen ausserdem noch einem andern und ihm so ganz fremden Gesetze, als das moralische, Sanktion gäbe: so müßten sie diese unnatürliche Richtung von aussen her, durch künstliche Bildung oder Zwang erhalten haben, und der Grund der Verbindlichkeit des moralischen Gesetzes, so wie der durch ihn bestimmte Unterschied zwischen Tugend und Laster, wäre der menschlichen Natur vielmehr aufgedrungen, als eigenthümlich und angebohren. Wirklich könne das Sittengesetz unmöglich Naturgesetz für den menschlichen Willen seyn; denn sonst müßte es von allen befolgt, oder doch wenigstens von allen erkannt werden; denn sonst könnten unmöglich sogar unter den kultiviertesten Nationen Gewohnheiten und positive Gesetze eingeführt seyn, die dem Sittengesetze geradezu widersprechen; was bey einem Volke Laster ist, könnte nicht bey dem andern Tugend und umgekehrt heißen; u. s. w.

Nur hierüber sind die Anhänger dieser Meinung noch nicht ganz unter sich einig geworden, ob sie ihren künstlichen Grund der moralischen Verbindlichkeit mehr in der Erziehung und Gewohnheit (wie z. B. Montaigne) oder mehr in der bürgerlichen Gesellschaft (wie

(wie z. B. Mandeville) oder in beidem zugleich aufsuchen sollen. Die scharfsinnigsten halten sich gemeiniglich an das letztere; doch so daß sie dabei Erziehung und Gewohnheit der bürgerlichen Gesellschaft unterordnen. Sie halten die moralischen Gesetze für Einschränkung des sinnlichen Triebes der einzelnen Menschen; durch eben dieselben sinnlichen Triebe der ganzen Gesellschaft; und glauben, daß die Gesellschaft durch ihr bloßes Uebergewicht an physischer Stärke und Klugheit über jedes einzelne Mitglied in Stand gesetzt sey, mit den Handlungen, die zu ihren Nachtheil gereichen, erkünstelte physische Uebel (Strafen) und mit den Handlungen, die ihren Vortheil befördern, erkünstelte Vortheile (zum B. Ehre) zu verbinden, und auf diese Weise mit Beyhülfe von Erziehung und Gewohnheit eine künstliche Vorstellungsart hervorzubringen, die man für natürlich zu halten versucht würde, wenn nicht der unaufhörliche Widerspruch zwischen den Forderungen des Eigennuzes und der Gesellschaft auch an dem kultiviertesten Menschen so auffallend unterscheiden ließe, was der Natur eigen thümlich angehöre, und was ihr durch äußere Umstände aufgedrungen wäre.

Gemeiniglich erklären sich die dogmatischen Skeptiker für diese Meinung, wenn sie sich über den Grund der moralischen Verbindlichkeit diejenige Auskunft geben wollen, die sie ihren Grundsätzen gemäß, bloß un-

S. M. Jul. 1789. § ter

ter den Bedingungen der subjektiven Wahrheit, Gewohnheit, Erziehung, Erfahrung u. s. w. aufsuchen können.

Uebrigens wird die Parthey, welche sich für den künstlichen Grund der moralischen Verbindlichkeit erklärt, von allen übrigen beschuldiget, daß sie allen eigentlichen Unterschied zwischen Tugend und Laster aufhebe, und das Sittengesetz zwar dem Namen nach behaupte, aber in der Sache selbst läugne. Am meisten wird es ihr von der zweyten Parthey, welche den Grund der moralischen Verbindlichkeit in dem natürlichen Triebe nach Vergnügen entdeckt zu haben glaubt, verdacht, daß sie die Sittlichkeit für einen unnatürlichen und gewaltsamen Zustand des Menschen erkläre: da doch der menschlichen Natur nur durch Unsitlichkeit Gewalt angethan würde, und der Mensch nach dem Zeugnisse der Erfahrung sich in eben dem Verhältnisse besser befände, als er moralischer geworden wäre. Allein sie stellen ihren Gegnern mit genau so vieler Zuversicht ebenfalls das Zeugniß der Erfahrung entgegen, durch welches sie erhärten zu können glauben, daß es unter allen kultivierten Nationen, zumal unter denjenigen bey denen am meisten von Moralität gesprochen würde, weit mehr Laster als Tugend gebe; daß der Weise und seine Glückseligkeit ein blosses Ideal wäre, der wirklich existierende Freund der Tugend aber, nicht, nur meistens durch das schlimmste

äußere

äußere Schicksal gedrückt, sondern auch durch zahllose innere Leiden, und den qualvollsten Kampf mit sich selbst um den Genuß seines Lebens gebracht würde, und daß endlich das Laster ein eben so sehr erkünstelter Zustand als die Tugend selbst, und die traurigen Folgen desselben dem Menschen in eben dem Verhältnisse fremde wären, als dieser ohne etwas von einem moralischen Gesetze gehört zu haben seiner Natur überlassen, von dem Zwange der ihm in der bürgerlichen Gesellschaft angethan würde, frey lebte u. s. w.

Ohne mich in den Streis dieser Partheyen mischen zu können, glaube ich hier nur anmerken zu dürfen, daß die äußere Erfahrung wohl von beyden mit ziemlich gleichem Rechte für ihre Behauptungen angeführt werden dürfte; die innere aber, die sich nicht mittheilen, auch nicht auf Treu und Glauben annehmen läßt, nur jeden für sich zu überzeugen vermöge, ob ihm der Zustand der Moralität natürlich sey oder nicht.

b) Innerlich bestimmter subjectiver Grund der moralischen Verbindlichkeit.

Berfällt doch aber auch selbst jene zweite Parthey, welche die Sittlichkeit von einem auf die ursprüngliche Empfänglichkeit für Vergnügen und Misvergnügen gegründeten Naturgesetze ableitet, in zwey andere entgegengesetzte Partheyen, wovon die eine den durch Vernunft geleiteten Trieb nach Vergnügen überhaupt so

wenig für den ächten Grund der moralischen Verbindlichkeit anerkennt, daß sie diesen Grund vielmehr durch einen besondern dem Menschen eigenthümlichen Sinn, den sie den moralischen nennt, erklären zu müssen glaubt: während die andere diesen Sinn für schlechterdings überflüssig hält, und dem bekannten, von seinen Gegnern vielleicht zu sehr herabgesetzten, und von seinen Vertheidigern zu sehr erhobenen Systeme des Epikurs beypflichtet.

Da die neuern Epikuräer auf der einen Seite überzeugt sind, daß jedes Vergnügen, so geistig auch immer der Gegenstand davon seyn möge, nur durch Sinnlichkeit genossen werden könne; da sie auf der andern Seite die Sinnlichkeit entweder für eine bloße Eigenschaft der Organisation ansehen, oder doch wenigstens dieselbe nicht unabhängig von der Organisation zu denken vermögen: so ordnen sie alle Arten von Vergnügen dem Physischen, als der einzig möglichen Gattung unter, und erkennen den Zustand des Körpers für die einzige, oder doch die erste und letzte Quelle aller Glückseligkeit und alles Elendes. Dieses vorausgesetzt, erklären sie die im moralischen Gesetze bestimmte Weise zu handeln, oder die Tugend, für das einzige Mittel zu dem nothwendigen Zwecke des menschlichen Willens, nämlich der Glückseligkeit, oder der größten möglichen Summe angenehmer Empfindungen in dem höchsten Grade und der längsten Dauer. Da nun

jedes

jedes Mittel nur durch den Zweck bestimmt und nothwendig gemacht würde, so wäre der Trieb nach Glückseligkeit der wahre und einzige in der menschlichen Natur vorhandene Grund der moralischen Verbindlichkeit, zumal da die Vernunft eigentlich nichts anderes als eine Modification der Sinnlichkeit, das Vermögen den Zusammenhang der Dinge wahrzunehmen, sey.

Den Anhängern dieses Systems, zu welchem sich unter andern vorzüglich die Materialisten bekennen, wird von den Vertheidigern des moralischen Sinnes Schuld gegeben: ihre Theorie wäre nichts weiter als ein wohlberechnetes System des Eigennuzes und der verfeinerten Wollust. Die eigentliche Moral, die sich mit jener Theorie durchaus nicht vertrage, müsse zwar nach Vergnügen als Triebfeder des Willens annehmen, aber ein Vergnügen von ganz anderer Art, welches sich durchaus nicht auf das Physische zurückführen ließe. Es sey zwar nicht zu läugnen, daß selbst auch die Forderungen des wohlverstandenen Eigennuzes durch die Beobachtung des moralischen Gesetzes erfüllt würden. Allein, wenn der Eigennuz als der Grund der moralischen Verbindlichkeit angenommen würde, so würde selbst die Beobachtung des Sittengesetzes in den meisten Fällen, wo nicht gar durchgängig, unmöglich seyn. Denn es würde dann, um aus den Folgen einer Handlung seine Pflicht zu erkennen,



fennen, eine Berechnung erfordert werden, welcher auch der aufgeklärteste Verstand selten oder gar nie gewachsen seyn würde. Diese Berechnung könne nur durch ein natürliches Gefühl erspart werden, welches die Pflichtmäßigkeit einer Handlung durch Vergnügen, die Pflichtwidrigkeit aber durch Misvergnügen ankündigte; und zwar durch ein Vergnügen, das sich von allem größeren und feineren Sinnlichen dadurch unterscheidet, daß es kein Gefühl unsres eigenen verbesserten Zustandes, d. h. daß es ganz uneigennützig sey. Es müßten also im menschlichen Gemüthe zwey ganz verschiedene Grundtriebe angenommen werden, wovon der eine eigene, der andere aber fremdes Wohlbesinden zum Zwecke hätte: so wie die der menschlichen Natur angemessene Glückseligkeit nur in der Befriedigung dieser beyden Triebe bestehen könne; in einer Befriedigung, die nur in so ferne möglich wäre, als der eigennützigte Trieb, dem uneigennützigen untergeordnet, mit demselben harmonisch zusammen wirke.

Dieser uneigennützigte Trieb, erwiedert der Epikuräer, ist nichts anders als der eigennützigte selbst, aber durch Vernunft modificirt. Alles Vergnügen ist Gefühl des eigenen verbesserten Zustandes, und ich laufe mich für den verbesserten Zustand eines andern nur in so ferne interessiren, als mir derselbe Vergnügen, das heißt Erfindung meines eigenen verbesserten Zustandes, gewährt. Es lassen sich auch bestimmt genug die Wege

Wege angeben, auf welchen der eigennützige Trieb zu
 dieser Verfeinerung gelangt, durch die er keineswegs
 seine vorige Natur ablegt. Mit dem Eintritt in die
 bürgerliche Gesellschaft hat der einzelne Mensch sein
 Wohl und Weh größtentheils in die Hände der Ge-
 sellschaft niedergelegt. Sein Bestes hängt von dem
 Besten der Gesellschaft ab. Er kann seinen Genuß
 nur in so ferne sicher stellen, als er den Genuß ander-
 rer ungestört läßt, und er kann für die Vervielfältigung
 seines Genusses nicht besser sorgen, als wenn er den Genuß
 anderer befördert. In eben dem Verhältnisse als er
 sich selbst zu vergessen scheint, wird er der ganzen Ge-
 sellschaft wichtiger, und erwirbt sich Ansprüche auf
 Vortheile, die ihm nur die ganze Gesellschaft zu ge-
 währen mächtig genug ist; Vortheile, aus deren Wich-
 tigkeit sich das Aufopfern mancher kleinern Güter,
 und das freywillige Aufnehmen größerer aber un-
 gewisser Uebel, sehr wohl erklären läßt. Geschieht es
 endlich, daß der Tugendhafte bey den zum Vortheil
 anderer Menschen unternommenen Handlungen auf-
 hört sich alles eigennützigen Zweckes bewußt zu seyn,
 und daß er die Tugend nicht mehr für ein bloßes Mit-
 tel sondern für den Zweck selbst anzusehen anfängt: so
 verliert er nichts dabey, und er gelangt auf eben dem-
 selben Wege dazu, wie der Geizige, der sein Geld
 allen Vortheilen vorzieht, die ihm der Gebrauch des-
 selben als eines bloßen Mittels verschaffen könnte.

c) Innerlich bestimmter objektiver Grund der moralischen Verbindlichkeit.

Diesem Streit glaubt eine dritte Parthei entschieden zu haben, die den Grund der moralischen Verbindlichkeit in der Vernunft entdeckt zu haben vorgiebt. Dieser Grund, meynet sie, kann weder in einem künftigen noch in einem natürlichen Triebe, weder in dem physischen noch auch in dem moralischen Gefühle, sondern nur in demjenigen Objecte liegen, das dem Willen nicht durch die Sinnlichkeit, sondern einzig durch die Vernunft vorgehalten wird; und dieses Object heiße Vollkommenheit. Die Vernunft kan, ihrer Natur zufolge, nichts anderes billigen als das Vollkommene. In wieferne daher der Wille nach Vollkommenheit strebt, handelt er dem Naturgesetze der Vernunft, und nicht dem Instincte gemäß, von keinem eigennützigen Triebe, sondern durch die uneigennützige Schätzung des innern Werthes bestimmt. Schade nur, daß sich die Anhänger dieser Parthei über die Bedeutung des Begriffes von Vollkommenheit bisher so wenig vereinigen konnten.

Einige verstehen nichts anderes als diejenige Verschaffenheit der Dinge, darunter, wodurch dieselben Gegenstände angenehmer Empfindungen werden, die ihnen das Mannigfaltigen im Objecte wodurch das selbe, unter Vorstellungsvermögen, zugleich leicht und stark, d. h. angenehm beschäftigt. Freylich hängt die

diese Beschaffenheit, in wieferne sie an den Dingen
 vorhanden seyn soll, nicht von unsrer Sinnlichkeit,
 aber auch eben so wenig von unsrer Vernunft ab.
 Als bloße Vollkommenheit, ein Abstraktum, kan sie
 freylich nur durch Vernunft vorgestellt, d. h. gedacht
 werden; aber in wieferne sie als Beschaffenheit eines
 Gegenstandes, als Concretum, Vergnügen erwecken
 soll, muß sie empfunden, durch Sinnlichkeit vorge-
 stellt werden. Das Vermögen der Vollkommenheit
 uns zu gefallen hängt also eben so sehr von dem Em-
 pfindungsvermögen als von der Vollkommenheit selbst
 ab. Das Streben nach Vollkommenheit würde also
 im Grunde eben so viel als der Trieb nach Vergnügen
 heißen, und der Vertheidiger des Grundsatzes der
 Vollkommenheit würde bey seiner Fehde mit dem Epicu-
 ræer, mit dem er in der Sache selbst einverstanden
 wäre, über nichts als Worte zanken. Wirklich würde
 es ganz unbegreiflich seyn, wie Philosophen, welche
 jedem Gegenstande, in wiefern er Vergnügen gewäh-
 ren kan, Vollkommenheit einräumen, und in ihren
 Schriften bey jeder Gelegenheit die grobsinnliche Lust
 undeutliche Vorstellung von der Vollkommenheit des
 Körpers nennen (z. B. selbst der vorrestliche Moses
 Mendelssohn) gleichwohl die Vollkommenheit zu einem
 ausschließend der Vernunft angehörigen Objecte, ma-
 chen können, wenn man nicht durch tausend ähnliche
 Fälle gewohnt wäre, unsrer neuern philosophischen
 Schriftsteller mit den Bedeutungen der Worte sehr
 willkürlichlich verfahren zu sehen.



Um dem Worte Vollkommenheit einen Sinn zu geben, in welchem es, wenigstens bey der Frage über den Grund der moralischen Verbindlichkeit, etwas von der Vernunft allein abhängiges bedeuten soll, erklären andere die Vollkommenheit, welche dem moralischen Gesetze zum Grunde liegen soll, für Uebereinstimmung des Willens mit den Gesetzen der Vernunft. Sie nehmen also die Folge der moralischen Verbindlichkeit für den Grund derselben an; und drehen sich unbemerkt im Zirkel herum.

Anderc endlich glauben sich bequemer auszudrücken, indem sie die Vollkommenheit für die Zusammenstimmung aller unserer Neigungen und Fähigkeiten sowohl untereinander selbst, als zu ihrem gemeinschaftlichen Zweck erklären; eine Zusammenstimmung, welche durch Vernunft allein möglich und nothwendig gemacht würde. Sie können zwar, wie sie sich ausdrücken, über den Namen nicht so recht einig werden, den sie diesem Zwecke zu geben hätten; ob er ebenfalls wieder Vollkommenheit, ob er größte mögliche Entwicklung unsrer Fähigkeiten, oder größte mögliche Wirksamkeit unsrer Kräfte, oder, ob er größtes mögliches Wohl des menschlichen Geschlechtes u. d. m. heißen soll? Dafür aber sind sie unter sich (und ohne es selbst zu wissen mit ihren Gegnern) einverstanden, daß alle diese Zwecke sich dem Willen nur durch das Vergnügen, das sie ihm verheissen, empfehlen, und

erfüllen u. d. m. (d. h. folglich)

folglich für denselben weiter nichts als Mittel zu seinem obersten Zwecke — den Vergnügen — seyn können.

4) Aeußerlich bestimmter objektiver Grund der moralischen Verbindlichkeit.

Der philosophirende Supernaturalist, der zwar auch den Grund der moralischen Verbindlichkeit in der Vollkommenheit, aber in der Vollkommenheit als Substanz vorstellt, d. h. in der Gottheit aufsucht, lächelt mitleidig über diese vergebliche Versuche der blinden Geiden, sich eine Moral ohne Gott, ein Gesetz ohne Gesetzgeber, erkünsteln zu wollen, und findet in der Uneinigkeit der Naturalisten über den Grund des Sittengesetzes die nothwendige Folge der verkehrten Ansätze der sich selbst überlassenen Vernunft. Ihm ist es unbegreiflich, wie die Bestimmung eines Gesetzes, von dem die Glückseligkeit der Menschen oder vielmehr die Verherrlichung der Gottheit abhängt, der menschlichen Vernunft, die erst durch Beobachtung dieses Gesetzes zum Gebrauch ihrer Kräfte gelangen sollte, überlassen seyn könnte; der menschlichen Vernunft, die ihre gänzliche Unfähigkeit zur moralischen Gesetzgebung schon dadurch genugsam bewiese, daß sie nicht einmal durch ihre vornehmsten und berühmtesten Repräsentanten über den Grund der moralischen Verbindlichkeit mit sich selbst einig werden könnte; und wenn sie endlich auch noch so sehr mit sich selbst darüber einig wäre, ob und was sie dem Menschen vorzuschreiben



zirkulären hätte; dennoch erst von dem Triebe nach Begründungen erwarten müßte, daß er ihre Vorschriften zu wirklichen Gesetzen erhebe.

Dem Supernaturalisten ist daher der Wille der Gottheit, die einzige Quelle der moralischen Gesetze, und die Abhängigkeit des Menschen von Gott, der eigentliche Grund der Verbindlichkeit jener Gesetze. Ein Glück, wenn der Supernaturalist noch philosophisch genug denkt, um den Willen der Gottheit durch eine Vernunft bestimmen zu lassen, welche, nur die Schranken abgerechnet, menschlich ist. Denn giebt er der göttlichen Vernunft eine ganz andere Natur, die theils unbegreiflich, theils das Gegentheil der Menschlichen seyn soll: so ist er genöthiget, den göttlichen Willen unfehlbare Ausleger seiner unbegreiflichen Rathschlüsse aufstellen, Unterdrückung der menschlichen Vernunft, Glauben an Widersprüche, gebiethen, und an allem was der menschlichen Natur zuwider ist Wohlgefallen finden zu lassen. Die Moral, die auf diesem Wege gefunden wird, ist noch heut zu Tage die sittliche Richtschnur von mehr als der einen Hälfte der christlichen Welt.

Aber auch der aufgeklärteste Supernaturalist muß den Knoten durch ein Wunder der übernatürlichen Gnade zerhauen lassen, wenn er den menschlichen Willen durch das, was er den Grund der moralischen Verbindlichkeit nennt, nämlich durch die Abhängigkeit
von

von dem Göttlichen, ohne Dazwischentunft von Liebe, Hoffnung, Furcht, und also vom Triebe nach Vergnügen unabhängig, bestimmen lassen will.

Bei aller Verschiedenheit der bisher angeführten Meinungen über den Grund der moralischen Verbindlichkeit, oder, welches eben so viel ist, über das Wesen der Sittlichkeit, ist man gleichwohl in der philosophischen Welt ziemlich einig darüber, daß die Moral eine Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes sey, welche an Evidenz ihren Rang gleich nach der Mathematik einnehme. Da man es nun für ausgemacht annimmt, daß jede eigentliche Wissenschaft einen ersten Grundsatz haben müsse: so hat man auch für die Moral einen solchen Grundsatz aufgesucht, — und genau so viele von einander abweichende erste Grundsätze gefunden, als man Gründe der Verbindlichkeit entdeckt hat. Jede Parthey versichert von dem Ihrigen, daß derselbe allen Bedingungen eines wissenschaftlichen ersten Grundsatzes entspreche, daß er einzig, allgemein, und für sich selbst, ohne eines Verweises aus der Wissenschaft die er begründen soll zu bedürfen, einleuchtend sey, und wiederlegt bis auf den heutigen Tag die ebenfalls einzigen, allgemeinen und einleuchtenden Grundsätze aller andern Partheyen.

Es ist begreiflich genug, warum sich die meisten akademischen Lehrer der Moralphilosophie über den Grundsatz vereinigt haben, der das moralische Ge-

sey (angeblich oder wirklich) durch Vernunft bestimmt
 men läßt, dasselbe nicht offenbar dem Eigennutze unter-
 terwirft, und wie Kant sich irgendwo ausdrückt:
 „der Tugend die Ehre erweist, das Wohlgefallen und die
 Hochschätzung für sie ihr unmittelbar zuzuschreiben,
 und ihr nicht gleichsam ins Gesicht zu sagen, daß es
 nicht ihre Schönheit sondern nur unser Vortheil sey der
 uns an sie knüpfe.“ — „Die neuere Philosophie“
 schreibt einer unserer verdienstvollsten akademischen Leh-
 rer, *) der hier nur noch hätte hinzusetzen sollen: die
 neuere Philosophie der deutschen Professoren) „hat
 „das erste Principium der Sittenlehre so ausgedrückt:
 „Wir müssen uns so vollkommen machen als möglich.
 „Der kürzeste Weg sich von dieser Grundwahrheit zu
 „überzeugen, ist der, den die meisten gewählt haben,
 „nämlich es aus der Natur des Willens herzuleiten.
 „Wir können nichts begehren, sagen sie, was uns
 „nicht gefällt, oder was wir uns nicht anschauend, als
 „gut — und nichts verabscheuen, was uns nicht miß-
 „fällt, oder was wir uns nicht anschauend als böse vorstel-
 „len. Wenn also (?) das gut ist, wodurch unsre Voll-
 „kommenheit vermehrt, oder unsre Unvollkommenheit
 „vermindert wird: so müssen wir unsre Vollkommen-
 „heit wollen, und unsre Unvollkommenheit nicht wol-
 „len. Die Sache hat ihre Richtigkeit.“ — Sie hat
 freys

*) Herr Eberhard in der in seinen Neuesten vermischten
 Schriften, Halle 1788. befindlichen Abhandlung über
 den moralischen Sinn. S. 208. und 209.

freyllich ihre Nichtigkeit, in wie ferne keine der vier Parthenen, die über den Grund der moralischen Verbindlichkeit getrennt sind, Bedenken tragen kann, dieses ganze Raisonnement zu unterschreiben, und es gleichwohl der einen unbenommen bleibe, den innern Unterschied zwischen Tugend und Laster, der andern — die Uneigennützigkeit der sittlichen Handlungen, und der dritten — den natürlichen Ursprung des Sittengesetzes zu laugnen. Denn es kömmt bey der angeführten Erörterung alles darauf an was unter Gut und Böse, Vollkommenheit und Unvollkommenheit gedacht wird, d. h. gerade auf die Punkte, über welche sich die vier Parthenen bis auf diesen Augenblick noch nicht vereinigen konnten. Der berühmte Schriftsteller versteht unter unsrer Vollkommenheit (wie aus dem folgenden erhellt) angemessene Thätigkeit unsrer Kräfte: welches, wenn der Zweck dieser Thätigkeit moralisch ist — denn dieß soll wohl durch angemessen, ausgedrückt werden? allerdings eine sehr edle Bedeutung des Wortes ist. Allein leider! kann er, so lange er, mit den drey übrigen Parthenen, über den Begriff des Angemessenen des mit der Natur unsres Willens übereinstimmenden, den er voraussetzt, nicht einig geworden ist, nicht verhindern, daß die Formel: mache dich selbst so vollkommen als möglich, nicht für die eine Parthey eben so viel heiße, als: verhalte dich so, daß dein eigensnütziger Trieb, durch den Zwang den ihm die Gesellschaft anthut, so wenig als möglich beschränkt werde:

für

für die andere: — Mache dich so geistfähig, als du kannst; und für die Dritte: — Thue was der Wille der Gottheit durch seine unfehlbaren Ausleger, die Bibel, oder die Kirche von dir fordert. — Ohne mich hier für oder wider eine dieser vier Partheien erklären zu können und zu wollen, vermag ich gleichwohl nicht, das Geständniß zurück zu halten: daß mit jeder erste Grundsatz der Moral, der den Grund der sittlichen Verbindlichkeit nicht unabhängig vom Triebe nach Vergnügen festsetzt, nur durch eine moralische Erklärung seines Wortsinnes derjenigen Bedeutung fähig scheint, die er begründen, nicht voraussetzen sollte.

d) Ueber den ersten Grundsatz des Naturrechts.

Noch größer, wo möglich, ist die Uneinigkeit der Philosophen über den Grundbegriff des Naturrechts. Allein ich glaube, mich der historischen Erörterung darüber schon aus dem Grunde überheben zu können, weil sich die verschiedenen bisher aufgestellten ersten Grundsätze dieser Wissenschaft mit denen der Moral in eine und eben dieselbe Haupteintheilung zusammen fassen lassen. Wer indessen die sehr beträchtliche Anzahl derselben der Reihe nach kennen zu lernen wünscht: kan seine Neugierde aus neuern Schriften über das Naturrecht befriedigen. *) In einer derselben

*) Ich würde hiezu den scharfsinnigen Versuch über den ersten Grundsatz des Naturrechts, Leipzig bey Göschel. 1785.

ben **) wird nach einer sehr treffenden Prüfung aller bisher bekannt gewordenen ersten Grundsätze, das Resultat aufgestellt, „daß das Naturrecht entweder gar nicht, oder doch nicht in dem Umfang und in der Form die es jetzt habe, zur Zahl der Wissenschaften gehöre.“ Ich glaube fast jeder Leser, der nicht selbst einen neuen ersten Grundsatz gefunden hat, dürfte durch die Gründe des Verfassers überzeugt werden.

Man ist nicht einmahl über den Begriff von Rechte überhaupt einig, verwechselt bald das Naturrecht mit der Moral, oder hält es bald für unabhängig von derselben, bald so genau mit ihr in einanderfließend, daß man auf die genaue Bestimmung ihrer beyderseitigen Gränzen Verzicht thun zu müssen glaubt.

Am allerauffallendsten aber äußert sich der Mangel eines durchgängig bestimmten allgemein geltenden ersten Grundsatzes an dem äußerst mißlichen Zustande des Naturrechtes; und der mißliche Zustand an den noch ganz unentschiedenen höchst wichtigen Fragen über Leibeigenschaft, Todesstrafen, Fürstenrechte u. s. w. und an der noch immer fortdauernden Gleichgültigkeit

1785. von einem unsrer vorzüglichsten philosophischen Rechtsgelehrten Herrn Professor D. Ziteland vorge schlagen.

**) In Flatts vermischten Versuchen, Ideen zur Revision des Naturrechts.

M. Z. Jul. 1789.

G

leit und Verachtung, womit das Naturrecht von den
 meisten Rechtsgelehrten angesehen und behandelt wird;
 wofür dasselbe schrecklich genug durch die Barbarey ge-
 rächt wird, in welcher die positive Jurisprudenz im
 Ganzen genommen hinter den übrigen Fakultätswissens-
 schaften zurückgeblieben ist, und aus welcher sie selbst
 nach dem einstimmigen Geständnisse unsrer wenigen
 philosophischen Rechtsgelehrten, schlechterdings nur durch
 ein vollendetes und auf allgemeingültigen Principien
 feststehendes Naturrecht empor gehoben werden kan.
 Seitdem die religiösen Vorurtheile an Zahl und Ein-
 fluß verlohren haben, sind die Politischen, wo nicht
 zahlreicher doch wenigstens viel bedenklicher geworden;
 und der weltliche Despotismus beginnt in eben dem
 Verhältnisse die Menschheit mit Skorpionen zu peits-
 chen, in welchem der geistliche aufhört sie mit Rus-
 then zu züchtigen. Unsre unphilosophischen Rechtsleh-
 rer scheinen dabey die alten Rollen der orthodoxen
 Theologen übernommen zu haben, indem sie mit eben
 demselben Geiste die Urkunden des positiven Rechts,
 wie jene die Urkunden der positiven Theologie ver-
 fechten. Sie glauben an dem leidigen Buchstaben
 von Gesetzen, an deren Daseyn Unwissenheit und Ueber-
 macht wenigstens eben so viel Antheil hatten als das
 Streben der dämmernden Vernunft und das dunkle
 Gefühl des Rechtes in finsternen Zeitaltern, das Pal-
 ladium der Menschheit aufzubewahren: während der
 Despot diese Gesetze nur in so ferne gelten läßt, als

er an ihnen Mittel zu seinem letzten Zwecke, der willkürlichen Gewalt, antrifft, und — wenn er die heiligsten Verträge der Nationen umstößt, die Güter seiner Unterthanen wie sein Eigenthum behandelt, und das Leben von Hunderttausenden seinem Ehrgeize, seiner Ländersucht oder auch nur seinem Zeitvertreibe opfert, — bey allem diesem weder Schande noch Widerstand zu besorgen hat, so lange die natürlichen Rechte der Menschheit selbst unter dem Lehrstande noch unentschieden sind, und jene Hunderttausende vor den Thieren, auf denen sie reiten, und die ihnen zur Speise dienen, nicht viel mehr voraushaben als das leidige Bewußtseyn, daß sie dazu bestimmt sind zum Vortheil der Stärkern Lasten zu tragen, und sich bey Gelegenheit abschlachten zu lassen.

x.

IV.

Fragment eines Gedichtes
Ueber die Schöpfung.

Vorerinnerung.

De Luc hat in seinen *Idées sur la Meteorologie* den Gedanken ausgeführt, daß Feuer, Electricität, Wasserdünste u. s. f. aus zwey Stoffen bestehn, einer ma-



tiere grave, und einem flüde deferent. Diesen Gedanken habe ich weiter getrieben; aber er war zu hypothetisch, um ihn in Prosa sagen zu dürfen.

Erquickte mich, o holde Harmonie,
Des Himmels Tochter, Glück der Sterblichen!
O fessele meinen Gang, denn Fesseln sind
Jetzt Wonne mir. Wenn matt der Geist
Von seinem Flug dahin sinkt, richtest du,
Du Göttin nur allein, ihn auf, und machst
Ihn froh und sanft, so daß er glücklicher
In milderm Ton der Welten Anfang singt.

Im Licht, wogegen unserer Sonne Glanz
Nur Dämmerung ist, in dem von Täuschung fern
Die Sonnen wie der Staub verwehn, indem
Der Staub wie Wolken schwebt, in dem
Sah ich, sah ich. — Erzittere nicht Gebein!

Ich kam zurück, und forschte' in der Natur,
Und forschte' im kleinsten nach. Ich sah den Strom;
Er kam, und alles löst' er auf, und nahm
Es meinen Augen, und es floß dahin
Weit fröhlicher und schneller nun dahin.

Ich forschte weiter, sah den Feuerstrom
Er kam, und riß dahin. Der Diamant,
Und Gold und alles floß mit ihm dahin

und

Und ward zur Luft; ich sah die Luft nicht mehr
Und fühlte nur der Ströme Gegenwart.

Ich sah den Sonnenstrahl, er kam und hob
Das Feuer auf, und Flamme ward's und flog.

Magneten sah ich, und es floss ihr Strom
Mit Licht und Feuer hin von Pol zu Pol
Im Augenblick, ich fühlte und sah nicht mehr.

Und immer schneller, immer schneller eilt
Ihr so dahin, ihr Wesen? laßt mich
So ganz allein? Die Schöpfung, die
Der Epäher der Natur in Tausenden
Von Jahren nicht ausforschte, kennen lernte, die
Ist nun — ein Blitz. Zerstört im Blitz? — o nein
O nein, o nicht zerstört. — Zerstörung, ach!
Die denk' ich nicht. — Verhüllt ist sie! sie flieht
Durch mich dahin, ich fühle sie nicht mehr,
Zu schnell, zu fein, verklärt im feinsten Strahl.

Und wer hebt dich, du des Magneten Strom,
Der du mir Feuer, Licht und alles raubst
Was sie enthielten, was sie alles hier
Auflöseth, mir so schnell entführst das sie
Mein sterblich Auge nicht mehr sieht, mein Ohr
Nicht hört, mein feinstes sterbliches Gefühl

Nicht fühlt, — wer führt dich dann, wenn du
 Unmerkbar allen Sinnen, ungefühlt
 Vielleicht durch mich dahin eilst, (so
 Verreicht nicht Sturm die Sonnenstrahlen) was
 Hebt dich? und welch ein schön'res Wesen hebt
 Das Wunder? — Wer — das Wunder? sprich, o sprich!
 Wer jenes Wunder? Ah! ich bin, ich bin
 Der Gottheit näher — rede, sprich, wer hebt
 Dann jenes Wunder? — Wer? — Unendlichkeit.

O du der Wesen schnellstes Wesen, Heil
 Heil ewig dir! Erhabne Gottheit, du
 Bist überall, und überall zugleich. Dein Flug
 Durch aller Ewigkeiten Cirkel ist
 Für uns ein Punct, ein unverrückter Punct.

Ich sink' und staun' im Staube. Schone mich,
 Verschmetternder Gedanke, eile nicht
 So schneidend hin durch mein Gebein. Ein Strahl
 Reißt mich empor — nimm hin nimm, meinen Leib
 Er fesselt mich — ach Schmer; ist diesem Staub
 Dein Götterflug — Verlaß mich, ich bin Staub

O ewger Aldes, Chaos, weltendoll!
 O Myriaden Sonnen, unbemerkt, umspannt
 Mit einer Hand! Ist denn der Punct, den sich
 Raum noch die Seele denkt, den jeder Sinn

Für nichts hält, zwischen Körpern ausgefüllt,
 Ist er so leer? Ein Weltenbeer, von Gott
 Dahin geschleudert, fliehet den Sinn, ist Punkt,
 Ist leer — dort geht die neue Schöpfung an,
 Dort seh' ich, — o verkläre mich, Gedanke!
 Entfessele mich von Raum von Zeit, dort fliehn
 Sie hin. Still — stör sie nicht, Gesang.

Was ist der Raum, in dem ich wandle, was?
 Die Hülle der Unendlichkeit, Gewand
 Der Unermesslichkeit; in ihm gehüllt,
 Erscheint die Schöpfung, Grazie. Zu schwach
 Ist für das Unermessliche mein Geist,
 Für die Unendlichkeiten mein Gefühl,
 Für jenen Blick, mein Staub!

Und was belebt mich? — Ach es rauscht durch mich
 Ein Wesen hin, ich fühle mich umher
 In allemühl ich mich. O Sympathie
 Der Schöpfung! Lächle du, o Mond,
 O Sonne, mir, verbirg nicht dein Gesicht,
 Ach zürne nicht, und komm im Strahlenglanz
 Hervor. — Und du, o winde dich im Staub,
 Du Würmchen, nicht. Wer quälte dich, o? Komm,
 Ich rette dich. Wo ist dein kleines Nest,
 Wo deine Jungen, wo dein liebes Weibchen wo?

Mein, stirb du nicht! sie jammert ja. — Ich seh
 Sirius zum Morr hin. Es fliehn
 Die Sonnen dort. Wo tanzt um mich das Heer
 Von jungen Welten, dem ihr Strahlen leih?
 Und Sonne, Mutter der Planeten, sprich,
 O lieben deine Kinder dich und fliehn
 Sie nie aus ihrer Bahn? Und wenn du stirbst,
 Zeugst du dann eine Tochter wieder, die
 Einst wieder junge Welten zeugt, und liebt
 Ihr mich so jätlich? liebes Sternenbeer!

Du zürtest, Sonne, warfest fern von dir
 Planeten, ichwingst in Fesseln sie umher.

O Sympathie der Schöpfung, mein Gefühl
 Strömt durch den Ocean der Welten. Stern und Stand
 Liebt so wie ich, haßt so wie ich: mein Haß
 Und meine Liebe zeichnen ihren Gang,
 Und meine Zahl berechnet ihren Lauf.

Zahl, du geheiligte, auch dieser Ton
 Auch dies Gefühl ist Zahl! Was ist was ist
 In mir dies ordnende Gefühl? was bin
 Ich dann? — versunkne Lied! — gebundne Gottheit.

S. Link.

V.

Litteratur und Schöne Künste.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen
von Carl Philipp Moritz. Braunschweig,
1788. in der Schulbuchhandlung.

Diese wenigen Bogen scheinen die Resultate vieler Beobachtungen und eines anhaltenden Nachdenkens zu seyn, mit welchen sich der Verfasser bey seinem fast dreyßährigen Aufenthalt in Rom beschäftigte.

Zusörderst entwickelt er den Begriff der Nachahmung durch ein Beyspiel. Er nimmt an, Socrates werde von einem Thoren, einem Schauspieler und einem Weisen nachgeahmt. Der Thor äfft dem Socrates nach, der Schauspieler parodiert ihn, der Weise ahmt ihm nach.

Nachahmen, im edlen moralischen Sinn, wird mit den Begriffen von Nachstreben und Wetteifern fast gleich bedeutend.

Es fragt sich nun, wie die Nachahmung des Edlen und Guten von der Nachahmung des Schönen unterschieden sey?

Jene strebt in sich hinein; diese aus sich heraus zu bilden.

Sehr scharfsinnig werden nun die Gegenstände dieser doppelten Nachahmung aus einander gesetzt und mit den verwandten Begriffen verglichen.

Das Edle und Gute steht zwischen dem Schönen und Nützlichen gleichsam in der Mitte; gut und edel steigt bis zum Schönen hinauf. Nützlich kann sich mit schlecht verbinden, schlecht mit unnütz; und da wo sich die Begriffe am weitesten zu entfernen scheinen, treffen sie gleichsam in einem Cirkel wieder zusammen. Es ist nehmlich ein Vorrecht des Schönen, daß es nicht nützlich zu seyn braucht.

Unter Nutzen denken wir uns die Beziehung eines Dinges, als Theil betrachtet, auf einen Zusammenhang eines Dinges, das wir uns als ein Ganzes denken.

Was nicht nützlich zu seyn braucht, muß nothwendig ein für sich bestehendes Ganzes seyn, und seine Beziehung in sich haben: allein um schön genannt zu werden, muß es in unsern Sinn fallen, oder von unserer Einbildungskraft umfaßt werden können.

Aus der höchsten Mischung des Schönen mit dem Edlen entsteht der Begriff des Majestätischen.

Wenn wir das Edle in Handlung und Gesinnung mit dem Ueblen messen, so nennen wir das Edle groß,

Das Ueble klein. Messen wir wieder das Edle Große und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unserer Fassungs-Kraft kaum noch erreichbar ist, so geht der Begriff des Schönen in den Begriff des Ueb-
habenen über.

Unsre Empfindungs- Werkzeuge schreiben dem Schö-
nen sein Maß vor.

Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für
uns das höchste Schöne seyn, wenn wir ihn einen Au-
genblick umfassen könnten.

Jedes schöne Ganze der Kunst ist im kleinen ein
Abdruck des höchsten Schönen, im Ganzen der Na-
tur.

Der gebohrne Künstler begnügt sich nicht die Na-
tur anzuschauen, er muß ihr nachahmen, ihr nachstre-
ben.

Der Sinn für das höchste Schöne in dem harmo-
nischen Bau des Ganzen, das die vorstellende Kraft
des Menschen nicht umfaßt, liegt unmittelbar in der
Thatkraft selbst.

Der Horizont der Thatkraft, umfaßt mehr als
äußerer Sinn, Einbildungs- und Denkkraft umfassen
können.

In der Thatkraft liegen stets die Anlässe und Anfänge zu so vielen Begriffen, als die Denckkraft nicht auf einmal einander unterordnen, die Einbildungskraft nicht auf einmal neben einander stellen, und der äussere Sinn noch weniger auf einmal in der Wirklichkeit ausser sich fassen kann.

Der Horizont der thätigen Kraft muß bey dem bildenden Genie, so weit wie die Natur selber seyn.

Seine Organisation muß der Natur unendlich viele Berührungspuncte darbieten.

Die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, wählt einen Gegenstand, auf dem sie den Abglanz des höchsten Schönen, das sich in ihr immer spiegelt, überträgt.

Der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen, kann nur im Gefühl der thätigen Kraft, die das Werk hervor bringt, im ersten Augenblick der Entstehung statt finden.

Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigener Kraft empfinden.

Das Schöne kann nicht erkannt, es muß empfunden oder hervorgebracht werden.

Damit

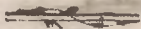
Damit wir den Genuß des Schönen nicht ganz entbehren, tritt der Geschmack oder die Empfindungsfähigkeit für das Schöne in uns an die Stelle der hervorbringenden, Kraft und nähert sich ihr soviel als möglich, ohne in sie selbst überzugehen.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf diese Weise durch Tausend mißlingende Versuche den Frieden mit sich selbst zu stören.

Wo sich in den schaffen wollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom dem Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll; und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unsrer Thatkraft wird, die sich zu dem, was sie begehrt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt: da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunct oder Vollendungspunct des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen aus einander; das Werk kann sich nicht in sich selber ründen.

Die bloß thätige Kraft kann ohne eigentliche Empfindungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich statt finden: dann wirkt sie zur Zerstörung.

Was



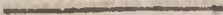
Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst als eines einzigen großen Ganzen. Denn was die Vorwelt hervorgebracht, ist nun mit der Natur verbunden und eins geworden, und soll mit ihr vereint harmonisch auf uns wirken.

Diese Betrachtung muß so ruhig und selbst wieder Genuß seyn, und ihren Endzweck desto sicherer erreichen, indem er keinen Zweck außer sich zu haben scheint.

Auf diese Weise entstand das Schöne, ohne Rücksicht auf Nutzen, ja ohne Rücksicht auf Schaden den es stiften konnte.

Wir nennen eine unvollkommene Sache nur dann schädlich, wenn eine Vollkommnere darunter leidet; wir sagen so wenig daß die Thierwelt der Pflanzenwelt schädlich sey, als wir sagen, die Menschheit sey der Thierwelt schädlich, ob sie sich gleich von oben hinunter aufzehren.

Wenn wir nun durch alle Stufen hinaufsteigen, so finden wir das Schöne auf dem Gipfel aller Dinge, das wie eine Gottheit, beglückt und elend macht, nützt und schadet, ohne daß wir sie deswegen zu Rechtsenschaft ziehen können noch dürfen.



Wir schließen hier den Auszug aus dieser kleinen interessanten Schrift, und überlassen unsern Lesern, sowohl die weitere Ausführung und Verbindung dieser ausgezogenen Sätze, als auch besonders den schönen und rührenden Schluß in ihr selbst aufzusuchen.

Man erkennt in diesen wenigen Bogen den Tief- und Echarissim des Verfassers, den er schon in so manchen Schriften gezeigt; wir finden ihn jenen Grundsätzen getreu, zu welchen er sich schon ehemals bekannt. Nur schadet die Gedrängtheit der Methode und des Stils dem wohl durchdachten und bey mehrerer Beleuchtung auch wohlgeordneten Inhalt.

Er schrieb diese Blätter in Rom, in der Nähe so manches Schönen, das Natur und Kunst hervorbrachte; er schrieb gleichsam aus der Seele und in die Seele des Künstlers, und er scheint bey seinen Lesern auch diese Nähe, diese Bekanntschaft mit dem Gegenstande seiner Betrachtung voraus zu setzen; nothwendig muß daher sein Vortrag dunkel scheinen, und manchen unbefriediget lassen.

Diese Betrachtung bewegt uns, den Verfasser hiermit aufzufordern: durch eine weitere Ausführung der hier vorgetragenen Sätze, sie mehreren Lesern anschaulich, und sowohl auf die Werke der Dichtkunst als der bildenden Künste allgemein anwendbar zu machen.



Die schöne, wohl gewählte und in Rücksicht auf Schönheit des Papiers und Drucks (zumal in Vergleichung mit den englischen Ausgaben) so sehr wohlfeile Sammlung der vorzüglichsten Englischen Schriftsteller, durch deren Unternehmung Hr. Thurneisen in Basel sich ein wahres Verdienst um Teutschland macht, hat, zur Freude aller Liebhaber der englischen Litteratur, immer ihren ununterbrochnen Fortgang, und in diesem Augenblick erhalten wir den 9ten, 10ten, 11 und 12ten Theil von Gibbons History of the Declin and Fall of the Roman Empire, nebst einem Bande Notizen zu den 6 letzten Theilen; womit nun dieses vor-
treffliche Werk, das unter den besten Producten unsers Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet, beschloffen ist.

Zugleich liefert uns Hr. Thurneisen auch den 1sten Theil von Hume's History of England, deren folgende Theile nun eben so hurtig wie das Gibbonsche Werk auf einander folgen werden. Wir haben gegen diese Wahl nichts einzuwenden; nur können wir uns nicht länger entbrechen, die Herren Herausgeber an die Hoffnung zu erinnern, die sie uns schon in der Ankündigung ihres Plans machten, daß Shaftesburys Charakteristiks und sämtliche Schriften unter den ersten Werken seyn sollten, deren Ausgabe sie uns versprochen. Was mag wohl die Ursache seyn, daß wir uns noch immer in unsrer Hofnung getäuscht sehen?



